
EX LIBRIS
WOJEWÓDZKIEJ
I MIEJSKIEJ
BIBLIOTEKI
PUBLICZNEJ
IM. EMANUELA SMOŁKI
W OPOLU

PREZYDIUM
Wojewódzkiej Rady Narodowej
WYDZIAŁ KULTURY

Eichblatts

Deutscher Sagenschatz

Band 4:
Sagen aus Schlesien

von

Prof. Dr. R. Kühnau

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1914 by Hermann Eichblatt, Berlin-Friedenau



Der Dom zu Breslau.

Sagen aus Schlesien

(mit Einschluß Österreichisch-Schlesiens)

Gesammelt und herausgegeben
von Prof. Dr. R. Kühnau : : :

Mit Abbildungen

Geschenk von der Kult
Pforte in Schale
Mühr Deutsch
Schale 19.4.52.

Hermann Eichblatt Verlag Berlin-Friedenau

39(438)
Kühn
Sagen
3957
1091 S
39 (438)
ZBIORY ŚLĄSKIE
12
504
Ale D 230/3 62/C

Vorwort.

Als ich von dem Verleger Herrn Hermann Eichblatt ersucht wurde, für „Eichblatts Deutschen Sagenschatz“ die Herausgabe des Schlesienbandes zu übernehmen, bin ich dem Anerbieten gern gefolgt, da ein Sagenbuch nach dem Plane des Eichblattschen Sammelwerkes für weitere Kreise in Schlesien und ganz besonders für schlesische Schulen fehlt. Mein kürzlich vollendetes vierbändiges großes Sagenwerk „Schlesische Sagen“ (Verlag Teubner 1910/13) hat ja endlich die klaffende Lücke, die Schlesien in der volkskundlichen Sagenliteratur einnahm, geschlossen, aber sein Umfang und die damit verbundene Kostspieligkeit seiner Anschaffung stellen seiner Verbreitung über den Kreis der Bibliotheken und Folkloristen hinaus Hindernisse in den Weg. Da bietet mir das Eichblattsche Unternehmen die Gelegenheit durch Auswahl des Besten, Bezeichnendsten und Interessantesten aus dem schlesischen Sagenschatze eine billige Volksausgabe zu schaffen, die geeignet ist in weitesten Kreisen Verbreitung zu finden.

Ein Sagenbuch von volkskundlichem Werte muß die Sagen so bieten, wie sie wirklich im Munde des Volkes leben. Ein schlesisches Sagenbuch muß neben dem preußischen auch den österreichischen Anteil in angemessener Weise berücksichtigen. Beide Gesichtspunkte sind für meine „Schlesischen Sagen“ sowohl, wie für die vorliegende Volksausgabe maßgebend gewesen. Wie lange es gedauert hat, ehe sich gewisse, heut so natürlich erscheinende Grundsätze durchgesetzt haben, zeigt eine Übersicht über die schlesische Sagenliteratur. Es ist nicht nötig, auf das weitschichtige Quellenmaterial meines großen Sagenwerkes einzugehen (zusammengestellt im vierten Bande). Es genügt, nur die bedeutenderen, selbständigen Sagenbücher zu mustern.

Der Nestor unter den schlesischen Sagenschriftstellern Johannes Praetorius (selbst kein Schlesier) hat sich mit seiner Daemonologia Rubinzalii Silesii 1662 und seinem Satyrus Etymologicus 1672 auf Rübezahl beschränkt, aber er hat dem Namen „Rübezahl“ eine unerhörte Verbreitung verschafft, leider nicht im volkstümlichen Sinne; denn seine Sagen sind

zum weitaus größten Teile keine echten Volkssagen. Erst neuerdings ist es gelungen, den alten richtigen Rübezahl aus dem Wust falscher Vorstellungen herauszulösen. Weit über ein Jahrhundert ging seit Praetorius dahin, ehe man in den Märchen und Sagen des Volkes mehr sah, als „Kuriositäten", denen eine ernsthafte Bedeutung nicht zukomme. Ihre Wertschätzung erwachte erst mit der romantischen Richtung der deutschen Literatur überhaupt. Aber man sah in ihnen zunächst nur Material für den Dichter, um aus ihnen Märchennovellen oder novellistisch ausgesponnene Sagen zu schaffen. Aus dieser Zeit rühren die romantischen Sagen her, deren volkstümlicher Kern unter den künstlichen Zutaten nur schwer festzustellen ist. Dieser Art gehören an Friedrich August Schusters Volksmärchen der Schlesier 1801. In denselben Bahnen bewegt sich Wunster, Oberschlesien, wie es in der Sagenwelt erscheint 1825; Minsberg, Oberschlesische Sagen und Erzählungen, 3 Bändchen 1829/33; C. W. Peschel, Volkssagen und Märchen der Schlesier 1830; Franz Selt, Sagen aus Breslaus Vorzeit 1833; Bergemann, Sagen der alten Burgfeste Gröditzberg, in ein romantisches Gewand eingekleidet 1835. Diese Sagendichtungen haben bis in unsere Zeit insofern verhängnisvoll gewirkt, als sie immer wieder als echte Volkssagen nacherzählt und verbreitet wurden. So hat P. Scharnweber die Erzählungen Wunsters und Minsbergs zur Vorlage seiner hübschen Nachdichtungen („Oberschlesien" 1902/03) genommen. Und doch wurde schon in der Zeit der Romantik richtig erkannt, daß die Volkssage eine selbständige Bedeutung habe und daß ihr Inhalt, wie man ihn im Volke finde, unangetastet bleiben müsse. Zunächst ihr Inhalt. Dieser Gesichtspunkt veranlaßte Büsching zu seinem Sammelaufruf in den Provinz.-Blättern 1813, er veranlaßte ihn auch, aus dem Munde seines alten Burgvogts Schade auf der Kynsburg „die Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertal und von dem Kinsberg" aufzuschreiben und 1824 herauszugeben. Dies ist die erste volkskundlich wertvolle Sagensammlung in Schlesien. Büschings Verdienst würde aber noch größer sein, wenn er seinen alten Burgvogt selber hätte reden lassen und nicht auf eigene Hand stilisiert hätte.

Grundsätze über die richtige Art des Sammelns von Sagen stellte zum ersten Male August Kastner in Neisse auf in

seinem Neisser Gymnasialprogramm von 1845. Er selbst jedoch ist nicht dazu gekommen, aus dem Volksmunde viel zu sammeln, nur einige Sagen hat er in sein Programm als Beispiele aufgenommen.

Mittlerweile war im allgemeinen schon eine Besserung dadurch entstanden, daß die Überzeugung von der Unantastbarkeit des Inhalts und der Unzulässigkeit romantischer Ausspinnung sich Bahn gebrochen hatte. Man kann als Jahr des Umschwunges 1840 annehmen. Dennoch glaubte man immer noch, in der Darstellung dem Volksmunde nachhelfen und stilistisch glätten zu müssen. Auf diesem Standpunkte steht Hermann Goedsches Schlesischer Sagen-, Historien- und Legendenschatz 1840. Im selben Jahre erschien Kerns Schlesische Sagenchronik, ein Album ausgewählter Balladen, Romanzen und Legenden (erweitert 1847 als „Lieder und Sagen" und 1867 als „Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten). Diese poetische Sagensammlung beweist deutlicher als alles andere, wie wenig immer noch die volkstümliche Darstellung als notwendiges Kleid der Sage betrachtet wurde. Und doch ist eine Sage in Gedichtform eine volkskundliche Unmöglichkeit, mit der einzigen Ausnahme des Volksliedes.

Ein großes Verdienst, hier Wandel geschaffen zu haben, kommt der Neuen Folge der Schlesischen Provinzial-Blätter (1862/75) unter Theodor Oelsners Leitung zu. Unter seinen Mitarbeitern finden sich klangvolle Namen wie Karl Weinhold, dessen selbstgesammeltes Sagenbuch 1850 in Krakau verbrannt war, Rudolf Drescher, Joseph Lompa, Anton Peter, und mancher andere, der ihrem Beispiele folgte. Sie hatten dem Volke seine Sprache abgelauscht, und durch Oelsners Zeitschrift fand der echte Sagenton in weiten Kreisen Verständnis und Nachahmung. Zwei vorbildliche Sagenbücher sind damals entstanden, die aber nur Teile Schlesiens betreffen. Eins für die Lausitz im allgemeinen, von Karl Haupt verfaßt 1862/63, eins für Österreichisch-Schlesien von Anton Peter 1867 (zweiter Band seines Werkes „Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien"). Aber der Hauptteil Schlesiens blieb ohne Sagenbuch. Endlich schien Philo vom Walde diese Lücke zu füllen mit seinem Werkchen „Schlesien in Sage und Brauch" 1884, mit einem Vorworte Weinholds. Aber Philo hatte sich im wesentlichen auf den südöstlichen Teil der Provinz (Kreise

Leobschütz, Neustadt, Neisse) beschränkt. Teilsammlungen erschienen mit der Zeit noch andere. Für die Grafschaft Glatz die von Hohaus (in zahlreichen Fortsetzungen in der Glatzer Vierteljahrschrift II—X, 1882/91), ferner der „Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz“ von Max Klose 1888. Für das Waldenburger Bergland schrieb W. Reimann „Geschichte und Sagen der Burgruinen im Kreise Waldenburg“ 1883. Für das Riesengebirge Otto Goedsche „Die Sagen des Riesengebirges“ 1884 und wiederum Max Klose in seinem „Führer durch die Sagen- und Märchenwelt des Riesengebirges“ 1887. In vortrefflicher Aufzeichnung liegen „Volkssagen aus dem Riesen- und Isergebirge“ von Robert Cogho vor, die er nach und nach im „Wanderer im Riesengebirge“ veröffentlicht hatte, und die nach seinem Tode 1903 unter obigem Titel herausgegeben wurden. Für den Landeshuter Kreis hat W. Patschovsky 1893 „Die Sagen des Kreises Landeshut“ gesammelt. Für Oberschlesien sind von Paul und Hildegard Knötel „Oberschlesische Sagen“ in 2 Bändchen veröffentlicht worden 1907 und 1911, meist Nacherzählungen von Originalsagen, recht hübsch auf den Volkston gestimmt.

Ein allgemeines schlesisches Sagenbuch blieb aber ein frommer Wunsch. Das Bedürfnis wurde seit langer Zeit empfunden und immer dringender, schließlich wurde es Ehrensache, da andere Landschaften längst ihre anerkannten Sagensammlungen besaßen. Zunächst mußte aber noch viel gesammelt werden. Da setzte die Tätigkeit der 1895 gegründeten Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde ein, und der Sammeleifer berufener Mitglieder ergänzte für verschiedene Teile der Provinz, was irgendwie an Sagen zu erreichen war. Im Jahre 1905 begann ich mit der Sichtung und Bearbeitung des ungeheuer groß gewordenen Sagenvorrats, und das Ergebnis liegt in dem oben genannten Sammelwerk „Schlesische Sagen“ 1910/13 vor.

Die aus diesem Werke ausgewählte Blütenlese, der ich aus meinen weiteren Sammlungen noch einige geschichtliche und Orts-Sagen angeschlossen habe, übergebe ich hiermit der Öffentlichkeit. Möge das Buch der schlesischen Heimat recht viele Freunde gewinnen.

Breslau, Ostern 1914.

Professor Dr. Richard Kühnau.

Inhaltsverzeichnis.

I. Wiederkommende Verstorbene. Leichen- und Kirchhofsspuk.

Seite

1. Geisterschlacht bei Sulau 1
2. Der graue Rock zu Bunzlau 1
3. Das Bahrrecht 2
4. Zu vieles Weinen über einen Verstorbenen 3
5. Eine Verstorbene als Schwein unter Schweinen 4
6. Der Vampir von Groß-Neundorf 4
7. Gespenstischer Priester 5
8. Pater Faulhabers Tod und Leichenwunder 6
9. Der Spuk auf dem Marktplatze zu Glatz 6
10. Nächtliche Versammlung in der Kirche 7
11. Ein Verstorbener erscheint als weiße Katze 7

II. Weiße Frauen und Schlangenjungfrauen.

12. Die weiße Frau und die Gespensterflamme bei Petersdorf im Riesengebirge 7
13. Die weiße Frau im Schlauser Schlosse 8
14. Die Otternsteine bei Hausdorf 9
15. Die Schlange auf der Ruine Reichenstein 12

III. Feuermänner und anderer Wegspuk.

16. Der schwarze Hund in Görlitz 13
17. Der große Leuchter im Riesengebirge 13
18. Der Leichenzug in der Glausnitz 14
19. Der Wiltscher Feuermann 14
20. Die Lichtmännlein auf Überschar bei Verlorenwasser . . . 15
21. Der Grenzsteinträger im Walde zwischen Schlaney und Klein-Tscherbeney 15
22. Nächtlicher Reiter mit feuerspeienden Hunden 16

IV. Berg- und waldentrückte Geister.

Seite

23. Die ins Knieholz verwünschten Pascher 16
24. Die drei Altväter auf der Kynsburg 17
25. Der General im Eulengebirge 18
26. Die Schönwälderin von Schlottendorf 19
27. Der Vogelhannes 20
28. Der Heuscheuerwirt 21
29. Die Jungfrau auf der Ringelkoppe 23

V. Hausgeister.

30. Die Hausotter in Schlesien 24
31. Der feurige Drache 24
32. Die Kreuzspinne 25
33. Der Teufelstaler 25
34. Das Wichtelmännchen und die Mägde im Grafenorter Wasserhofe 25
35. Das Spielmännchen 26
36. Dracheneier und Drachenhühner 27
37. Die Spillalutsche 27
38. Das Klagemütterchen 27

VI. Erdgeister.

39. Der Zwerg als Freiersmann 28
40. Die Herrlein bei Langenbielau 28
41. Die Fenixmännchen auf der Hochzeit zu Schwammelwitz . . 30
42. Der Wechselbalg der Fenisweibel 31
43. Verbannung der Fenichsmännchen im Grottkauer Oberkreise 32
44. Die backenden Fänismännchen 32
45. Die Fenixmännchen in den Gipsgruben bei Katscher . . . 33
46. Die Hochzeit der Zwerge im Florianiberge 33
47. Die Venusweiblein für immer verscheucht 34

VII. Wald- und Feldgeister.

48. Das Männlein mit dem Hute 34
49. Das Mittagsgespenst in Diehsa 35
50. Buschweiblein läßt sich kämmen 35
51. Das Garn der Holzweibel 36
52. Die Graumännel 36
53. Die Buschmutter 36
54. Die heilige Walpurgis auf der Flucht 37

VIII. Wassergeister.

Seite

55. Erlösung der Wasserlisse im großen Teiche zu Neudorf . . 38
56. Das Wasserweibel an der Neissebrücke bei Frankenberg . . 39
57. Der Wassermann ertränkt zwei Mädchen in der Neisse bei Dürrhartha 39
58. Die drei Jungfern und der Jungfernsee bei Kottwitz . . . 40
59. Der Wassermann bei Deutsch-Rasselwitz 41
60. Der Ritter von Wigstein und die Tochter des Wasserkönigs 42
61. Wassermannssagen aus Klein-Strehlitz 43
62. Der Wassermann in der Mühle bei Tost 44
63. Der Wassermann und die Bären. Der Wassermann mit den Fingern im Zahnrade 45

IX. Tierdämonen.

64. Die Schlangenkönigin von Klingewalde 46
65. Der Lindwurm im Keller zu Schweidnitz 47
66. Der Otternkönig an der Heuscheuer 48
67. Die Drachen auf dem Kahlen Berge bei Gompersdorf . . 49
68. Die Basilisken 49
69. Der Drache im Walde bei Schmograu 50

X. Berggeist.

70. Rübezahls Neckereien 50
71. Rübezahl führt die Wanderer irre 51
72. Rübezahl als Schatzhüter 51
73. Rübezahl als Wettermacher 52
74. Der Rübezahlsgarten 53
75. Der Berggeist Altwater als Schatzspender 53
76. Erscheinungsweisen des Berggeistes in den oberschlesischen Gruben 54
77. Der Name des Berggeistes 55
78. Der Berggeist züchtigt fluchende Bergleute 55
79. Der Berggeist warnt einen Bergmann vor Gefahr 56
80. Wer der Berggeist eigentlich war 56
81. Der Skarbnik teilt den Lohn mit einem Bergmann . . . 56
82. Der Berggeist führt einen Bergmann durch sein Reich . . 57

XI. Nachtjäger.

83. Der Nachtjäger am Kynast und die Holzweibel 58
84. Nachtjäger und Hunde bei Hermsdorf städtisch und Pfaffendorf 59

Seite

85. Der Nachtjäger auf der Jagd 59
86. Der Nachtjäger und seine Töchter in der Schane bei Woitz . 60
87. Der Nachtjäger auf dem Schimmel 61
88. Der Nachtjäger bei Siebenhuben 61
89. Arme Seelen vom wilden Jäger gejagt 62

XII. Tod und Pest.

90. Der Tod als kleines Männchen 62
91. Der Tod als Reisebegleiter 63
92. Der Gevatter Tod 64
93. Der Tod in Rokitsch 66
94. Die Pestgrube in Tormersdorf 66
95. Die Pestlinde in Nowag 67
96. Die Pest in Oels 67

XIII. Teufel.

97. Der Nachtschmied in Görlitz 68
98. Das Teufelswehr in Wehrau 69
99. Der Teufel als dreibeiniger Hase im Walde bei Boberröhrsdorf 70
100. Der höllische Tänzer in der Waldschenke 70
101. Der Teufelsgraben bei Ruppersdorf 71
102. Der Teufel im Schraubstocke zu Langendorf 71
103. Der Teufel läßt sich nicht narren 73
104. Der Teufel als schwarzer Pudel zu Poditau 73
105. Der Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis Albendorf . 74
106. Der Teufel läßt sein Pferd beschlagen 75
107. Der Teufel als Würfelspieler in der Teufelsschenke zu Tscherbeney 75
108. Die Timmlingsage 77
109. Der Teufel als Erbauer der Kirche von Einsiedel 79
110. Wette des Teufels mit Maria 79
111. Der böse Tzessel 80

XIV. Teufelssteine.

112. Der Teufelsstein bei Klein-Biesnitz 81
113. Der Teufelsstein bei Stenker 82
114. Der Teufel verliert bei Heide-Gersdorf seine Steine 82
115. Der Wettstein bei Marklissa und der Teufelsstein bei Sagan 83
116. Der Teufelsstein bei Görtelsdorf 83

Seite

117. Teuflische Fußspuren bei Steinseiffersdorf 85
118. Die Teufelssteine beim Schlosse Schnallenstein 85

XV. Hexen.

119. Mittel gegen den Viehzauber einer Hexe 86
120. Die unheimlichen Katzen in der Mühle 87
121. Das Katzenkonzert und der Meermauer in der Blauen Marie 88
122. Die blühenden Kirschenzweige in der Christnacht 88
123. Das Buttern mit Hülfe des Hexenbüchels 89
124. Der Peterstein im Altvatergebirge ein Hexensammelplatz . . 90

XVI. Alp und Doppelgänger.

125. Die Seele drückt in Mausgestalt eine Weide 90
126. Der Alp drückt erst einen Menschen und dann einen Birnbaum 91
127. Ein Jäger in Weidenau vom Alp geplagt 91
128. Junge Frau drückt als Mora eine Eiche 92
129. Der Doppelgänger zu Breslau 92

XVII. Zauberer.

130. Von dem bösen Herrn in Groß-Särchen 94
131. Die Sagen von den Tappern in Groß-Iser 95
132. Ein Geistlicher bannt einen Poltergeist aus der Gnadenkirche zu Landeshut 97
133. Die Zigeuner gebieten über das Feuer und wissen Brände voraus 98
134. Der Alchimist 99
135. Der „Scharfrichter" in Reichenau macht eine Hexe unschädlich 101

XVIII. Zaubermittel. Wunsch und Fluch.

136. Der Teufelsmüller in der Puschmühle bei Dürrkamitz . . . 102
137. Von der Aufnahme unter die Freimaurer 103
138. Der Arnoldsdorfer Graf 104
139. Die bestrafte Müllerin oder die verhexte Mühle 105
140. Der Hexenmeister Kunze in Bennisch 106
141. Ein Schäfer übt Fernzauber durch Stockschläge 107
142. Der Liebeszauber am Weihnachtsabend 107
143. Die große Linde auf dem Nikolaikirchhofe zu Görlitz . . . 108
144. Die Verbannung der Sperlinge in Neugericht 109
145. Der heilige Hyacinth und die Schalastern 109
146. Das Zupfen beim Schneiden der Wünschelrute 110
147. Die Teufelsnägel zu Königswalde 110

Seite

148. Der erfüllte Fluch des Sterbenden 111
149. Die wunderbar entsprossene Eiche in den Erlen bei Oberglogau 113
150. Der Höllenzwang in Woitzdorf 114
151. Der Jungfernkranz an der Kirche zu Lubetzko 115

XIX. Die Wunder der Unterwelt.

152. Die Siebenschläfer 117
153. Der im Moosebruche gefundene Binderschlägel 118
154. Gott als Schuldner 119
155. Der Besuch im Jenseits 119

XX. Wunderbare Strafen.

156. Die Herrenwiese bei Jauernick 120
157. Der Schüttel-Hoffmann zu Pfaffendorf 121
158. Woher ein Hügel Verlorensberg heißt 122
159. Der bestrafte Falscheid zu Neisse 122
160. Das versunkene Schloß bei Ziegenhals 123
161. Der versunkene Brotfuhrmann 124
162. Das durchschossene Muttergottesbild bei Agnesfeld 124
163. Der Untergang der „Hunstadt" im Moosebruche bei Reihwiesen 125
164. Die Steinbilder im Kuhtal am Annaberge 126
165. Das versunkene Schloß auf dem Grojetzberge bei Lubschau . 126

XXI. Verschiedene Wunder zwischen Himmel und Erde.

166. Freikugelgießen 127
167. Die Wallfahrtskirche zu Hochkirch und ihr Marienbild . . . 128
168. Erbauung der Glogauer Domkirche 130
169. Die Pulverkerzen zu Albendorf 132
170. Der eingemauerte Totenkopf zu Alt-Wilmsdorf 133
171. Die blutige Hand am unterirdischen Gange zu Falkenberg . 134

XXII. Prophezeiungen, besonders von der großen Zukunftsschlacht.

172. Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau 135
173. Der Türkensultan zu Winzig und an den Dreigräben . . . 135
174. Der Krieg 1870 verausgesagt 136
175. Der Ring im Karpfen und der Untergang der Stadt Liegnitz 136
176. Der Fürst vom Morgenlande am Koischwitzer See 137
177. Die Siebenschläfer im Zobten und der Weltuntergang . . . 137

Seite

178. Die große Linde bei Eisersdorf und die Türkenschlacht bei Glatz 137
179. Das Heer der heiligen Hedwig bei Schönwalde 138

XXIII. Glocken.

180. Die Sänglocken von Lichtenwalde 138
181. Die Glocke des versunkenen Katharinenklosters bei Deutsch-Wette 139
182. Die verschwundene Glocke zu Pawonkau 140

XXIV. Schätze.

183. Die Schätze des Hausberges und der Perückenmacher Kilian . 141
184. Das goldene Lamm in der St. Annakapelle 142
185. Die goldene Wurzel in der Agnetendorfer Schneegrube . . . 143
186. Schatzbietende Jungfrau auf der Abendburg 143
187. Der Turmstein mit seinen Spukgestalten und Schätzen . . . 144
188. Die feurige Goldtonne 145
189. Die Goldlade am Scholzenberge bei Ober-Blasdorf 145
190. Der Schatz in einem Keller zu Grüssau 146
191. Das Eselsfüllen und seine Mutter auf der Kynsburg . . . 146
192. Der vermauerte Schatz und Schlüssel in der Pfarrkirche zu Neisse 147
193. Mutter und Kind im Karpenstein 148
194. Die Schatzgräber und der Hase auf dem Butterstriezel . . . 149
195. Das Männlein im Pulverturm zu Oppeln 149
196. Die Ente unter dem alten Schlosse zu Tost 151

XXV. Bergwerks- und Walensagen.

197. Der vom Messer getroffene Welsche in Agnetendorf 151
198. Die Verwünschung des Bergbaues im Jürgengraben bei Johannisbad 152
199. Der goldene Esel zu Reichenstein 153
200. Der goldene Reiter im Goldenen Stollen bei Reinerz . . . 153
201. Versiegen des Silberbergwerkes in Beuthen O/S 154

XXVI. Sagen mit geschichtlichem Hintergrunde.

202. Die Gründung des Klosters Trebnitz 154
203. Herzog Konrad und das Steinauer Bier 155
204. Wie Landeshut 1345 wiedererobert wurde 156

Seite

205. Gotsche Schoff und der Vogel Greif 156
206. Die Erbauung der Jakobskirche in Görlitz 158
207. Die Ziskatrommel 159
208. Die Räuber auf der Schellenburg 159
209. Tapfere Weiber 161
210. Wallenstein und Magister Vechner zu Goldberg 162
211. Georg Wilhelm von Schweinichen im Trinkduelle 163
212. Des alten Fritzen Leutseligkeit 163
213. Friedrich der Große und Abt Stusche 164
214. Zweikampf am Schneckenberge bei Oppeln 165

XXVII. Ortssagen.

215. Der Kutschenstein am Falkenstein bei Fischbach 165
216. Der Hungerturm zu Liegnitz 166
217. Der Schweidnitzer Ratsmann und die Dohle 166
218. Der steinerne Kopf am Dome zu Breslau 167
219. Die Hahnenkrähe bei Breslau 168
220. Der Bär und die Jungfrau mit dem Fisch auf dem Zobten 169
221. Die dreiste Magd hat viel gewagt 170
222. Der doppelschwänzige Löwe im Glatzer Stadtwappen . . . 171
223. Der Wind und der Teufel zu Wartha 172

Quellen, literarische Nachweise und Anmerkungen . 173
Register der Ortsnamen 179

Verzeichnis der Abbildungen.

nach Seite

1. Der Dom zu Breslau zu Nr. 218 . . . . . Titelbild
2. Die Otternsteine im Eulengebirge zu Nr. 14 8
3. Die Kynsburg zu Nr. 24 und 191 16
4. Der Jungfernsee bei Kottwitz zu Nr. 58 40
5. Der Kynast mit den Höllenfelsen zu Nr. 83 56
6. Die Wallfahrtskirche zu Albendorf zu Nr. 105 und 169 . . 72
7. Schloß Johannesberg zu Nr. 108 80
8. Die Peterskirche zu Görlitz zu Nr. 112 88
9. Die Domkirche zu Glogau zu Nr. 168 128
10. Die Agnetendorfer Schneegrube zu Nr. 185 144
11. Burgruine Greiffenstein zu Nr. 205 160
12. Die Hahnenkrähe bei Breslau zu Nr. 219 168



I. Wiederkommende Verstorbene. Leichen- und Kirchhofsspuk.

1. Geisterschlacht bei Sulau.

Bei Sulau im Kreise Militsch ist ein Hügel, der heißt der Schlachtberg, weil da einst im Dreißigjährigen Kriege die Schweden und die Kaiserlichen eine Schlacht oder ein Gefecht miteinander geschlagen haben, wie die Steinkreuze, die man den gebliebenen vornehmen Offizieren dort gesetzt hat, noch bezeugen.

Bei diesen Kreuzen sollen früher oft zwei hohe Offiziere, Generäle, in alter Tracht mit all ihrem Gefolge und Soldaten erschienen sein und zuerst lange freundlich, aber ernst miteinander gesprochen haben. Danach aber haben sie angefangen zu kämpfen und ist ein blutig Gefecht zwischen beiden Haufen entstanden, wobei die Führer mit schrecklicher Stimme Kommandoworte in fremder Sprache gerufen haben. Zugleich hat man in der Luft ein großes Geheul und Gewimmer vernommen, wie von Kämpfenden und Sterbenden. Wenn dies aber eine Zeitlang gedauert hat, ist plötzlich alles wieder verschwunden und rings so ruhig gewesen wie vorher.

2. Der graue Rock zu Bunzlau.

In Bunzlau lebten zwei geizige Brüder freundschaftlich zusammen. Die Freundschaft fand aber durch einen grauen

Rock ihr Ende. Da jeder der Brüder diesen schönen grauen Rock haben wollte, kam es schließlich zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung, bei welcher der eine der Brüder beschwor, daß der Rock ihm gehöre. Tatsächlich aber gehörte der Rock dem andern Bruder. Der Betrogene grämte sich nun über den durch den Meineid herbeigeführten Verlust so sehr, daß er nach kurzer Zeit starb. Sein Geiz ließ ihn die ewige Ruhe nicht finden. Des Nachts hörte man ihn im Hause umherlaufen und mit kläglicher Stimme rufen:

O Graurôk, o Graurôk,
Meiner Seele is nimmermê kê Rôt (kein Rat).

Als der Betrüger gestorben war und der Sarg mit der Leiche aus dem Hause getragen wurde, sah der, den man im Sarge glaubte, oben zum Fenster heraus und blickte seinem eigenen Leichenbegängnisse nach. Seinen Leib begrub man, sein Geist aber war wegen des falschen Eides zurück geblieben. Daß er spuke, ist von ihm nicht weiter gehört worden.

3. Das Bahrrecht.

In Lauban lebte ums Jahr 1645 ein Bleicher, namens Gruner. Der hatte um schnöden Goldgewinstes willen einen Spitzenhändler, der bei ihm eingekehrt war, um einen Garnhandel mit ihm abzuschließen, jämmerlich erschlagen und den Leichnam bei nächtlicher Stunde in den Queis getragen. Aber wie denn der große Bluträcher im Himmel alles ans Licht bringt, so auch diese Tat. Die Leiche wurde gefunden, und es entstand ein großer Zulauf. Der Scharfrichter und „die Jüngsten" waren bestellt, um auf den Gruner acht zu haben. Als aber der Auflauf bei der Leiche größer wird, ist auch der Mörder mit unter dem Haufen gewesen. Da haben alsbald „die Jüngsten" einen Kreis um die Leiche geschlossen, und der Scharfrichter ist in die Mitte getreten und hat mit lauter Stimme gesagt, der Mensch gehöre ihm nicht; der wäre eines gewaltsamen Todes gestorben, und der Mörder befände sich unter dem Haufen des Volkes. Hierauf haben alle bei dem Toten vorbeigehen und ihn mit den zwei Zeigefingern anrühren müssen. Als nun die Reihe an den Gruner kommt

und er ihn anrührt, läuft das rote Blut dem Toten aus der Nase. Da hat man den Mörder sogleich ergriffen und festgesetzt.

4. Zu vieles Weinen über einen Verstorbenen.

Vor vielen Jahren starb im Herrenhause zu Groß-Nädlitz bei Breslau ein zwölfjähriger Knabe, das einzige Kind seiner Eltern. Die Mutter war untröstlich und weinte Tag und Nacht. Da hatten die beiden Dienstboten des Hauses, eine alte Köchin und ein Dienstmädchen, die zusammen in einem Zimmer schliefen, eigentümliche Erscheinungen. Dem Dienstmädchen war es, als ob sie ein Schöpfen unter dem Bette höre, wie wenn jemand mit einem Becher Wasser schöpft, und zugleich das leise und unverständliche Murmeln einer Kinderstimme. Das Mädchen war in der größten Angst. Die Köchin aber wollte nichts gehört haben, dagegen behauptete sie, sie habe etwas vom Fußende des Bettes sich erheben und am Bette entlang bis zum Kopfe wandeln sehen, dann sei es wie ein weißer Strahl mit leisem Zischen in die Luft gestiegen, um in der Hälfte der Höhe nach der Decke hin zu verschwinden.

Zu jener Zeit wurden der unglücklichen Mutter noch verschiedene Nachrichten von Erscheinungen ihres Kindes überbracht.

Ein alter Mann teilte ihr mit, Gustel (der verstorbene Knabe) sei ihm erschienen und habe ihn gebeten, er solle seiner Mutter sagen, sie solle nicht so viel um ihn weinen, er befinde sich an einem sehr schönen Orte, aber er könne sich nicht wie die andern Kinder freuen, weil er immer im Sumpfe waten müsse.

Verschiedene Leute wollten das Kind gesehen haben, wie es ganz naß über eine Wiese herübergekommen sei, um ihnen zu sagen, daß es keine Ruhe finde, denn die Mutter weine so sehr, sie solle doch das Weinen lassen.

Eines Tages kam eine Frau ins Schloß und forschte bei der Dienerschaft, ob die gnädige Frau noch so weine. Sie solle das nicht tun. Sie habe unter fünf Kindern nur ein einziges Mädchen gehabt, und gerade das sei ihr gestorben. Da sei sie untröstlich gewesen und habe Tag und Nacht geweint. Einst

sei ihr im Traume ein langer Zug von Kindern erschienen, in lichten glänzenden Kleidern, immer paarweise, und die Gesichter hätten gestrahlt vor seliger Freude. Und in einem großen Zwischenraume sei ihr eigenes Kind gekommen, mit großer Mühe an zwei schweren Krügen schleppend, und habe flehentlich die Mutter gebeten, sie solle doch aufhören zu weinen, es könne die Krüge schon gar nicht mehr fortbringen; denn darin seien alle die Tränen, die die Mutter weine. Es sei ja wunderschön dort, wo es jetzt sei, wenn es nur nicht so schrecklich zu schleppen hätte.

5. Eine Verstorbene als Schwein unter Schweinen.

In Bernsdorf, Kreis Münsterberg, dürfen die Dienstboten eines Bauerngehöftes keine Schweine füttern. Das hat folgenden Grund. Einmal trägt eine Magd den Schweinen das Futter, und da sieht sie unter den Schweinen ein ganz schwarzes, das frißt mit den andern. Die Magd erschrickt und läuft gleich zur Frau (Frau des Besitzers), um die Sache zu melden. Die Frau geht nun gleich hin, und da ist kein schwarzes Schwein mehr da. Das schwarze Schwein soll aber die alte Frau (Mutter der jetzigen Frau) gewesen sein, die zur Strafe so umgehen mußte, weil sie den Schweinen Brot gegeben hat. Da ist denn den Dienstboten das Füttern der Schweine verboten worden. Dann hat's einmal einer, der noch keine Sünde begangen und dreizehn Schulen studiert hatte, in einer Bierflasche gefangen. Die Flasche hat man auf einen Wagen geladen und vierspännig aufs Feld gefahren und vergraben.

6. Der Vampir von Groß-Neundorf.

In Groß-Neundorf bei Neisse starb jede Nacht einer im Dorfe; der Vampir ging von Haus zu Haus und holte sich sein Opfer. Er kam um Mitternacht vom Kirchhofe und verschwand dort wieder. Da stiegen vier Wächter auf den Kirchturm, um den Kirchhof nach allen Seiten hin zu beobachten. In der Mitternacht erblickten sie die Schreckgestalt. Mit geisterhaftem Tone rief sie ihnen zu: „Komm ich bis ein Uhr hinauf, so seid ihr verloren!" Und sie mühte sich fort und

fort, an den Mauern des Turmes emporzuklettern, und schon war sie fast oben, da schlug es eins, und sie stürzte herab und war verschwunden.

Am andern Morgen grub man an der Stelle, wohin das Gespenst gefallen war, die Erde auf und fand einen schlafenden Menschen. Sogleich wurde der Schläfer geviertteilt und wieder begraben; das Sterben hörte auf.

7. Gespenstischer Priester.

Ein „Sammelpater" (ein Bruder, der für sein Kloster sammeln geht) kommt einmal auf eine Pfarrei, wo er übernachten will. Als es Abend wird, spricht er zum Pfarrer: Ich möchte gern einmal in der Kirche über Nacht bleiben. Und als der Pfarrer erstaunt ist über diesen Wunsch, fährt er fort: Ja, Herr Pfarrer, ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe so ein Verlangen in der Kirche zu bleiben. „Nun, wenn es Ihnen Vergnügen macht, in Gottes Namen; hier haben Sie die Schlüssel," sagt der Pfarrer. Der Sammelpater nimmt also ein Licht und sein Brevier und geht in die Kirche. Dort setzt er sich in eine der hintersten Bänke und betet. Er wird auch nicht schläfrig und fürchtet sich auch nicht. Und endlich schlägt es ½12 Uhr. Da tut sich die Sakristeitür auf, und ein Priester kommt mit dem verdeckten Kelch, wie um zu zelebrieren. Aber weil kein Ministrant da ist (den Sammelpater bemerkt er nicht), dreht er wieder um und verschwindet in der Sakristei. Am andern Morgen erzählt der „Pater" dem Pfarrer die Geschichte. Da spricht der Pfarrer, offenbar sei er bestimmt, die arme Seele zu erlösen, und er solle nur in der nächsten Nacht wieder hingehen. Das tut er denn und kniet sich jetzt ganz vorn hin beim Altar auf den „Predigtstuhl" (besondere Betbank für den Priester), um gleich zur Hand zu sein, wenn etwa der Priester komme. Um ½12 Uhr geht es wie gestern, der Priester tritt durch die Sakristeitür und geht nach dem Altar. Und der „Sammelpater" steht sofort auf und schickt sich an zu ministrieren. Als dann das heilige Opfer dargebracht ist, da gehen sie beide nach der Sakristei zurück, und hier erklärt ihm der Priester: Nun seien sie b e i d e erlöst; 52 Jahre sei er allnächtlich zum Altare gegangen, aber immer umsonst, weil er

nie einen Ministranten gefunden. Das sei die Strafe gewesen dafür, daß er einmal eine Messe unterlassen. Als der Priester das spricht, bemerkt der „Sammelpater", daß an seiner einen Hand die schwarze Fingerspitze, die er vorher bemerkt hatte, ganz weiß geworden ist wie der andere Körper des nun ganz Verklärten. Damit verschwand der Priester, denn sein Leib war nur ein „geistlicher Leib".

8. Pater Faulhabers Tod und Leichenwunder.

Im Jahre 1757 war Pater Andreas Faulhaber, ein Glatzer Bürgersohn, Katechet und Schloßprediger zu Glatz. Dieser wurde auf die Aussage eines Deserteurs verhaftet und unter gemeine Verbrecher ins Stockhaus gebracht. Es wurde ihm zur Last gelegt, in der Beichte einen Soldaten (namens Joseph Lentwig) auf dessen Frage entgegnet zu haben, daß die Fahnenflucht zwar eine große Sünde, aber doch nicht so groß sei, daß sie nicht vergeben werden könne. Pater Faulhaber erklärte bei seiner Vernehmung, daß er diese Äußerung weder leugnen noch eingestehen könne, da er das Beichtgeheimnis nicht verletzen dürfe. Dem charakterfesten Priester erging es nun ähnlich, wie dem heiligen Johannes von Nepomuk, der aus ähnlichem Anlaß, weil er das Beichtgeheimnis nicht preisgab, in die Moldau gestürzt wurde. Pater Faulhaber wurde am 30. Dezember 1757 auf königlichen Befehl zum Galgen geführt und aufgeknüpft.

Die Leiche soll zwei Jahre sieben Monate auf der Richtstätte unversehrt hängen geblieben und erst von den Österreichern abgenommen worden sein. Ihre feierliche Beisetzung in der Gruft der Pfarrkirche fand am 8. Juli 1760 statt. Das Volk hat aber an das traurige Ereignis die schöne Sage geknüpft, daß die göttliche Vorsehung, durch die Erhaltung des priesterlichen Leichnams während 31 Monaten, die Standhaftigkeit und den Heldenmut dieses Mannes öffentlich anerkannt habe.

Im Volksmunde heißt es auch wohl noch heute, daß die Leiche des seligen Paters unversehrt in der Gruft liege.

9. Der Spuk auf dem Marktplatze zu Glatz.

An der Muttergottes-Statue zu Glatz soll in früherer Zeit in der Mitternachtsstunde oftmals eine Geistergestalt

erblickt worden sein, die aber den Menschen aus dem Wege ging. Der Geist wurde der Hans genannt und soll schon lange Zeit auf jener Stelle bemerkt worden sein, ehe die Statue errichtet war. Wer dieser Hans gewesen ist, weiß eigentlich niemand, wohl aber munkelt man, daß der ehemalige Landeshauptmann von Glatz, ein gewisser Hans von Warnsdorf, keine Ruhe finden konnte, weil er einen schlesischen Ritter Hans von Wiesenburg unschuldig als Königsmörder zu Glatz am 2. März 1464 hat vierteilen lassen.

10. Nächtliche Versammlung in der Kirche.

In der Nähe von Zabrze ging eine Frau am Abend des Allerseelentages bei einer Kirche vorbei. Da sah sie ein Licht darin brennen. Als sie neugierig näher trat und bis an die Tür kam, gewahrte sie die ganze Kirche voll knieender Gestalten. Eine von diesen trat auf die Frau zu und sagte zu ihr: „Gevatterin, rettet Euch, indem Ihr Euch schleunigst entfernt; wenn Euch die andern erblicken, zerreißen sie Euch. Denn während Ihr Menschen alle Tage die Kirche betreten könnt, ist es uns armen Seelen nur einmal im Jahre am Allerseelentage gestattet. Da wollen wir aber Ruhe haben und ungestört bleiben."

11. Ein Verstorbener erscheint als weiße Katze.

An der alten Pfarrkirche zu Gleiwitz befindet sich eine Gruft, in der viele Geistliche begraben liegen. Ein Prälat, der schwere Sünden begangen hatte, soll dort als weiße Katze auf dem Sarge sitzen. Ein jüdisches Mädchen spuckte einst beim Vorbeigehen mutwillig hinein. Da gab es ihr eine Ohrfeige, daß man jahrelang an ihren Wangen die Krallen sah.

II. Weiße Frauen und Schlangenjungfrauen.

12. Die weiße Frau und die Gespensterflamme bei Petersdorf im Riesengebirge.

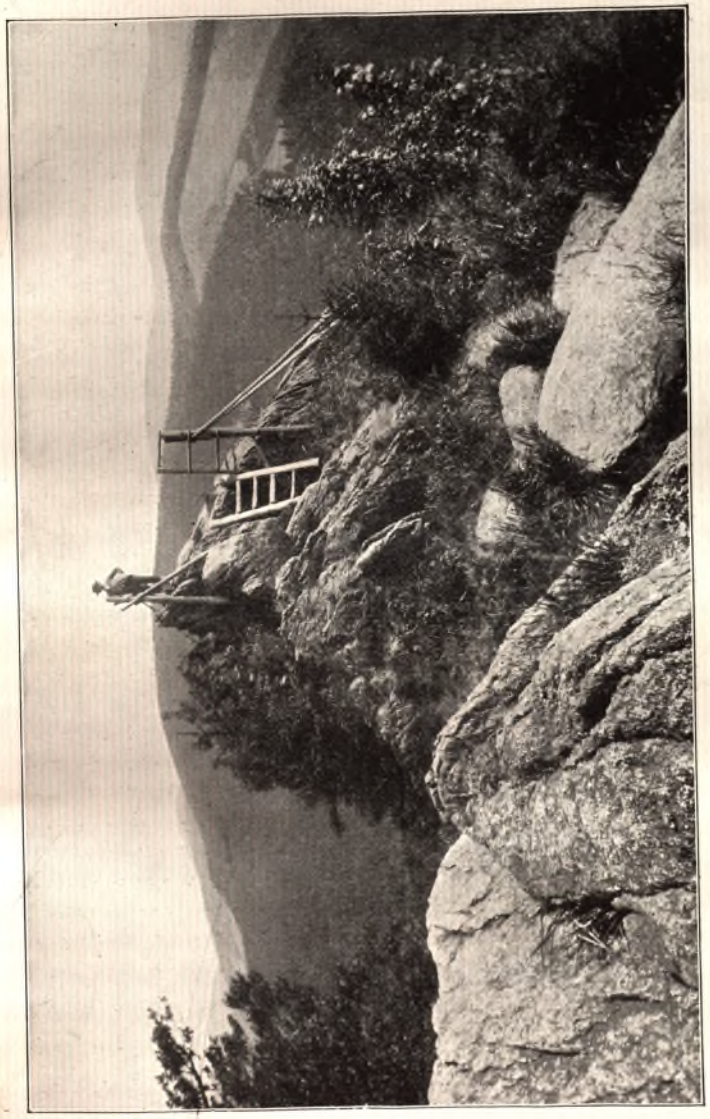
An dem Wege, der von dem oberen Ende von Petersdorf über das Puschwitzsche Grundstück nach Kiesewald hinauf-

führt, steht eine prachtvolle, alte Buche. An dieser Buche zeigt sich bisweilen bei nachtschlafender Zeit eine mächtige Flamme, wie wenn eine ganze Schütte Stroh brennt, und verlischt nach einigen Minuten wieder, ohne irgend welche Brandspur zu hinterlassen; ebenso verlischt sie auch sofort, wenn Leute sich ihr nähern, die den Mund nicht halten können. Es leben noch jetzt in Petersdorf Leute, die noch vor wenigen Jahren, und zwar stets um die Zeit der Hartenberger Kirmes, jene mächtige Flammen gesehen haben, die sich durch eine etwas ins Blau-Violette schillernde Färbung von gewöhnlichem Feuerscheine unterschied. Da der Lichtschein unbeweglich an der Buche haftet, nicht aber, wie der sogenannte „Große Leuchter", sich fortbewegt, liegt die Vermutung nahe, daß bei jener Buche ein Schatz vergraben liegt, der, wie die über ihm wehende Gespensterflamme bezeugt, nach oben drängt. Für das Vorhandensein eines solchen Schatzes spricht auch die Erscheinung der weißen Frau bei jener Buche, worüber in Petersdorf das Nachstehende erzählt wird.

Vor etwa zwölf Jahren kehrte in einer mondhellen Herbstnacht, nicht lange nach Mitternacht, in einem Gasthofe in Petersdorf ein gewisser Hallmann aus Rochlitz ein, der als Pascher (Schmuggler) berüchtigt war. Er war, von Kiesewald herabsteigend, in der Geisterstunde an jener Buche vorübergekommen und hatte bei dieser eine weiße Gestalt stehen sehen, die er mit verwunderten Blicken musterte. Es war eine noch jugendliche Frau, deren blasses Antlitz von einer weißen, gestickten Haube bedeckt war, und deren mittelgroße Gestalt durch ein weißes Gewand und durch ein ebenfalls weißes, gesticktes Tuch verhüllt war. Statt Hallmanns ebenso neugierige, wie teilnehmende Frage, wo sie denn hinwolle, zu beantworten, stierte die weiße Frau mit glanzlosen Augen ins Weite. Die Erscheinung erfüllte Hallmann mit solchem Grausen, daß er blaß wie eine Kalkwand, von Fieberfrost geschüttelt, in dem Petersdorfer Gasthofe eintraf und sich von der ausgestandenen Angst nur schwer zu erholen vermochte.

15. Die weiße Frau im Schlauser Schlosse.

Im Schlosse zu Schlause hatten die Küchenmädchen zweimal in der Woche die breiten Eichenholztreppen zu scheuern,



Die Otternsteine im Eulengebirge.

die vom Keller in das Erdgeschoß und von dort in den ersten Stock führten. Die Mädchen, die zuerst das Geschirr abwaschen mußten, kamen öfters erst spät zum Scheuern der Treppen.

Eines Abends war es besonders spät geworden, wohl schon nach 11 Uhr. Die Mädchen waren gerade in der Mitte der Kellertreppe angelangt, als ein Luftzug das Licht der Laterne flackern ließ. Aufstehend von den Stufen gewahrten sie eine schlanke, hohe Frauengestalt, die eben zwischen ihnen durchging, weiß gekleidet und anscheinend einen Schleier umgelegt. Die Dame — denn eine solche war es — stieg leichten, doch festen Schrittes die Treppe hinauf, und ihr aufgelöstes, goldblondes Haar hing ihr in einem einzigen mächtigen Strom über den Rücken herab, fast den Kleidersaum berührend. Die Mädchen wunderten sich, dachten aber, es sei eine von den Beamtentöchtern zur Gräfin (Schlabrendorf) befohlen worden, was ja öfters geschah. Obwohl um diese Zeit die Haustür geschlossen war, dachten sie, sehr ermüdet, nicht weiter nach, sondern arbeiteten weiter. Nach etwa ½ Stunde hörten sie leichte Schritte im oberen Flur. Dann kam dieselbe Dame um die Ecke und stieg, den Mädchen diesmal das Gesicht zugekehrt, die Treppe hinab. Sie war sehr bleich, hatte schöne, ernste, regelmäßige Züge und niedergeschlagene Augen. Das Haar war jetzt geflochten in zwei mächtige Zöpfe, von denen der eine nach vorn, der andere aber den Rücken hinunter hing. Die Erscheinung verschwand plötzlich in einem Flurgang, der, wie beide Mädchen genau wußten, verschlossen war. Nun erst kam den beiden die Sache unheimlich vor. Sie liefen sofort zu der alten Wirtschafterin und mit dieser zur Gräfin, die mit den Schlüsseln zum Keller selbst herunterkam und alles nachsah. Der Keller war fest verschlossen, wie immer, und keine Spur von der Erscheinung mehr zu entdecken.

14. Die Otternsteine bei Hausdorf.

Mit Abbildung.

Vor Jahr und Tag sah man in Hausdorf bei Neurode bisweilen einen armen alten Mann, namens Spitzer, langsam durch das Dorf sich martern; er ging nicht mit den Füßen, sondern auf den Knien. In der Jugend war er diese

Gangart nicht gewohnt gewesen. Eines Abends aber kam er gelähmt aus dem Walde zu den Seinigen heimgekrochen und blieb fortan gelähmt, bis der Tod ihn erlöste — ein Schrecken hatte es ihm angetan. Von ihm erfuhr ich auf Umwegen folgende Sage, die zugleich Aufschluß über den Anfang seines Elends gibt.

Da man 1100 nach Christus schrieb, stand auf dem Eulengebirge oberhalb Hausdorf ein einfaches, schlichtes Blockhaus, das ein tapferer Ritter bewohnte und sein Schloß nannte. Liebe und Friede waren die Zierden des kleinen Herrensitzes, starke Arme, scharfe Schwerter und Mannesmut waren seine Verteidigungsmittel.

Auf einmal sollte alles Glück und aller Friede dort in des Waldes Einsamkeit ein Ende nehmen. Der Ruf von der Bedrängnis des heiligen Grabes war unserm Ritter kund geworden, und ob die jugendliche Gattin noch so herzinniglich ihn bat, er eilte fort und schloß sich den Kreuzfahrern an. Der Gram des jungen Weibes läßt sich nicht schildern. Selbst als sie eines Knäbleins genas und Muttersorgen ihr Zerstreuung hätten verschaffen sollen, vermochte sie ihre Gedanken nicht loszureißen von dem, der ihr ein und alles gewesen war. In diesen Träumen geschah es, daß sie des Kindes einst gänzlich vergaß, und als sie endlich zu ihm kam, fand sie es tot. Eine der Ottern, die auf dem Berge nicht selten waren, hatte sich an dem Bettlein hinaufgeringelt, sich dem Knäblein um den Hals gewunden und so das kaum begonnene Leben beendet. Nicht lange darauf starb auch die Mutter. Die Sehnsucht nach dem geschiedenen Ehegemahl und die Gewissensqualen wegen des Kindes hatten sie getötet. Aber Ruhe sollte sie nicht finden. Ihre Schuld verlangte eine Sühne. In die Tiefe des Berges verbannt, darf sie nach je hundert Jahren an zwei aufeinander folgenden Tagen an die Oberfläche der Erde steigen, an dem ersten in ihrer natürlichen Weibesgestalt, an dem zweiten als Schlange oder Otter. In dieser zweiten Gestalt muß sie eines gewaltsamen Todes sterben, dann erst ist ihre irdische Schuld getilgt.

Wiederholt war diese Gnadenfrist gekommen. Ängstlich hatte die Büßerin Umschau gehalten in dem ihr angewiesenen Reviere, aber den erhofften Erretter nicht gefunden. Wie-

derum schlug die Freiheitsstunde, und diesmal hörte sie das Einschlagen einer Axt in Holz und wußte, daß ein Mensch in der Nähe war. Als sie sich dem Arbeiter — dies war der erwähnte Spitzer — nahte und ihn grüßte, war dieser zwar erstaunt, fürchtete sich jedoch nicht, da die vor ihm stehende Gestalt überaus holdselig anzuschauen war. Sie bat ihn um seine Hilfe zu ihrer Befreiung, erzählte ihre Leiden und ihre Schuld und sagte: „Morgen werde ich dir wieder erscheinen, aber nicht als Weib wie heute, sondern als Schlange. Fürchte dich nicht, denn ob ich auch wütend auf dich losfahre und dich umkreise, ich habe keine Gewalt dir zu schaden. Halte nur stand, ergreife deine Axt und töte mich. Die Schlüssel, die ich in meinem Maule tragen werde, entreiße mir, sie öffnen dir den Eingang zu den Schätzen des Berges, aus denen du den Lohn für deinen Mut davontragen magst.“ Der Holzhacker versprach zu tun, was die Schloßfrau begehrte, und diese verschwand zwischen den Bäumen.

Am nächsten Tage war Spitzer noch nicht lange bei der Arbeit, als ein ganz unheimliches Zischen ihm näher und näher zu kommen schien. Bald sah er auch, daß es die bang erwartete Schlange war, die das Zischen verursachte. Furchtbar war ihr Anblick: ihre Augen erschienen wie rollende Feuerkugeln, und aus ihrem Maule schossen Feuerflammen wie zuckende Blitze. Bei diesem Anblicke vergaß der Mann das Versprechen, das er der Dulderin gegeben, und suchte in der Flucht sein Heil. Die Strecke, die er durcheilte, war nicht lang, es verließ ihn aber die Kraft, die Füße versagten ihren Dienst, und er brach zusammen. In demselben Augenblicke aber, als er hinsank, hörte das Zischen und Verfolgen der Schlange auf, und ein unsagbar wehmütig klingender Ton stieg zum Himmel empor. Nachdem volle Ruhe eingetreten war, wollte Spitzer sich erheben, vermochte es aber nicht, er war gelähmt und blieb es bis zu seinem Lebensende. An der Stelle, an der er zusammengebrochen war, wächst eine Tanne, die nach vielen, vielen Jahren gefällt und in Bretter geschnitten werden wird, aus denen eine Wiege gefertigt werden soll. Das erste Knäblein, das darin von einer sorgsamen Mutter in Schlaf geschaukelt wird, soll, zum Manne herangereift, die arme Seele der Burgherrin erlösen.

15. Die Schlange auf der Ruine Reichenstein.

Unter den Trümmern der Burg Reichenstein bei Jauernig sollen große Schätze verborgen liegen.

Davon hörte auch einst ein armer Webergehilfe, und er beschloß, den vergrabenen Reichtum zu heben. An einem Palmsonntage unter der Passion machte er sich ans Werk. Vom Gipfel des Trümmerhaufens ließ er eine Wünschelrute springen, welche vor ein kellerartiges Gewölbe fiel. Da begann er nun zu graben. Doch hatte er kaum die ersten Hackenschläge getan, so kam unter den Trümmern eine riesige Schlange hervor, die in ihrem Rachen einen goldenen Schlüssel trug. Voll Entsetzen warf er die Hacke weg und wie gebannt starrte er das Ungetüm an. Doch dieses sprach: „Habe keine Angst vor mir, denn wenn du die Schätze haben willst, dann brauchst du sonst nichts als Mut zu beweisen. Entkleide dich nun, und besitzest du die Kraft, keinen Laut von dir zu geben, wenn ich mich an deinem nackten Körper hinaufwinde, um dir den Schlüssel in den Mund zu reichen, so hast du mich nicht nur erlöst — denn ich bin eine verwunschene Jungfrau — sondern du gelangst auch in den Besitz der ungeheuren Schätze, die im Kellergewölbe der Ruine, in einer eisernen Truhe verborgen sind, deren kunstvolles Schloß der goldene Schlüssel hier öffnet.“ Die Habgier überwand den Ekel, und der Webergeselle entkleidete sich.

Die Schlange wand sich nun langsam an ihm hinauf. Doch als ihr kalter, schlüpfriger Körper an sein Herz kam, da stieß er einen markerschütternden Schrei aus, und in diesem Augenblicke war auch die Schlange spurlos verschwunden.

Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne, als er voll Entsetzen nach Hause kam. Nur in abgerissenen Sätzen konnte er sein bestandenes Abenteuer erzählen, denn die Fieberhitze raste schon in seinem Hirn und warf ihn auf das Lager, von dem er nicht mehr aufstehen sollte — er mußte seine Habgier mit dem Leben bezahlen.

III. Feuermänner und anderer Wegspuk.

16. Der schwarze Hund in Görlitz.

In Görlitz war bis vor wenigen Jahren an der Ecke der Jüdengasse und Büttnergasse im Pflaster ein großes Abzugsloch. Das hieß im Volksmunde das Hundeloch. Das kommt daher: In der Weihnachtsnacht zwischen zwölf und ein Uhr spukt in Görlitz ein großer schwarzer Hund. Der kommt aus einem ähnlichen Wasserloche am Jakobshospital heraus, geht zum Frauentore hinein bis an jenes Loch, wo er verschwindet, aber nach einiger Zeit kommt er wieder zum Vorschein, um seinen Rückweg anzutreten. Wegen dieses Hundes ließen die Stadtsoldaten am Frauentore allemal in der Weihnachtsnacht das Pförtchen auf, weil sie sich fürchteten, ihn in seinem Wege zu verhindern. Es war aber einmal ein beherzter Kerl unter ihnen, der fürchtete sich vor dem Teufel selber nicht, spottete über die Erscheinung und beschloß, dem Hunde entgegenzutreten. Es war ein sehr stürmischer Weihnachtsabend. Die anderen Soldaten blieben in der Wachtstube, er aber schloß sorgfältig die Pforte und stellte sich mit aufgestecktem Bajonett an der innern Seite derselben auf. Kaum hatte es 12 Uhr geschlagen, da kam der Hund, groß, schwarz und zottig, und als er das Tor nicht geöffnet fand, schüttelte er sich zornig und machte so große feurige Augen, daß es erschrecklich anzusehen war. Plötzlich aber setzte er mit einem gewaltigen Sprunge über das hohe Gitter hinweg. Die Soldaten in der Wachtstube hörten ein furchtbares Schnauben und Poltern, dann war alles still. Wie sie endlich hinausgehen, finden sie ihren Kameraden leblos im Schilderhause. Seine Flinte aber war zusammengedreht wie eine Schraube. Als der Soldat erwachte, erzählte er, was ihm begegnet war. Er ist aber nicht wieder gesund geworden und schon nach drei Wochen gestorben.

17. Der große Leuchter im Riesengebirge.

Bis vor etwa fünfzig Jahren war der Berghang zwischen Saalberg und Kynwasser im Riesengebirge noch ziemlich sumpfig und nur von wenigen Wegen durchschnitten.

Am Kreuzwege unterhalb des Forsthauses erhob sich vor nächtlichen Wanderern plötzlich ein mächtiges Licht, wie wenn eine ganze Schütte Stroh brennt, und leuchtete, wenn man sich still verhielt, den Saalbergern sogar bis an die Wohnung. Dann mußte man dreimal zu der Leuchte sagen: „Gott bezahl's Euch!" Dann ging der große Leuchter ruhig zum Kreuzweg zurück und verschwand.

Als aber einst ein Saalberger dem Feuermann zurief: „Rotstumpe, bist du tumm!" fuhr das Feuer in einen Haselstrauch, der sofort in Brand geriet, und schüttelte sich vor Zorn und Ärger, daß die Funken sprühten. Es ist nicht ratsam, den großen Leuchter zu necken und zu verspotten, er verfolgt den Spötter und zündet sogar sein Haus an.

18. Der Leichenzug in der Glausnitz.

Unweit des Dorfes Glausnitz ist ein Grenzgraben, da zeigt sich oft eine gar schaurige und vorbedeutende Erscheinung. Wenn nämlich ein Glied der Familie Schaffgotsch sterben soll, sieht man drei Tage vorher um Mitternacht über den Graben einen Leichenzug wandeln. Schwarze Pferde ziehen den schwarz verhangenen Sarg und viele dunkle Gestalten gehen ihm voran und folgen ihm mit Fackeln. Es ist noch nicht lange her, daß eine adelige Dame diesen Zug gesehen hat, als sie gerade nach einer Besitzung des Grafen zum Besuch reiste, und als die drei Tage vergangen waren, erhielt sie die Nachricht von dem Tode eines der Familienmitglieder.

19. Der Wiltscher Feuermann.

In der Nähe von Wiltsch, auf dem Wege, der von diesem Orte nach Giersdorf bei Wartha führt, hart an der glätzisch-schlesischen Grenze, hatte einst ein Feuermann das Revier, in dem er umherschweifen durfte. Er war gutmütiger Natur und wurde keinem Menschen, außer den Dieben und solchen, die seiner spotteten, gefährlich. Das wußten die Bewohner der umliegenden Dörfer und ließen ihn in Frieden. Ein Wiltscher Bauer jedoch, der Stroh in Giersdorf geholt und sich dadurch, daß er lange Zeit in der Schenke sitzen geblieben war, verspätet hatte und in der dunklen Nacht erst heimfuhr,

konnte es sich nicht versagen, den Feuermann in seiner Ruhe zu stören. Er rief: „Feuermann, Feuermann, zünd mir's Stroh im Wagen an!" Augenblicklich folgte der Neckerei die Strafe, das Stroh brannte wirklich; und es blieb dem Spötter nichts übrig, als in aller Eile und auf die Gefahr hin, sich durch die Flammen selbst zu verletzen, abzuladen, sonst wäre auch der Wagen noch mit verbrannt. Wer aber meinte, das Unglück habe den Leichtsinnigen gebessert, der wäre im Irrtum. Denn nachher wie vorher stieß er lose Reden gegen den Geist aus, namentlich forderte er ihn unaufhörlich zum Leuchten auf. Doch dieser ließ sich nicht sehen.

Als der Bauer die Pferde ausgespannt, sich selbst bereits entkleidet hatte und gerade im Begriffe war, in sein Bett zu steigen, da klopfte der Feuermann ans Fenster und rief mit furchtbarer Stimme herein: „Feuerjo! Feuerjo! Sieh, dein Hof brennt lichterloh!" Wohnhaus, Scheuer, Stall standen in hellen Flammen.

20. Die Lichtmännlein auf Ueberschar bei Verlorenwasser.

Die Lichtmännlein waren recht nützliche kleine Geschöpfe, und die früheren Bewohner von Verlorenwasser haben es gar sehr bedauert, daß sie allmählich seltener wurden und zuletzt ganz weg waren. Ging in der guten alten Zeit ein in das erwähnte Dorf Gehöriger aus, dann kam pfeilschnell von der Überschar her ein Männlein. Sein Wams war rot, und statt der Mütze trug es eine Laterne mit brennendem Lichte, mit der es fortwährend den einzuschlagenden Pfad erhellte. Nicht eher fühlte sich das Männlein seines Dienstes enthoben, als bis es diejenige Person, der es einmal zu leuchten übernommen, wieder nach Hause geleitet hatte. Hier brauchte der Zurückkehrende nur „ich danke" zu sagen, und der kleine Geist verschwand. Unterließ er es aber, dieser seiner Pflicht nachzukommen, dann setzte sich der Laternenträger außen auf den Fensterkopf und wartete, bis er seine Belohnung empfing.

21. Der Grenzsteinträger im Walde zwischen Schlaney nach Klein-Tscherbeney.

Die alte Seppelten hat meiner Mutter oft erzählt, daß in dem großen Pusche (Busche), der auf dem Wege von Schlaney

nach Klein-Tscherbeney liegt, sich die Leute gefürchtet haben, dort allein durchzugehen. Denn dort hat's immer so jämmerlich geschrien: „Wohin damit? Wohin damit?" Einmal aber ist ein betrunkener Handwerksbursche in der Nacht durch den Pusch gegangen, und wie der immerfort die Worte hört: „Wohin damit? Wohin damit?" da bleibt er stehen und sagt: „Gi's derthi, wu de's genumma host!" Da wurde auf einmal so ein heller Schein um ihn und eine weiße Gestalt stand vor ihm. Jetzt wurde er erst nüchtern und überlegte sich, was er gesagt hatte. Aber die Gestalt bedankte sich oft und oft und sagte zu ihm: „Über 2000 Jahre plag ich mich schon im Fegefeuer, und keiner hat mir noch geholfen, bis du gekommen bist. Als ich auf der Welt lebte, da habe ich Grenzsteine umgesetzt, und nach meinem Tode haben mich die Grenzsteine beständig gedrückt, und jetzt mußte ich sie in diesem Pusche hier immerfort auf dem Rücken herumtragen. Davon hast du mich befreit."

22. Nächtlicher Reiter mit feuerspeienden Hunden.

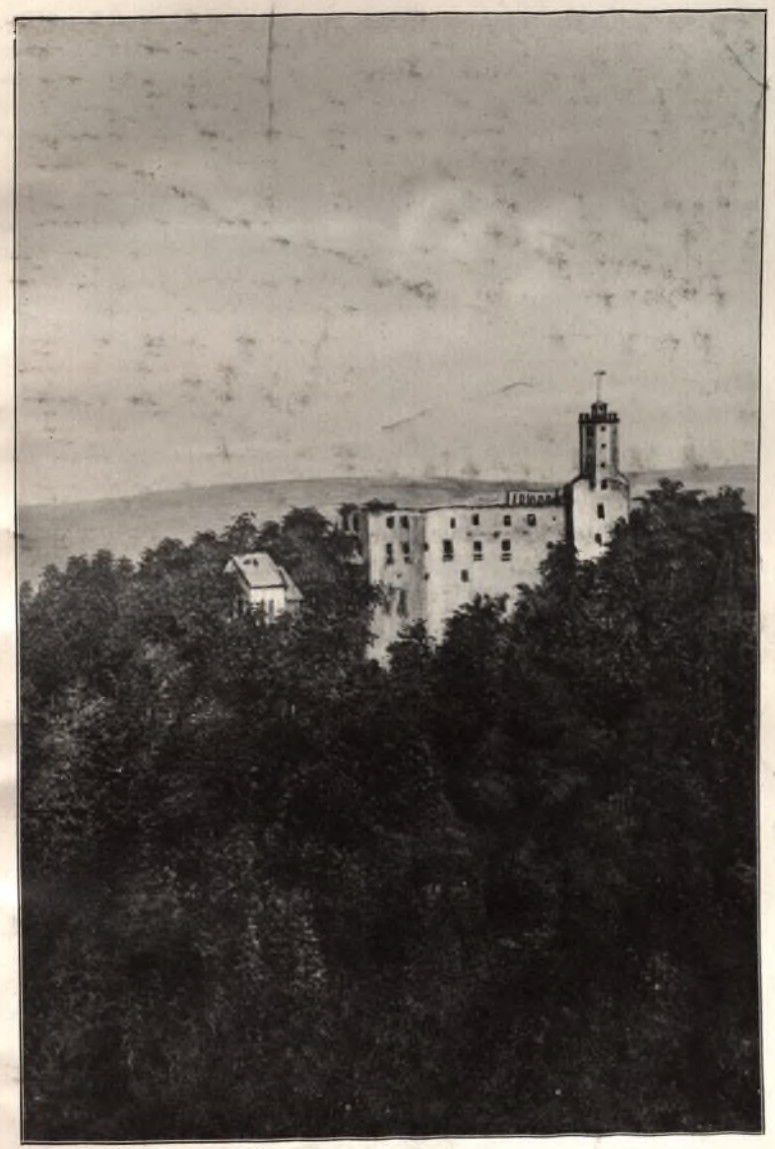
In Kostenthal kujonierte ein Erbrichter furchtbar die Dorfbewohner. Unter anderm beschmierte er die Leute mit Honig und stellte sie vor die Bienenstöcke hin, so daß sie von den erbosten Tieren jämmerlich zerstochen, ja sogar getötet wurden.

Als der grausame Gutsherr gestorben und beerdigt worden war, fand er im Grabe keine Ruhe, sondern mußte umgehen. Pechschwarz in Teufelsgestalt kam er auf schneeweißem Pferde in rasendem Galopp allnächtlich vom Friedhofe angeritten. War er bis ans Hoftor gelangt, so gesellten sich ihm eine große Schar kleiner schwarzer Hunde mit feuerspeienden Mäulern bei, die kläfften und schrien. Viele Leute sahen die Erscheinung und vernahmen mit eigenen Ohren den Lärm.

IV. Berg- und waldentrückte Geister.

25. Die ins Knieholz verwünschten Pascher.

In einer wilden Wetternacht schleppte ein Pascher (Schmuggler) mit einer Anzahl Genossen allerlei Waren aus dem nahen Schlesien über das Gebirge. Es war stürmisch und



Die Kynsburg.

kalt, das schien ihr Unternehmen zu begünstigen. Sie kamen glücklich bis in die Nähe der Wiesenbaude; hier wurde es aber plötzlich hinter Baum und Strauch lebendig, als der Mond aus den Wolken hervortrat. Es war kein Zweifel, sie waren umstellt. Jetzt galt es, das Leben in Sicherheit zu bringen, die Waren schienen verloren. Sie stoben auseinander, hinunter ins Tal, hinauf ins Knieholz. Einem von ihnen waren sie besonders auf der Ferse. Er rannte ins Knieholz. Es war eine Jagd auf Leben und Tod. Je höher er stieg, desto sicherer wurde er, aber von Mattigkeit überwältigt, stolperte er über einen Knieholzbusch und sank nieder. Er konnte nicht weiter und schlief bald ein. Als er wieder erwachte, lag er hinter einem Backofen. Unter ihm dehnte sich eine weite Stube aus, und an einer Tafel saßen wildbärtige Gesellen, die lustig zechten und mit allerlei Kurzweil den Abend kürzten. Eine Weile schaute er ihnen von seinem hohen Lager zu, dann stand er auf und stieg zu ihnen herab. Er grüßte, und sie luden ihn ein, bei ihnen Platz zu nehmen. Hungrig und durstig, wie er war, ließ er sich nicht dreimal bitten, den köstlichen Speisen und Getränken zuzusprechen. Als er satt gegessen und getrunken hatte, füllte er auch die Taschen mit Lebensmitteln an und machte sich sodann auf den Heimweg. Kaum war er aber über die Türschwelle getreten, so war das Haus verschwunden. Er stand bei dem Knieholzgebüsche, an dem er niedergesunken war. Er glaubte geschlafen zu haben und hielt alles für einen Traum. Da besann er sich auf die Lebensmittel, die er zu sich gesteckt hatte. Er griff in die Taschen, aber was zog er heraus? Zapfen, Unrat und ähnliche Dinge. Von nun an war er überzeugt, er wäre bei Paschern gewesen, die ins Knieholz verbannt worden seien.

24. Die drei Altväter auf der Kynsburg.

Mit Abbildung.

Im Siebenjährigen Kriege, als die Österreicher im Weistritztale und auf dessen Höhen festen Fuß gefaßt hatten, kam eine Gesellschaft von Offizieren auf die Kynsburg, um das Innere derselben genau zu besehen. Die Herrschaft war längst abgereist und hatte sich an einen sicheren Ort begeben; nur der Beamte mit seinen Leuten war zu Hause. Von diesem

verlangten die Offiziere, er solle ihnen alle, aber ja alle Türen aufmachen. „Gern und willig soll dies geschehen," erwiderte der Verwalter; „aber einige Gemächer sind verschlossen, und zwar schon seit vielen Jahren; ich habe zu ihnen nicht die Schlüssel, und diese sind längst vermißt worden." „Auch diese müssen geöffnet werden; laßt den Schlosser dazu kommen!" gebot ein Offizier. Der Schlosser, den der Wächter sofort holte, kam bald mit einem Bunde Haken und Nachschlüsseln. Die Offiziere, welche sich unterdessen im andern Teile des Schlosses umgesehen hatten, befahlen ihm, er solle im hinteren Teile der Burg die verschlossenen Türen aufmachen. Er ging ans Werk und mit geschickter Hand gelang es ihm, einige rasch aufzuschließen. Jetzt kam er an eine schmale eiserne Tür; er versuchte einige Schlüssel, und mit einem starken Schnapp sprang plötzlich und ihm selbst unvermutet das Schloß auf. Da trat er in ein kleines dunkles Zimmer; aber welch ein Anblick überraschte ihn! Drei alte Männer in langen Kleidern, denen ihre weißen Bärte die Brust bedeckten, saßen an einem Tische, auf dem ein großes Buch aufgeschlagen lag. Ihr Blick war auf den eintretenden Schlosser gerichtet. Dieser, sonst ein beherzter Mann, erschrak so sehr, daß er sich an allen Gliedern gelähmt fühlte. Der stiere Blick dieser drei Altväter war, wie er sich später auszudrücken pflegte, unmöglich noch einen Augenblick auszuhalten. Indessen faßte er sich, kehrte um aus dem Gemache, und krachend flog die Tür in ihr Schloß zurück. Da ergriff ihn Grausen und Entsetzen, er lief, was er konnte — und nichts vermochte ihn zu halten — aus der Burg hinaus, den Berg hinunter und seiner Wohnung zu. Einige Wochen mußte er das Bett hüten, ehe er sich wieder erholte. Er ist nachher oft aufgefordert worden, im Beisein mehrerer jene Tür zu zeigen, hat aber solche nicht mehr gefunden und hat nur so viel angegeben, daß sie auf der Talseite im hinteren Teile des Schlosses gewesen sei.

25. Der General im Eulengebirge.

„Junge, fürchte dich nicht!" sagte eine Bauersfrau in Rothwaltersdorf zu ihrem Sohne, als dieser die Kühe des Vaters hinaustrieb an die Abhänge des Eulengebirges. „Wovor denn nicht?" fragte der Knabe. „Vor dem General! Das

ist ein langer, blasser, finster dreinschauender Mann in militärischer Uniform, die von oben bis unten von Gold strotzt. Der Kragen des Rockes ist mit Goldstickerei geziert, die Epauletten, die Knöpfe der Montierung, der Degen — das ist alles von Gold. Du kannst übrigens ganz genau sehen, ob er guter Laune ist oder nicht, wenn du auf die Stiefeln, die er trägt, Obacht gibst. Ist er mit schwarzen Stiefeln bekleidet, dann singe und pfeife dein Liedchen, so laut du willst, er wird tun, als ob er dich nicht bemerkte, und langsam vorübergehen. Hat er aber gläserne Stiefeln an, dann sei stille und duck dich, denn der Arme hat dann seinen bösen Tag und könnte in seiner üblen Laune dir etwas antun."

Zweihundert Jahre lang wanderte der General auf den Kämmen des Eulengebirges hin und her; nur selten stieg er herab zu den Bewohnern der Ebene. Niemandem hat er etwas Gutes erwiesen, diejenigen aber, welche ihm absichtlich einen Possen spielten, strafte er hart. Einst ging ein Eierhändler von Falkenberg nach Dorfbach und begegnete einem Offizier, der gläserne Stiefeln an den Füßen hatte. Das sah natürlich lächerlich aus, und der Eierhändler bekam Lust, dem ernsten General einen Streich zu spielen. Er beugte sich nieder, ergriff einen Stein und warf ihn auf den einen Glasstiefel in der Absicht, diesen zu zertrümmern. Er hatte sich aber verrechnet. Der alte General schleuderte mit dem gläsernen Stiefel den Stein mit solcher Gewalt zurück, daß dieser in den Eierkorb fiel und Mann und Korb zu Boden riß. Als sich der boshafte Eierhändler wieder erhoben hatte, gewahrte er, daß sämtliche Eier zerschlagen waren, der General aber mit seinen gläsernen Stiefeln auf der Hohen Eule stand. Da schlich er beschämt nach Hause und die Neckerei ist ihm für immer vergangen.

26. Die Schönwälderin von Schlottendorf.

Eine Bauersfrau in Schlottendorf bei Camenz pflegte ihre Dienstboten abscheulich zu behandeln, bezichtigte sie der Unehrlichkeit und wenn sie den Dienst verließen, behielt sie ihre Sachen zurück. Nun lag sie krank darnieder. Es war gerade Sonntag, und alle Leute waren in der Kirche. Da kommt ein Wagen mit vier Rappen vors Haus gefahren, ein

schwarzgekleideter Herr springt heraus und geht hinein. Nach einiger Zeit kommt er wieder heraus und fährt davon mit Donnern und Sausen. Als die Leute aus der Kirche kommen, finden sie die Frau tot im Bette. Es kommt das Begräbnis. Als der Leichenwagen an die Grenze kommt (der Kirchhof lag im andern Dorfe), da erhebt sich ein furchtbarer Sturm, Krähen fliegen scharenweise über den Sarg hinüber und herüber mit lautem Geschrei und die Pferde sind kaum imstande, den Wagen fortzubringen. Endlich ist der Kirchhof erreicht. Als der Sarg ins Grab hinabgelassen wird, erscheint er ganz leicht. Als die Leute vom Grabe zurückkehren, ist die Tote schon wieder im Hause und rumort in Küche und Keller. Da wird ein Geistlicher geholt, den Poltergeist zu bannen. Dieser zwingt ihn in eine Flasche. Als die Flasche hinausgefahren wird nach dem Jauersberge, ist sie so schwer, daß vier Pferde zu ziehen haben. Auf dem Jauersberge wird eine Grube gegraben, die Flasche hineingesenkt und die Stelle umzäunt. Seitdem hatte der Spuk im Gehöft zwar ein Ende, aber am Jauersberge ist's nicht geheuer. Wer in der Mittagstunde dort wandert, wird in die Irre geführt, allerlei Schabernack stößt ihm zu und er ist froh, wenn er heil davonkommt. Dieser Geist heißt im Volke die Schönwälderin von Schlottendorf.

27. Der Vogelhannes.

In der städtischen Taberne zu Glatz polterte es allnächtlich auf dem Boden und schwirrte und summte im Keller, auch in den Zimmern hörte man den Geist umhertapsen, ohne ihn zu sehen. Der Scharfrichter bannte ihn endlich. Er ging mit einem ledernen Sack in der Mitternachtsstunde in den Keller der Taberne. Nicht lange, da hörte man oben ein klägliches Geschrei wie von einer Katze, und der Scharfrichter brachte den Geist im Sacke herauf. Er trug ihn in den Nesselgrunder Forst hinaus und setzte ihn am Vogelberge aus, nachdem er dreizehn alte Klatschweiber hatte ein weites Revier umlaufen lassen. In diesem hauste der Geist, den man den Vogelhannes nennt. Er hat sein Vergnügen daran, hier allerlei Schabernack zu treiben.

Ein Revierförster ging einst von Kaiserswalde nach Nesselgrund, um seinem Oberförster eine Meldung über Forstdiebstähle zu machen. Als er den Kreuzweg vor dem „Toten Mann" erreicht hatte, sah er einen Kerl vor sich gehen, der in allen Farben prangte. Er hatte eine gelbe Mütze, einen blauen Rock, eine grüne Hose und einen roten Beutel auf dem Rücken. Der Förster eilte dem wunderlichen Manne nach und wollte ihn anreden. Das war aber unmöglich, denn der Fremde ging ebenso schnell wie der Förster. Da schnitt dieser den Weg ab, indem er einen Waldpfad verfolgte, der einen Bogen des Hauptweges umging. Als er aber diesen erreicht hatte, war der bunte Mann verschwunden und von dem Wege flog ein mächtiger Adler auf, der ein teuflisches Gelächter ausstieß. Der Förster sah an der Aufflugstelle die menschlichen Fußtapfen enden und erkannte, daß er von dem Vogelhannes geneckt worden war.

Ein Leiermann war bis an die Kressenbrücke gekommen und blieb dort mit seinem Karren stehen. Als er ihn weiter ziehen wollte, war dieser wie festgewachsen. Nun stand er ratlos bei dem Gefährt und schimpfte. Da kam ein Mann aus dem Walde und versprach ihm Hilfe, wenn er ihm etwas vorspiele. Der Leiermann leierte ein Stück nach dem andern ab. Als er aber aufhören wollte, da konnte seine Hand nicht von der Kurbel los, er mußte weiterleiern bis zum Sonnenuntergang; der fremde Mann aber tanzte wie rasend um ihn herum. Als die Sonne hinter der Hohen Mense verschwand, sank ihm plötzlich die Hand von dem Leiergriff herab, und der tolle Tänzer war verschwunden. Nie wieder hat er sich in den Nesselgrunder Forst gewagt, wo ihm der Vogelhannes so übel mitgespielt hatte.

28. Der Heuscheuerwirt.

In einem nahe an der Heuscheuer gelegenen Dorfe befand sich ein Gasthaus, in dem der Gastwirt gestorben war, aber nach seinem Begräbnis war er wieder da. Wenn die Sonne am höchsten stand, tummelte er sich auf dem Dachfirsten seines Hauses. Und wie häßlich er aussah! Sein Kopf war der eines alten Mannes, der übrige Körper der eines kleinen Knaben. Dazu war er mit einem feuerroten Wamse angetan. Entsetzen ergriff die Bewohner, und es war für sie wie eine Erlösung, als ein Ordensmann, der zufällig einkehrte, sich erbot, den Geist zu bannen. Er zitierte ihn in einen leinenen

Beutel, den er kreuzweise verschnürte. Der Beutel wurde zwischen zwei an der Sonne getrocknete Ziegel gelegt, in die der Mönch auf jeder Seite eine Höhlung gemacht hatte. Die Ziegel verschnürte er wiederum kreuzweise mit Bast von einem Baum des nächsten Kirchhofes. Dann trug er den Geist auf den Heuscheuerkamm und warf ihn an einem öden, unwegsamen Platze in den Sumpf und ließ die Stelle mit einem Zaune umgeben. Jetzt ist die Stelle ausgetrocknet und Beerensträucher wachsen allda. Wer aber die Früchte pflücken will, der kann etwas erleben.

Ein Lehrbursche hatte sich einst auf der Heuscheuer verlaufen. Er sollte einen neu gefertigten Leibrock an den Besteller, einen reichen Bauer, abliefern. Als er einige Stunden umhergeirrt war, sah er prächtige Beeren hinter einer Hecke stehen, kroch über das Hindernis hinweg, legte seine Bürde ab und begann sich an den Beeren zu laben. Er hörte aber gar sonderbare Töne und eilte erschreckt fort. Als er den richtigen Weg wiedergefunden hatte und bei dem Bauer eingetreten war, bemerkte er zu seiner großen Verwunderung, daß der blaue Leibrock sich in einen gelben Rock umgewandelt hatte. Den blauen Rock trägt seit jener Zeit der Heuscheuerwirt — so nannte man das Gespenst dort oben — dem er besser gefallen hat als sein altes gelbes Kleid.

Ein bekannter Wilddieb war einst auf den Heuscheuerkamm geraten und dem Bannorte des Heuscheuerwirtes nahe gekommen. Als er über die Einfriedigung hineinsah, bemerkte er zu seiner großen Freude einen frisch angebrochenen Rehbock. Da sagte er zu sich: „Wie schlau doch die Jäger sind! Hat einer den Rehbock geschossen und nicht heimtragen mögen. Da hat er sich gedacht: Hier ist der beste Versteck, weil sich die Leute vor dem Heuscheuerwirte fürchten. Na, ich glaube an solche Faxen nicht.“ Sofort kletterte er über die Einfriedigung hinweg und stand bei der Beute. Doch kaum berührte seine Hand das Wild, da verwandelte sich der tote Rehbock in einen mächtigen Adler, der den Wilddieb ergriff und sich hundertmal mit ihm in der Luft überschlug. Der Wilderer wurde dabei bewußtlos, und als er zu sich kam, lag er neben einem großen Felsen weit ab vom Kamme. Seitdem glaubte er an Heuscheuerwirts bösartige Neckereien.

29. Die Jungfrau auf der Ringelkoppe.

Ein nördlicher Ausläufer des Heuscheuergebirges ist der Sternrücken mit der sagenumwobenen Ringelkoppe bei Barzdorf. Alte Leute des Dorfes wußten zu erzählen, daß hier vor vielen hundert Jahren ein Raubschloß gestanden und überall Angst und Furcht verbreitet habe. Da geschah es einst, daß ein Kaufmann mit Frau und Tochter Geschäfte halber dieses Gebirge durchzog, von den Rittern aber beraubt und auf den Rat der Burgfrau, welche die Bürgersleute haßte, ins Burgverließ gesperrt wurde, wo sie alle drei elend zugrunde gingen. Auf diese Schreckensnachricht hin ist von den Bewohnern Braunaus eine feierliche Prozession gehalten und die seligste Jungfrau gegen die Gewalttätigkeiten der Ritter um Hilfe gebeten worden. Und siehe da! Die Nacht geht geräuschlos vorüber, der neue Tag bricht an; aber statt der unheimlichen Hörnerklänge der Burgwächter, statt des Geklirrs der blinkenden Waffen herrscht jetzt dort Totenstille, nur der Wind winselt und seufzt. Denn die Ritterburg ist in eine Felsenburg verwandelt worden.

Nur einmal des Jahres, in der Mitternacht des hohen Weihnachtsfestes, wenn der Priester in der Kirche die Mette liest, da öffnet sich die Burg, solange eben die Mette dauert. Dann schließt sie sich wieder von selbst, und der kalte Wind winselt und heult wieder an den kahlen Wänden vorüber. Des seligen Barzdorfer Müllers Urgroßvater soll nun, so erzählt man, zufällig um diese Zeit übers Gebirge gegangen und nicht wenig erschrocken sein, als er in der versteinerten Burg ein einsames Licht erblickte. Er tritt voll Staunen herzu, und o Wunder! da sieht er die Burg offen stehen. Er schreitet weiter und erblickt in einem großen dunklen Rittersaale, von einem kleinen Lampenlichte nur spärlich erleuchtet, an einem altertümlichen mächtigen runden Eichentische eine wunderschöne Jungfrau sitzen. In ihrem schönen Antlitze prägt sich Wehmut und der tiefste Schmerz aus, ihr Haupt ist auf die Rechte gestützt, ihr langes goldgelbes Haar wallt zur Erde herab, die Füße des mächtigen Tisches oftmals umschlingend. Auf ihrem Schoße liegt ein schneeweißes Hemd. Ihre Blicke sind darauf gerichtet, und mit Tränen der Wehmut benetzt sie es. Jährlich macht sie einen Stich an

ihm. Jetzt ist es schon fertig bis auf einen Ärmel, und wenn es ganz vollendet ist, erscheint das Ende der Welt, wo sie zugleich von ihren Leiden und ihrer Buße erlöst werden wird.

V. Hausgeister.

50. Die Hausotter in Schlesien.

In ganz Schlesien ist im Volke der Glaube verbreitet, daß jedes Haus seine Hausotter habe. So sehr man auch sonst den Ottern nachstellt — die Hausotter bleibt unbehelligt. Ja, man hegt und pflegt sie sogar. Sie ist des Hauses guter Geist, der dasselbe vor allerlei Unglück bewahrt. In Gebirgsdörfern findet man zuweilen bei der Stalltüre ein kleines Holzschüsselchen, in das bei jedem Melken kuhwarme Milch gegossen wird. Es dauert nicht lange, so ist die Hausotter da und stillt ihren Gelüst und Durst. Zeigt sich die Hausotter einmal irgendwie auffällig, dann glaubt man, sie komme, dem Hause ein Unglück anzukündigen, das sie nicht verhüten kann.

51. Der feurige Drache.

Des Nachts sahen die Leute im Dorfe Kritschen bei Oels öfter einen langgezogenen feurigen Schein, der sich durch die Luft hin nach dem Hause eines bestimmten Bauern bewegte und immer in dessen Bodenluke verschwand. Das war der sogenannte feurige Drache, der dem Bauern Korn und alle Sorten Getreide brachte, das er auf dem Boden ausspie. Daher hatte der Mann den Boden immer voll Getreide.

Einstmals ging ein Mädchen aus dem Dorfe an einem regnerischen Tage durch das Getreidefeld und fand am Raine ein Hühnchen sitzen, das ganz naß war. Sie hatte Mitleid mit dem Tierchen und nahm es mit. Als sie es nach Hause gebracht hatte, fing es an, Getreide auszuspeien, und so spie es mehrere Säcke voll Korn aus. Das war derselbe Drache, der des Nachts durch die Luft flog und einen feurigen Schein hinter sich her zog.

Manche Leute wollen das Hühnchen auch bei dem Bauern in der Stube gesehen haben, wie es dort unter den Tischen, Bänken und Betten herumlief.

52. Die Kreuzspinne.

Ein Mann aus Utschendorf hat einst eine Kreuzspinne sieben Jahre lang in einem Kästchen eingesperrt gehalten und dann statt ihrer ein Steinchen gefunden, das jedes Gift entkräftete. Als er es aber einmal selbst berührte, tötete es ihn. Das war die Rache für die in sieben Jahren erduldeten Qualen.

53. Der Teufelstaler.

Der Teufel verwandelt sich bisweilen in einen Taler und gesellt sich in dieser Gestalt gewissen Menschen bei. Wer einen solchen „Teufelstaler" in die Hand bekommt, der kann in kurzer Zeit ein reicher Mann werden, und zwar auf die leichteste Art von der Welt. Der Besitzer eines solchen Geldstücks hat nämlich nichts anderes zu tun, als dieses wechseln zu lassen und erhält dadurch das eingewechselte Kleingeld und den harten Taler ebenfalls, weil dieser nie in den Händen des Wechslers bleibt, sondern stets zu dem ersten Besitzer auf rätselhaftem Wege zurückkehrt. Man kann also einen Teufelstaler tausend und mehrere Male verausgaben, immer wieder wird er in der Tasche des ursprünglichen Eigentümers sich vorfinden. Trotzdem sucht man ihn so schnell wie möglich loszuwerden, um sich von der Verbindung mit dem Teufel zu lösen. Das ist aber überaus schwer. Nur wer ihn ins Wasser wirft, ist seiner ledig.

54. Das Wichtelmännchen und die Mägde im Grafenorter Wasserhofe.

Im Wasserhofe zu Grafenort, welcher derselben Herrschaft wie das Dominium Hradschin gehört, trugen die Mägde täglich die Haare überaus sauber geordnet und gekämmt. Das konnten sie auch leicht, denn es kostete sie keine Mühe. Während sie nämlich auf dem Backofen in der großen Gesindestube schliefen, kam ein Wichtelmännchen und wusch und flocht die herabhängenden Zöpfe. Seitdem aber eins der Mädchen im Übermute den kleinen dienstbaren Geist erhaschen und küssen wollte, blieb dieser verschwunden.

55. Das Spielmännchen.

Ein Bauer bat seinen Freund, einen Fuhrmann, der öfters nach Wien kam, ihm doch einmal ein Spielmännchen mitzubringen. Er hatte nämlich gehört, daß das Glück des Spielers — denn das war er — auf einem Spielmännchen beruhe, das der Kartenspieler in der Tasche herumtrage. Der Fuhrmann versprach ihm das. Als er wieder aus Wien zurückfuhr, fiel ihm unterwegs ein, daß er seines Freundes vergessen habe. „Was soll ich tun?“ sprach er zu sich selbst. „Leer zurückkommen will ich nicht. Wo aber soll ich ein Spielmännchen hernehmen?“ Plötzlich sah er einen schwarzen Käfer über den Weg laufen. Halt, dachte er, du kommst mir eben recht. Er fing ihn, sperrte ihn in ein dazu bestimmtes Fläschchen und nahm ihn mit nach Hause. Sein Freund war darüber sehr erfreut und versuchte sogleich sein Glück. Wirklich fielen ihm die Karten von nun an so günstig, daß er kein Spiel mehr verlor. So mehrte sich sein Geld zusehends. Als er sich für hinlänglich reich hielt, versuchte er's, ohne das Fläschchen zum Spiele zu gehen, und das Spielglück verließ ihn auch so nicht. Aber wenn er nach Hause ging und seine Taschen musterte, fand er das Fläschchen mit seinem Spielmännchen darin, mochte er es auch vorsätzlich zurückgelassen haben. Jetzt wurde ihm bange und er fürchtete einen bösen Ausgang. Endlich kam er auf den verzweifelten Gedanken, das eigene Haus anzuzünden und den Spielgeist darin zu verbrennen. Er steckte das Haus, wo er das Zauberfläschchen in einem Schranke verwahrt hatte, in Brand und lief davon, so schnell er es nur vermochte. Als er vom Laufen müde ausruhen wollte und sich nach der Stelle des niedergebrannten Hauses umsah, rief eine Stimme aus seiner Tasche:

Gotts Blitz on Land!
Wie sei wer gerannt!
Wär wer ni asu gerannt,
Do wär wer verbrannt!

Da war das Spielmännchen wieder bei ihm, und es war keine Möglichkeit, seiner los zu werden.

56. Dracheneier und Drachenhühner.

Oft legen die Hühner am Ende ihrer Legezeit noch ein oder zwei kaum halb so große Eier, als die früheren. Das sind die Dracheneier, aus denen die Drachenhühner ausgebrütet werden, die auf Kornböden, in Ställen und Scheuern großen Schaden anrichten und endlich als Drachen davonfliegen. Solche Dracheneier muß man, um nicht später zu Schaden zu kommen, übers Dach des Hauses werfen. Was ein Drache fortschleppt, muß er zuvor in die Schale eines Eies sammeln, aus dem ein Drachenhuhn ausgebrütet wurde. Einst hörte ein Bauer im „Bansen“ seiner Scheune ein lautes „Knatschen“ (Kauen). Verwundert fragte er: „Was zum Teufel knatscht denn so?“ Eine rauhe Stimme antwortete ihm: „Du würdest wohl auch knatschen, wenn du ein Malter Getreide in eine Eierschale bringen solltest.“ Es war das nämlich ein Drache, der sich dort seinen Raub zurecht machte.

57. Die Spillalutsche.

Zur Zeit, als im nördlichen Teile Österreichisch-Schlesiens während der Wintermonate das Spinnen die einzige Beschäftigung der Dorfbewohner war, wurde Kindern, die sich nicht fleißig genug damit beschäftigten, gedroht, daß die Spillalutsche kommen und sie holen werde, und zwar mit den Worten:

Spennt, Kendala, spennt,
De Spellalutsche kemmt;
Se guckt zu olla Löchlan rei,
Ebs Strânla (Strähnchen) watt bâle fertig sein.

In der Hutung bei Niederwalde befand sich ein Stein, unter dem die Spillalutsche ihren Wohnsitz hatte. Er hieß allgemein der Spillalutschenstein. Des Nachts kamen sieben Lichter aus diesem zum Vorschein. Zu ihm trug die Spillalutsche die saumseligen Kinder. Auch Eltern schleppten ihre Kinder, welche nicht spinnen wollten, dahin, um ihren Fleiß rege zu machen.

58. Das Klagemütterchen.

Wenn in der Nähe eines Hauses das Jammern des „Klagemütterchens“, das dem kläglichen Weinen eines Kindes

gleicht, durch drei aufeinander folgende Nächte gehört wird, so stirbt entweder jemand im Hause oder es geschieht sonst ein Unglück.

VI. Erdgeister.

39. Der Zwerg als Freiersmann.

Zwischen Görtelsdorf und Leuthmannsdorf liegen die Zwergsteine, die von Zwergen bewohnt wurden. Sie waren nur zwei Spannen lang und ihre Füße waren gar komisch gebildet, Gänsefüßen nicht unähnlich. Alle trugen lange Bärte und waren zumeist mit einem grauen Mantel und einer Kapuze bekleidet. Sie waren sehr scheu und zeigten sich den Menschen nur flüchtig. Obwohl sie den Menschen sonst nicht zu schaden suchten, kann man doch annehmen, daß sie nicht so gutartig waren. Dies beweist folgender Vorfall.

An einem schönen Herbsttage bestellte ein Bauer seinen Acker. Da gesellte sich zu ihm ein Zwerg, der die Tochter des Landmanns als Braut begehrte. Dieser aber faßte die Bewerbung als schlechten Scherz auf und entgegnete höhnisch: „Wie kannst du mit deinen häßlichen Füßen meine große schöne Tochter verlangen, du kleiner Knirps!“ Aber diese Worte ergrimmte der Zwerg derartig, daß er an dem Bauer emporsprang, ihm eine tüchtige Ohrfeige gab und dann schnell verschwand. Es dauerte erst eine Weile, ehe der verdutzte Bauer wieder richtig zur Besinnung kam. Von einer bösen Ahnung ergriffen, eilte er nach Hause und fragte sogleich nach seiner Tochter. Diese aber war zu seinem größten Schrecken nirgends zu finden. Man suchte sie viele Tage lang, aber sie blieb für immer verschwunden. Da jammerte der Bauer oftmals: „O hätte ich doch den Zwerg seiner Gänsefüße wegen nicht verhöhnt!“

40. Die Herrlein bei Langenbielau.

Der Herrlaberg oder Herrleinberg bei Langenbielau ist nicht wie andere Berge. Er ist nämlich inwendig ganz hohl und voll weiter Gewölbe und Gänge. Diese hatten seit undenklichen Zeiten ganz kleine Erdgeister, vom Volke ehrfurchtsvoll die Herrla (Herrlein) genannnt, ausgehauen und bewachten darin unermeßliche Schätze. Nur äußerst selten, und oft viele Jahre nicht, ließen sie sich in der Johannisnacht sehen, und das auch nicht von gewöhnlichen Menschen, sondern nur von Sonntagskindern. Es gab nur einen Eingang in des Berges Innere, der war aber sehr eng und versteckt, auch nur alle hundert Jahre einmal und in einer Johannisnacht geöffnet. Derselbe erschien sonst und am Tage wie eine geringe Höhlung in der Felswand oder ein halbverschüttetes Loch. Die Leute nannten ihn deshalb und nennen ihn noch das Quargloch und die Herrlein selber die Quargmännlein. Es war aber jedermann bekannt, daß die Herrlein äußerst zornig würden, wenn sie sich mit diesem Namen anrufen hörten, und solch einen Spötter straften sie dann, wenn sie seiner habhaft wurden, tüchtig ab, z. B. den Bauer Adam aus Nieder-Langenbielau. Diesen überraschte an einem Johannisabend die Dunkelheit auf dem Felde in der Nähe des Niederhofes. Da gewahrte er auf einmal einen hellen Schein, der vom Herrlaberge kam und zwar von einer Stelle, wo er genau wußte, dort ist das Quargloch und die Öffnung in den Berg. Flugs eilte er den Berg hinan, und siehe da! er erblickte einen hellerleuchteten Gang, der in den Berg hineinführte. Ganz vorn aber stand ein Gefäß wie ein großer Braukessel, ganz voll funkelnder Goldstücke. Mit gieriger Hast tat er einen tiefen Griff hinein und — griff in die leere Luft. Alles war verschwunden, um ihn war's finster, er befand sich hoch am Herrlaberge im Freien und in der Nähe der Quargschüsseln. Aber so finster war es doch nicht, daß er nicht ganz in seiner Nähe mit Staunen einen Galgen gesehen hätte, an einer Stelle, wo nie früher einer gestanden. Darum kriebelte und krabbelte es und huschte wie dunkle Gestalten umher. Dem Adam standen die Haare zu Berge, wie er darauf hinstarrte. Aber die Kniee schlotterten ihm vollends, als es in ihm wie ein Licht aufging: das sind die Quargmännlein! Und schon schrie es: Wen nehmen wir? und gleich darauf: den mit der roten Mütze! Dann fühlte er sich — denn er war der unglückliche Träger der roten Mütze — unaufhaltsam fortgerissen, man legte ihm einen Strick um den Hals, er spürte noch, wie man die Schlinge fester und immer fester zog, ihn endlich emporhob, und nun zappelte

der arme Adam noch ein paarmal aus Leibeskräften, tat zu allerletzt noch einen gellenden Schrei und — befand sich, er wußte nicht wie, keuchend und mit dem Angstschweiß auf der Stirn, auf freiem Felde dicht am Niederhofe. Alles war ein Spuk gewesen.

Lange, lange Jahre nachher fiel es den kleinen Herrlein — kein Mensch wußte warum — mit einemmal ein, ihren Berg zu verlassen und einen andern Wohnsitz zu wählen. Es erschien nämlich in einer Nacht bei dem Bauer Herzig in Mittel-Langenbielau ein winziges Männlein und gebot ihm, unverzüglich seine Pferde und Geschirr bereit zu machen und ihm auf den Berg zu folgen. Noch in selbiger Nacht verließen die Herrlein samt und sonders den Berg, nachdem sie ihn vorher mit einer Kette aus gefeitem Golde umzogen und für immer verschlossen hatten. Sie ließen sich im Zobtenberge nieder und mögen dort heut noch ihr Wesen im Verborgenen treiben. Dem Herzig aber füllten sie zum Dank seinen Wagen mit dürrem Laube. Doch dieser warf selbiges auf dem Rückwege entrüstet wieder heraus; aber zu seinem Glücke nicht alles; denn ein kleiner zufällig zurückgebliebener Rest erwies sich nachher als von reinstem Golde. Herzig wurde dadurch zum reichen Manne und erbaute sich zum Wohnhause das sogenannte Herzigschlössel, das noch heutigen Tages steht.

41. Die Fenixmännchen auf der Hochzeit zu Schwammelwitz.

Ein Knecht aus Schwammelwitz pflügt einmal am Fenixmändelberge. Da hört er ein tolles Geschrei im Innern des Berges. Immer wieder hört er den einen Ruf: „Gib mir auch eine Nebelkappe, daß ich kann nach Schwammelwitz zur Hochzeit gehn! Eine Nebelkappe! Eine Nebelkappe!“ Ei, denkt er, was ist denn das? Und der Hafer sticht ihn, daß er zum Loche hineinschreit: „Gib mir auch eine Nebelkappe, daß ich kann nach Schwammelwitz zur Hochzeit gehn!“ Sofort reckt sich ein kleiner Arm zum Loche heraus und eine Nebelkappe wird ihm angeboten. Die nimmt er. Und da nun gerade an diesem Tage eine große Bauernhochzeit im Dorfe ist, setzt er die Kappe auf, geht ins Hochzeitshaus und setzt sich unter

die zahlreichen Gäste. Niemand sieht ihn, weil ihn die Nebelkappe unsichtbar machte. Aber was sieht er da! Zwischen den Gästen, auf dem Tische, auf den Schüsselrändern, auf den Tunknäpfen sitzen die Fenixmännchen, alle haben die Kappen auf wie er und essen und trinken tüchtig mit. Schon wundern sich die Hochzeitgeber, was an diesem Tage gar so viel gegessen und getrunken wird. Es nimmt gar kein Ende mit Schüsseln und Krügen, und wenn eine neue Schüssel aufgetragen wird, da sitzen schon vier bis fünf Fenixmännchen auf dem Rande. Eben kommt auch eine Schüssel bei dem Knechte an, eben will er in die Schüssel fassen, auch ein Fenixmännchen faßt zur gleichen Zeit zu, sie stoßen zusammen. Da schlägt ihm dieses wütend die Kappe vom Kopfe. Er sitzt auf einmal da vor aller Blicken. Die Nachbarn schreien auf, und die Bekannten rufen ihm zu: „Was willst denn du hier, Ignaz, du bist doch nicht eingeladen?“ Da blieb ihm nun nichts anderes übrig, als zu erklären, wie er hierher gekommen war. „Wenn ihr wüßtet,“ fängt er an, „was ihr für eine Gesellschaft unter euch habt, ihr würdet euch noch ganz anders verwundern als über mich.“ Dann erzählte er von den Fenixmännchen, daß alle nur immer zur Seite schielten — aber niemand konnte sie sehen.

42. Der Wechselbalg der Fenisweibel.

In Schwammelwitz wohnte ein gewisser Rapp. Seiner Frau hatten die Fenisweibel in der siebenten Woche das Kind geholt und einen häßlichen Wechselbalg untergeschoben. Die Fenisweibel waren um die Fenster herumgeschlichen und hatten einen unbewachten Augenblick zum Tausch benutzt. Als Rapp dies merkte, sattelte er sofort sein Pferd und jagte den Fenisweibeln nach. Er holte sie ein, warf ihnen den Wechselbalg zu und entriß ihnen das eigene Kind. Nun ritt er eilends zurück. Den nachfolgenden Fenisweibeln warf er eine Garnsträhne nach der andern zu. Diese mußten sie erst aufhaspeln. So gewann er einen Vorsprung. Als er den Hof erreichte, warf er die letzte Garnsträhne weg und rettete so sein Kind.

43. Verbannung der Fenichsmännchen im Grottkauer Oberkreise.

Rechts am Wege von Koschpendorf nach Kamnig liegt der „Fenichsmannlaberg". Dort hausten einst die Fenichsmännchen. Als sie sich aber durch häufiges Kinderstehlen in der ganzen Gegend verhaßt gemacht hatten, wurde der „Boan" (Bann) über sie ausgesprochen. Nun mußten sie „übersch Wosser nüber" (die Neisse) flüchten. In Ellguth zwischen Ottmachau und Patschkau wollte eines Abends der Fischer gerade mit voller Lage heimgehen, da stand ein kleines graues Männdel neben ihm und fragte mit piepriger Stimme, ob er seine Leute übers Wasser fahren wollte. Es sollte sein Schade nicht sein, um das Ein- und Ausladen brauchte er sich nicht zu kümmern. Wie der Fischer sah, daß das Männdel eine goldene Krone auf dem Scheitel trug, war er zufrieden, stieg in den Kahn und hielt ihn lang am Rande hin. Da kam's ganz grau und schwarz hereingekrabbelt und geplumst wie eine Herde Mäuse, mehr und immer mehr, bis der Kahn geschwuppert voll war. Nun stieß er ab und steuerte aus Leibeskräften an die andere Seite. Dort wurde der Kahn von selber wieder leer. Neunmal mußte der Fischer hin- und herfahren, bis alle drüben waren. Darauf sagte ihm das Männdel schönen Dank und warf ihm dabei etwas in den Hut. Wie jener aber hineinguckte, sah er nichts als dürres Laub, das er, verbost über eine solche Tückschheit, gleich wieder rausschmiß. Ganz ärgerlich kam er zu Hause an.

Den andern Morgen, wie er sich den Hut aufsetzen will, klimpert was, und wie er näher zusieht, ist es ein blankes Goldstückel, das auf den Erdboden gekullert war. Da war's ihm klar, daß dies das Laub war, mit dem der „Fenichsmannlakönig" bezahlt hatte. Sogleich lief er wieder hinaus ans Wasser und suchte nach den andern Blättern, aber es waren keine mehr zu finden, der Wind hatte sie alle verjagt.

44. Die backenden Fänismännchen.

Früher konnte man zu Hohndorf im Kreise Leobschütz häufig aus Erdlöchern und hinter Ackerschollen Rauch aufsteigen sehen. Dann buken die Fänismännchen in ihren Höhlen Kuchen. Auch konnte man sie den Teig kneten und die Kuchen

klatschen hören. Ein Ackerknecht sah einst den Rauch und hörte die Männchen klappern. Da er hungrig war und zugleich neugierig, rief er: „Klitsch, klatsch, klebe an, backt mir einen Kuchen mit." Sie taten es, doch sagten sie ihm, er müsse den Kuchen auf einem eisernen Tische essen. Der pfiffige Knecht wußte sich zu helfen, er drehte den Pflug um und benutzte die Pflugschar als Tisch.

45. Die Fenixmännchen in den Gipsgruben bei Katscher.

Bei Dirschel in der Nähe von Katscher liegen die Gipsgruben, ein zerklüftetes Gelände. Dort, heißt es, seien öfter Menschen verschwunden, ohne daß man wußte, wohin. Eines Tages gehen Leute dort an den Wassertümpeln vorüber, die zwischen den Hügeln liegen, und plötzlich saust ein Schiff an ihnen vorüber, das von Fenixmännchen gesteuert wird. Das war jenes Schiff, auf dem sie die Menschen entführen, deren sie habhaft werden können. Unter den Hügeln soll ein weites unterirdisches Reich liegen, ganz von Wasser bedeckt, ein See, auf dem die Fenixmännchen hin- und herrudern.

46. Die Hochzeit der Zwerge im Florianiberge.

Zwei alte Männer, die bei der Invalidenkompanie in Habelschwerdt standen, wußten, daß von der ehemaligen Vogtei nach dem gegenüberliegenden Florianiberge ein unterirdischer Gang führte, und beschlossen diesen zu untersuchen. In größter Heimlichkeit, damit sich nur ja nicht jemand anschließen möchte (sie konnten ja auf verborgene Schätze stoßen), schlichen sie sich in das Innere der Erde hinein. Die Wanderung war sehr mühsam, da der Gang streckenweise schon verfallen war und sie oftmals nur dadurch vorwärts kamen, daß sie auf Händen und Füßen krabbelten. Schon mußten sie, nach ihrer Müdigkeit und nach der verronnenen Zeit zu schließen, ziemlich weit in den Berg vorgedrungen sein, da hörten sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine gar liebliche Musik. Alsbald war es ihnen auch vergönnt, die Musikanten und noch vieles andere Wundersame zu sehen. Durch eine offene Tür blickten sie in einen herrlichen Saal hinein, in dem um ein Zwergenbrautpaar eine große Zahl von Erd-

männlein standen. Eines von ihnen, das sich durch sein Alter auszeichnete, schien gerade die Trauung vorzunehmen. Die bei dieser Feier nicht Beteiligten trugen goldene Grubenlampen, bei deren Lichte die Wände des Saales funkelten und blitzten, als ob sie aus Diamanten erbaut wären. Plötzlich hallte es durch den Gang „Hatzih! Hatzih!" — einer der beiden Invaliden hatte geniest. Bei diesem Laute schrien die Zwerge „Menschen! Menschen!" bliesen im Augenblicke alle ihre Lichter aus und schlugen die Tür zu, daß der Berg erdröhnte. Auch das Licht der beiden Zuschauer war verlöscht, so daß diese in schwarzer Finsternis standen und so den beschwerlichen Weg zurücktappen mußten.

47. Die Venusweiblein für immer verscheucht.

In der Nähe von Schwarzwasser auf einer Anhöhe wohnten einst die Venusweiblein. Sie liebten die Bewohner der umliegenden Ortschaften, brachten ihnen Glück und Segen und waren ihnen insbesondere zur Nachtzeit bei ihren Arbeiten behilflich.

Die Frau eines Schneiders in Schwarzwasser, dem sie oft des Nachts die Arbeit fertig machten, hätte sie gar zu gerne einmal gesehen und beobachtet. Nach vielen vergeblichen Versuchen streute sie einmal vor dem Schlafengehen Erbsen im Zimmer herum, indem sie glaubte, die „Fênsweibla" würden darüber fallen und nicht so leicht verschwinden können. Als sie jedoch auf ein Geräusch herbei eilte, waren sie schon verschwunden, und diesmal für immer.

VII. Wald- und Feldgeister.

48. Das Männlein mit dem Hute.

Auf einem Felde bei Gurschdorf säete einmal ein Landmann, namens Tamme, Lein. Da kam ein kleiner Mann, der blieb vor ihm stehen und sprach: „Ihr säet wohl Lein?" „Ja," antwortete Tamme. „Jetzt ist keine gute Stunde," erwiderte das Männlein, „Ihr könnt zwar machen, was Ihr wollt, aber ich sage Euch, höret auf zu säen. Ich will nur eine kleine Strecke weiter gehen; achtet darauf! Wenn ich unter dem Kobelsberge sein werde, will ich stehen bleiben

und warten, bis die böse Stunde vorüber ist. Sobald ich aber mit dem Hute schwenke, könnt Ihr zu säen fortfahren." Hierauf entfernte sich das Männlein. Unter dem Kobelsberge angekommen, blieb es eine Weile stehen und schwenkte dann den Hut. Nun erst säete Tamme weiter.

In einigen Wochen zeigte es sich, daß auf den Beeten, die er später besäet hatte, wunderschöner Flachs wuchs, während auf den andern Beeten, die er vor der Ankunft des Männleins besäet, Unkraut wucherte.

49. Das Mittagsgespenst in Diehsa.

Das Mittagsgespenst pflegt den Arbeitern auf dem Felde zu erscheinen und ihnen, wenn sie nicht reinen Herzens sind, eine Masse von Fragen vorzulegen. Können sie dieselben beantworten, so ist es gut; wo nicht, so tut es ihnen ein Leides an.

Einst lag in der Gegend von Diehsa im Kreise Rothenburg um die Mittagszeit ein junges Bauernmädchen im Grase und schlief. Ihr Bräutigam saß bei ihr, allein sein Herz war anderwärts und sann, wie er sich ihrer entledigen könne. Da kam das Mittagsgespenst einhergeschritten und fing an, dem Burschen Fragen vorzulegen, und so viel er auch antwortete, immer warf es neue Fragen auf, und als die Glocke Eins schlug, da stand sein Herz still. Das Gespenst hatte ihn zu Tode gefragt. Als aber das Mädchen die Augen aufschlug, da lag ihr Bräutigam blaß und tot neben ihr. Sie weinte und klagte manchen Tag, bis man sie neben dem Jünglinge, der ihre Liebe nicht verdiente, zur ewigen Ruhe einsenkte.

50. Buschweiblein läßt sich kämmen.

Ein armes Mädchen aus Zoblitz hütete Vieh in der Görlitzer Heide, ohnweit des Brandreviers. Als sie sich einmal umsieht, steht ein kleines Weiblein hinter ihr mit bittender Geberde und sagt: Schönes Kind, kämme mich und lause mich, ich will dir auch ein schönes Geschenk geben. Das Mädchen kämmt und lauft das kleine Weibchen, bis es mit Schrecken gewahr wird, daß es darüber Abend geworden ist, denn sie hatte weit bis nach Hause. Schnell springt sie auf und fängt an ihr Vieh heimzutreiben, ohne an das ver-

sprochene Geschenk zu denken. Das kleine Weiblein aber kommt ihr nachgelaufen und schüttet ihr eine ganze Menge grüner Blätter in die Schürze. Das arme Mädchen, dem ganz angst geworden ist, nimmt sie zwar eine Strecke weit mit, schüttet sie dann aber aus. Nur ein Blatt war am Schürzenbande hängen geblieben, und als sie zu Hause die Schürze abbindet, fällt ihr ein blankes Goldstück vor die Füße. Da bemerkt sie erst, welch einen Schatz sie weggeworfen hatte.

51. Das Garn der Holzweibel.

In früheren Zeiten, als es noch nicht verboten war, das Vieh im Walde weiden zu lassen, mußten die Hirten die Spillen (Spindeln) mit auf die Weide nehmen, um während des Hütens zu spinnen. Dabei gesellten sich die Holzweibel im Walde zu ihnen und halfen ihnen spinnen, und zwar spannen sie das allerfeinste Garn. Die Holzweibel brachten auch Flachs und dergleichen mit und schenkten es den Hirten, knüpften jedoch die Bedingung hieran, daß beim Spinnen weder Flüche noch gottlose Reden laut werden dürften. Kam dies aber dennoch einmal vor, z. B. wenn der Faden riß oder aus sonst welchem Anlaß, so waren die Holzweibel mitsamt dem Gesponnenen im Handumdrehen im Walde verschwunden.

52. Die Graumännel.

Eine halbe Stunde von Reichenau ist ein kleiner Hügel, die Klauchenlehne genannt, wo zwischen Sträuchern die schönsten Waldblumen gedeihen. Wenn nun in den umliegenden Dörfern zu den Festtagen der Heiligen die Kirchen geschmückt werden sollen, schickt man die Schulkinder dorthin, um dazu Laub und Blumen zu holen. Es wird ihnen aber eingeschärft, sich hübsch zusammenzuhalten, weil einzelne Kinder schon öfter durch kleine graue Männel erschreckt wurden, die plötzlich hinter einem Strauch hervortraten, um dieselben zu necken. Sie sind aber gutartig und tun keinem etwas.

53. Die Buschmutter.

Von der Buschmutter wissen die Leute in Wigstadtl nichts Gutes zu erzählen. Sie ist eine häßliche Alte mit zerrauftem Haar und zerrissenen Kleidern und einem Krückenstock in der Hand. Die Hirten insbesondere können nur mit Abscheu von

ihr erzählen; denn gar häufig melkt sie ihnen auf der Weide die Kühe aus, und mancher Hirt wurde von ihr, wenn er vor Müdigkeit auf eine Viertelstunde eingeschlafen war, äußerst unsanft mit dem Krückenstocke geweckt. Den Kindern, die in dem Walde Beeren pflücken, nimmt sie diese weg und zerschlägt ihnen die Gefäße. Sie dient darum auch als Schreckmittel bei unfolgsamen Kindern.

54. Die heilige Walpurgis auf der Flucht.

Der Tag der heiligen Walpurgis (1. Mai) wird im benachbarten Böhmen viel gefeiert. Nach dem Glauben der Bewohner des Riesengebirges aber gibt es neun Walpurgisnächte, welche dem Namensfeste der Heiligen unmittelbar vorangehen. In diesen neun Nächten (von Georgi an) läßt man ein kleines Fenster im Hause offen. Dann hofft man am Morgen nach der letzten Nacht in jenem Fenster ein Goldstück zu finden, das die heilige Walpurgis hingelegt hat. Sie wird nämlich in diesen Nächten unaufhörlich von wilden Geistern verfolgt und flieht von Dorf zu Dorf und sucht nach einem Versteck, um sich zu verbergen. Sie flüchtet am liebsten hinter kleine geöffnete Fenster und verbirgt sich hinter dem Fensterkreuz. Dort läßt sie den Zug ihrer Verfolger vorüberbrausen und legt dafür zum Danke ein kleines Goldstück auf das Gesims des Fensters und flieht dann weiter. Betet man stets um Mitternacht ein Ave für die Heilige, so ist das Haus für dieses Jahr vor Feuerschaden sicher.

Viele haben die heilige Walpurgis auf ihrer Flucht schon gesehen. Einst ging ein Bauer spät in der Nacht durch den Wald. Da begegnete ihm in der Mitte des Waldes eine weiße Frau mit feurigen Schuhen, langen wallenden Haaren, eine goldene Krone auf dem Haupte und in den Händen einen dreieckigen Spiegel und eine Spindel. Eine Strecke hinter der Frau gewahrte er einen Trupp Reiter auf weißen Rossen, die sich anstrengten, die Flüchtige einzuholen. Es war die heilige Walpurgis und ihre Verfolger. Vor Furcht warf sich der Bauer zu Boden, und brausend ging der Zug über ihn hinweg.

Ein andermal fuhr ein Bauer, da er Regenwetter fürchtete, des Nachts noch sein Getreide ein. Da schwebte plötzlich die heilige Walpurgis vor seinen Wagen und bat ihn freund-

lich, sie in eine Garbe zu verstecken, da ihr die Feinde auf dem Fuße folgten. Der Bauer ließ sich erbitten und verbarg die Heilige in einer Garbe. Daher wird die heilige Walpurgis mit einer Garbe abgebildet. Kaum war die Heilige verborgen, als unter wildem Hallo die weißen Reiter vorüberbrausten. Der Bauer schlug schnell ein Kreuz und wurde so gerettet. Die heilige Walpurgis stieg hierauf aus dem Wagen, dankte dem Bauer und sagte, er solle wohl der Garben achten. Der Bauer fuhr nach Hause. Aber wer beschreibt seine Freude, als er des anderen Morgens Goldkörnlein statt Roggen in den Ähren fand! Er war nun ein reicher Mann und lebte glücklich und zufrieden.

VIII. Wassergeister.

55. Erlösung der Wasserlisse im großen Teiche zu Neudorf.

Eine Magd aus Neudorf bei Reichenbach ist einmal an den großen Teich gegangen, um Schilf zu sicheln. Da hört sie ganz in ihrer Nähe ein Kind schreien, und wie sie dem Weinen nachgeht, kommt sie zu einer großen Kröte. Die spricht zu der Magd, sie solle sich nicht fürchten und näher zu ihr kommen, sie werde ihr nichts tun, und dann bittet die Kröte, die Magd möge am andern Morgen wieder an denselben Ort kommen. Die tut es auch, und da war aus der Kröte eine Wasserlisse (Wasserjungfrau) geworden. Da schlug die Lisse mit einer Rute in das Wasser und bat die Magd, mit ihr zu gehen, und es war ganz trocken, wo sie gingen. Sie kamen nun in eine schöne Stube, da kriegte die Magd gut Essen und Trinken, soviel sie mochte, und beim Fortgehen bat die Lisse, sie möchte noch dreimal wiederkommen. Das hat sie auch getan, und beim dritten Male stand anstatt der Wasserlisse ein schönes Mädchen da, das dankte der Magd gar vielmal dafür, daß sie es erlöst habe, und erzählte, es sei die verwünschte Tochter vom herrschaftlichen Hofe. Dann hat es der Magd die Schürze mit frischem Schilf voll geschüttet und hat Abschied genommen und ist zu den Eltern aufs Schloß gegangen; da hat es noch ein paar Jahre gelebt. Das Schilf aber war zu Gold geworden, und da hat die Magd gleich ihren Dienst aufgesagt.

56. Das Wasserweibel an der Neissebrücke bei Frankenberg.

Vor vielen Jahren gingen einmal junge Burschen mit ihren Mädchen aus Johnsbach bei Wartha in das benachbarte Frankenberg zum Tanzvergnügen. Als sie sich der Brücke näherten, die bei dem genannten Orte über die Glatzer Neisse führt, wurde einer der Burschen, der ohne ein Mädchen mitgegangen war, aufmerksam gemacht, daß an der Brücke ein hübsch angezogenes Mädel lehne, das er auffordern solle, seine Partnerin zu sein. Dies tat er auch, und das Mädchen ging mit, sprach aber gar nicht. Beim Tanze erwies es sich als gute und gewandte Tänzerin, nur hinterließ es auf Schritt und Tritt feine Wasserstreifen. Es dauerte gar nicht lange, da gebot es dem Burschen: „Nun führe mich wieder dahin zurück, wo du mich hergenommen hast.“ Der junge Mann tat dies und führte es wieder bis zur Brücke. Da richtete sich das Mädchen hoch auf, sah ihn drohend an und schrie: „Daß du dich nicht noch einmal unterstehst, mich hier wegzuführen! Das würdest du büßen müssen!“ Der junge Bursche blickte sie erschrocken an und sah, wie die großen drohenden Augen in ihre Höhlen versanken, und wie plötzlich die ganze Gestalt in sich zusammenbrach und verschwand. Zu seinen Füßen war aber eine große Wasserpfütze entstanden. Da merkte er, daß er mit einem Wasserweibel verkehrt hatte, und es kam solch ein Schreck über ihn, daß er sich kaum bis zu Hause schleppen konnte. Viele Wochen hat er dann schwer krank gelegen und sich nur mühsam erholen können.

57. Der Wassermann ertränkt zwei Mädchen in der Neisse bei Dürrhartha.

Da sind in Baumgarten ein Paar Mädel gewesen, die haben beim Bauer gedient. Einmal haben sie zu ihren Eltern auf die Feiertage gehn wollen, sie waren beide von Pilz (wie Baumgarten ein Dorf bei Frankenstein). Und da sind sie in aller Frühe fortgegangen. Wie sie aber ein Stückel gegangen sind, da sind schon Kirchleute gekommen, die haben wollen auf Baumgarten in die Kirche gehen. Die haben die zwei Mädel gefragt, ob man noch übers Neißwasser

könnte, die Leute aber haben sie gewarnt, das sollten sie bleiben lassen, sie könnten sonst einbrechen, es hätte schon getaut und das Eis trüge nicht mehr, sie sollten sich den Umweg nicht verdrießen lassen und lieber zu Camenz über die Brücke gehen. Und da sind sie weiter gegangen. Wie sie wieder ein Stückel weiter gewesen sind, da ist ein „Dingrich“ (Kerl) gekommen, halt ein großer schwarzer Mann, der hat gar gefährlich ausgesehen. Da hat er gesagt: „Guten Morgen“, und ob er den Jungfern könnte Gefährtschaft leisten. Da haben sie erwidert: „Warum denn nicht!“ — und da ist's gut gewesen, und der Dingrich ist mit ihnen gegangen immer auf Paulwitz und die Harte (Hartha oder Dürrhartha) zu. Und endlich haben sie gesagt, sie wollten vollends auf Camenz gehn, weil sie sich nicht getrauten, in der Harte übers Eis zu gehn. Der hat aber gemeint, das wäre Unsinn, er wollte schon vorangehn, sie sollten sehn, das wär nur so ein Späßchen. Und wie sie ans Neißwasser gekommen sind, da war's richtig noch zugefroren, und da ist er dreist vor ihnen vorausgegangen und ist nur so über das Eis getschätscht. Wie das die zwei Mädel gesehn haben, da haben sie Mut gefaßt und sind ihm nachgefolgt. Kaum aber sind sie ein paar Schritte weit gekommen, da ist's gegangen „knax“, und eingebrochen sind sie. Sie haben bloß noch einen Schrei getan, und weg sind sie gewesen. Der Mann hat aber drüben auf der andern Seite gestanden und hat eine helle Lache aufgeschlagen. Der große schwarze Mann ist niemand anders gewesen als der Wassermann.

58. Die drei Jungfern und der Jungfernsee bei Kottwitz.

Mit Abbildung.

Die Sage liegt in zwei Gestalten vor.

1. Südöstlich von Breslau am linken Oderufer unweit des Dörfchens Kottwitz liegt im Forste verborgen der „Jungfernsee“, ein wegen seiner landschaftlichen Schönheit von den Breslauern viel besuchter Ausflugsort. Einst, so geht die Sage, in einer ganz fernen Zeit, als noch der weite Wald und die Wiesen ringsum dem Sandstift in Breslau gehörten, stand an dem Damme, der jetzt zur Oberförsterei führt, eine



Der Jungfernsee bei Kottwitz.

Kapelle, deren Glockenklänge die Gläubigen oft zu frommem Gebete luden. Da waren nun auch drei schöne Jungfrauen, die nicht gern zur Kirche gingen und Spiel und Tanz dem Worte Gottes vorzogen. Als nun an einem Sonntage die Glocken wieder zur Andacht riefen, schmückten und putzten sie sich, als ob sie zur Kirche gehen wollten; sie wanderten aber nur abseits in den Wald, und als sie einen freien Platz fanden, fingen sie an zu tanzen. Doch dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße: ein Blitzstrahl fuhr vom heitern Himmel hernieder, die Waldwiese barst krachend auseinander, und der Abgrund verschlang die Jungfrauen. Wasserfluten drangen hervor und füllten die Tiefe zum Teiche. Noch heute steht gerade in der Mitte des Sees, dort, wo die Unseligen hinabgefahren sind, ein großes Schilfbüschel; wem es gelingt, dasselbe mit der Wurzel herauszureißen, der wird die armen Seelen aus der Hölle erlösen.

2. Im Walde soll einst ein alter, grimmiger Mann gelebt haben, der drei wunderschöne Töchter hatte. Den lebenslustigen Mädchen behagte es wenig in der Einsamkeit; sie lockte das Dorf mit seinen frischen Burschen, und nur allzu gern und oft erschienen sie dort abends beim lustigen Tanze. Aber der mürrische Alte wollte diesen Verkehr nicht leiden und untersagte ihnen das Vergnügen mit schwerer Drohung. Als sie nun sein Verbot immer wieder übertraten, übermannte ihn der Zorn, so daß er alle drei, als sie wieder einmal spät in der Nacht nach Hause kamen, mit einem Messer niederstieß. Da öffnete sich plötzlich unter ihrem roten Blute die Erde, dunkle Wassermassen drangen hervor und breiteten sich zum weiten See aus. Den Alten und seine Töchter hat niemand mehr gesehen; nur im Düster des Abends soll es am See nicht geheuer sein, und der späte Wanderer tut gut, ein Stoßgebet zu sprechen und seinen Schritt zu beschleunigen.

59. Der Wassermann bei Deutsch-Rasselwitz.

Aus Deutsch-Rasselwitz pflegten früher die Leute in das Nachbardorf Gläsen in die Brauerei nach Bier zu gehen. So machten sich auch einst junge Burschen dorthin auf den Weg, um Bier zu holen. Als sie an den Wiesen, die sich an der Hotzenplotz ausdehnen, vorbeigingen, bemerkte einer von den

jungen Burschen auf einer Wiese ein kleines Männchen, das etwa ½ m hohes Gras mähte. Um zu zeigen, daß er keine Furcht besitze, ging er auf das kleine Männchen zu, aber ohne die Wiese zu betreten. Da rief das kleine Männchen: „Es ist gut, daß du nicht das Gras zertreten hast, sonst wär es um deinen Kopf geschehen." Darauf verschwand das Männchen im Wasser, und von dem hohen Grase war nichts mehr zu sehen.

60. Der Ritter von Wigstein und die Tochter des Wasserkönigs.

Bei dem Dorfe Niederwigstein, ungefähr eine Viertelstunde von dem Städtchen Wigstadtl entfernt, liegt auf einer dichtbewaldeten Anhöhe die Burgruine Wigstein (Witgenstein), gewöhnlich das wüste Schloß genannt.

Einst lebte auf der Burg ein junger Ritter, der die Jagd ungemein liebte. Als er einmal den ganzen Tag bis zum Abende hin im Walde gejagt hatte, setzte er sich auf ein weiches Moosplätzchen, um auszuruhen. Da hörte er vom Tale herauf, wo die Mora fließt, einen wundervollen Gesang. Kurze Zeit lauschte er demselben, dann erhob er sich und ging ins Tal hinab der Stelle zu, woher ihm die lieblichen Töne erklangen. Da nun saß auf einem Felsen, der mitten im Flusse emporragt und der Älternstein oder Oldernstein genannt wird, eine wunderschöne Jungfrau. Sobald sie den Ritter gewahrte, winkte sie ihm, zu ihr hinüberzukommen. Er besann sich nicht lange, watete durch den Fluß, bestieg den Felsen und setzte sich an ihre Seite. Da erzählte sie ihm, daß sie die Tochter des hier hausenden Wasserkönigs sei. Der Ritter, der von ihrer Schönheit ganz eingenommen war, faßte den Entschluß, sie zu entführen und als seine Braut auf die Burg zu bringen. Er zog daher ein Ringlein von seinem Finger und steckte es an den ihrigen. Als er sie darüber erfreut sah, eröffnete er ihr seine Absicht. Die Jungfrau weigerte sich zwar nicht, ihm zu folgen, teilte ihm aber mit, daß sie von ihrem Vater hierher verbannt sei und nicht eher fortkönne, bis er ihr eine weiße Hirschkuh bringe, die sie aus dem Kreise ihres Verbannungsortes über den Fluß hinübertrage. Der Ritter ging nun heim auf seine Burg, und als der Morgen graute, verließ er dieselbe, um

den Wald zu durchstreifen und eine weiße Hirschkuh zu erjagen. Lange war er umhergeirrt und hatte fast den ganzen Wald durchforscht, ohne das Gewünschte zu finden. Da trat ein altes Mütterchen zu ihm, das ihn um ein Stückchen Brot und um einen Labetrunk aus seiner Weidmannsflasche bat. Der Ritter gab ihr das Verlangte unter der Bedingung, daß sie ihm sage, wo er eine weiße Hirschkuh finden könne. Da führte ihn die Alte den Fluß hinab auf eine Wiese, wo ein Rudel Hirsche weidete, darunter auch eine weiße Hirschkuh. Der Ritter verfolgte diese und erjagte sie bald. Er brachte sie an den Ort, wo er Tags vorher die schöne Jungfrau gesehen hatte. Sie tauchte eben aus dem Wasser hervor mit einem kostbaren Brautschatze, den sie, während ihr Vater schlief, an sich genommen hatte. Der Ritter setzte sie rasch auf die Hirschkuh und führte sie über den Fluß heim auf seine Burg. Er verfolgte aber nach wie vor sein Lieblingsvergnügen, das Weidwerk, und ließ oft tagelang seine Gemahlin auf der einsamen Waldburg allein. Das gefiel ihr nicht lange, eines Tages war sie verschwunden. Alles Suchen war und blieb vergebens, sie war wieder heimgegangen zu ihrem Vater mit allen Schätzen und Reichtümern, die sie mitgebracht hatte.

61. Wassermannssagen aus Klein-Strehlitz.

Der Großvater meiner Mutter, ein Mann, der nie log, erzählte von den Wassermännern folgende Geschichte: „Eines Nachts ging ich aus Dobrau, einem Dorfe bei Klein-Strehlitz, vom Fischfange nach Hause. Durch Klein-Strehlitz fließt das Zülzer Wasser. Es bildet im Orte selbst zwei Arme, die sich nahe bei Dobrau wieder vereinigen und in die Holzenplotz münden. Eben schlug die Turmuhr in Klein-Strehlitz 12 Uhr, als ich auf der großen Wiese des Herrn Pietruschka anlangte. Plötzlich sah ich im Wasser ein niedliches, schwarzes Fohlen, das zu ertrinken drohte. Voll Mitleid ging ich ans Ufer heran und sprach liebreich: ‚Komm, Fohlchen, ich helf dir heraus!' Doch siehe da! Sobald das Fohlen mit dem Kopfe soweit kam, daß ich es erfassen konnte, drehte es sich allemal plötzlich um und beschrieb einen Kreis im Wasser. Lange saß ich da, bis mir einfiel, daß hier eine ganz seichte Stelle war. Erschrocken stand ich auf, indem ich noch rief: ‚Ertrink nur

mit Gott!' Da erscholl hinter mir ein teuflisches Lachen, und als ich mich umwandte, war das Fohlen verschwunden, und das Wasser floß ruhig wie immer."

„Ein andermal, es war kurz vor Weihnachten, war ich mit zwei Genossen auf derselben Strecke fischen. Wir hatten das Glück, nebst einer Anzahl kleinerer Fische einen mächtigen Hecht zu fangen und befanden uns nun auf dem Heimwege. Als wir wieder bei der großen Wiese angelangt waren, erscholl plötzlich aus einem der vielen Gräben: ‚Iwan! Iwan!' und plötzlich antwortet's aus unserem Fischbeutel ‚Jeszcze się miechù kiwian!' (‚Ich zapple noch im Sacke!') Bestürzt warfen wir den Beutel in den Graben und nahmen Reißaus."

Eine ähnliche Geschichte erzählte ein gewisser Florek von hier; er war ebenfalls Fischer. Beim Fischen begegnete ihm regelmäßig zwischen 12 und 1 Uhr nachts ein kleiner, geschickter Junge mit einer roten Samtkappe, einem hellen Gesichte mit grünen Augen, und einem enganliegenden Gummianzug. Er rauchte eine kleine Pfeife mit einem Elfenbeinkopf. Regelmäßig kam er zu Florek um Feuer. Dann sprang er ins Wasser, lachte grell auf und verschwand. Hierauf fing der Fischer immer eine große Menge Fische. Eines Nachts aber hatte er keine Streichhölzer bei sich, als wieder das rote Männchen erschien. Wütend und fluchend sprang es alsbald ins Wasser, gerade in das Netz, darin saß es und lachte den Mann aus. Bei aller Anstrengung gelang es diesem nicht, das Netz herauszuheben. Er lief nach Hause und brachte Hilfe mit. Fünf Männer zerrten nun bereits eine halbe Stunde daran, bis sie es endlich hervorholten. Und was war darin? Ein mächtiger Stein, Schlamm ringsherum, Kräutig und Dornen. Florek hat sich später sehr wohl gehütet, das rote Männchen noch einmal in dieser Weise zu ärgern.

62. Der Wassermann in der Mühle bei Tost.

Beim Städtchen Tost stand früher eine alte Mühle, bei der es nicht heimlich war. Vom Rade her hörte man nachts viele Stimmen und ein schreckliches Heulen. Da kam einst ein Spielmann zum Müller und erbot sich, den Wassermann zu vertreiben. Der Müller war einverstanden und versprach

dem Spielmann eine ansehnliche Belohnung. Alle Bewohner der Mühle wollten der Vertreibung zusehen und versammelten sich in der Mühlstube.

Um Mitternacht kam der Wassermann, um den Spielmann ins Wasser zu ziehen. Der aber fing an mit der linken Hand auf seinem Instrument zu spielen. Dann machte er, wiederum mit der linken Hand, drei Kreuzzeichen, ergriff einen langen Strohhalm, machte, abermals mit der linken Hand, drei Knoten und band damit den Wassermann hinter dem Kachelofen an. Dann sagte er noch zu den Müllersleuten, sie sollten dem Gefesselten niemals auch nur einen Tropfen Wasser geben.

Eines Tages nun waren der Müller und seine Frau fortgegangen und das kleine Töchterchen des Müllers allein zu Hause. Beim Spielen kam das Kind in die Nähe des Ofens. Da bat der dort angebundene Wassermann um eine Tasse Wasser. Das Mädchen brachte sie ihm bereitwillig. Als der Wassermann davon getrunken hatte, verschwand er und ward nicht mehr gesehen.

63. Der Wassermann und die Bären. Der Wassermann mit den Fingern im Zahnrade.

In die Mühle, die am Wege nach Klodnitz 20 Minuten von Czissowa entfernt liegt, kam früher oft der Wassermann. Er stellte die Mühle ab oder trieb auf andere Weise sein Unwesen. Der Müller wußte sich nicht zu helfen. Da kamen eines Tages Bärentreiber in das Dorf. Er bat sie, in der Mühle zu übernachten. Schlag zwölf Uhr blieb das Wasserrad stehen, und herein zur Türe trat der Wassermann. Heute war der Müller mutiger als sonst, und er machte dem Wassermann den Vorschlag, mit ihm zu ringen. Dieser war gleich dazu bereit. Der Müller aber besann sich noch und sprach: „Eigentlich könnte mein Verwalter für mich den Kampf ausfechten. Ich habe nämlich etwas Wichtiges zu tun." Auch damit war der Wassermann einverstanden. Da tat sich eine Nebentür auf, und der Verwalter trat herein, der kein anderer war als einer der Bären. Sogleich begann der Kampf. Aber dem einen Bären kamen noch die anderen zu Hilfe, und der Wassermann wurde arg zugerichtet. Von

jetzt ab ließ sich der Wassermann längere Zeit nicht sehen. Ungefähr nach einem Monat kam er wieder bis an das Fenster und rief in die Stube: „Du, Müller! Sind die großen Katzen noch da?“ „Freilich sind sie da,“ sprach der Müller, „und ich werde sie gleich auf dich loslassen.“ Solange der Müller lebte, ließ sich der Wassermann nicht mehr in der Mühle sehen.

Als der Müller starb, nahm ein Fremder die Mühle in Besitz. Er fürchtete sich allein in der Mühle zu bleiben und nahm sich deshalb einen Gesellen. Der Wassermann merkte das und ließ sich wieder öfters in der Mühle sehen. Bald unterhielt er sich freundlich mit dem Müller, bald machte er ihm etwas zu schanden. Am liebsten sah er dem Müllergesellen beim Regieren der Mühle zu und sprach den Wunsch aus, diese Kunst von ihm zu erlernen. Der Geselle aber erwiderte: „Ja ja, ich möchte dir's gern beibringen, aber du müßtest dazu kürzere Nägel haben.“ „Wie kann ich sie denn kürzer machen?“ fragte der Wassermann. „Komm, ich will dir's gleich zeigen.“ Mit diesen Worten führte ihn der Geselle an ein Zahnrad und befahl ihm, die Finger zwischen die Zähne zu stecken, während er selbst die Mühle in Gang setzte. Der Wassermann schrie laut vor Schmerz und sobald er nur seine zerquetschten Hände frei hatte, lief er schimpfend und drohend hinaus und ließ sich nie mehr sehen.

IX. Tierdämonen.

64. Die Schlangenkönigin von Klingewalde.

Der Junker von Klingewalde ritt auf die Jagd und legte sich dann schlafen unter einen Eichenbaum am Rande des Baches, der durch den Klingewalder Busch fließt. Da däuchte es ihm, als käme aus dem Wasser heraus eine wunderschöne grüne Schlange, die ringelte sich im Sonnenschein an dem jenseitigen Rande des Baches. Auf ihrem Kopfe trug sie eine glänzende Krone mit einem herrlichen Rubinstein und ihre Augen waren wie zwei schöne Jungfrauen-Augen, damit schaute sie den Junker unaufhörlich an, also daß er in Liebe entbrannte zu der Schlangenkönigin;

aber sobald er aufsprang und die Arme nach ihr ausbreitete, verschwand sie blitzschnell in den Wellen des Baches. Der Junker hatte fürder keine Ruhe, und jeden Tag zur Mittagsstunde lag er unter dem Baume am Rande des Baches und sah der Schlangenkönigin zu, wie sie züngelte im Sonnenschein. Und sein Herz war krank vor Sehnsucht. Aber die Schlangenkönigin hatte Mitleid und sagte ihm, er solle auf seinem weißen Pferde und ein weißes Tuch in der Hand mit einem Satze über den Bach sprengen, dann würde sie samt dem unschätzbaren Edelsteine in ihrer Krone die Seinige werden. Des andern Tages ließ der Junker sein milchweißes Roß satteln und nahm ein weißes Tuch in die Hand und ritt zur Stunde des Mittags, und auf dem andern Ufer des Baches stand die Schlangenkönigin als eine herrliche Jungfrau mit funkelnder Krone. Aber als der Junker zu dem gefährlichen Sprunge das Roß spornte, da erhob sich plötzlich von allen Seiten ein schreckliches Pfeifen und Zischen, und aus den Sträuchern und Büschen kamen Tausende von Schlangen hervor und stürzten sich mit Blitzesschnelle auf den Reiter und umringelten Roß und Mann. Mit seiner letzten Kraft setzte das edle Tier vom Ufer ab, um seinen Herrn über das Wasser zu tragen, aber mitten im Sprunge ward es von den Schlangen übermannt. Die Königin stieß einen lauten Schrei aus und Roß und Reiter versanken in den Wellen. Dort fanden ihn seine Diener. Ein steinernes Denkmal am Rande des Baches war noch lange Zeit Zeuge des Ereignisses.

65. Der Lindwurm im Keller zu Schweidnitz.

In einem Hause der Kupferschmiedstraße zu Schweidnitz gibt es im Keller einen Brunnen. Zwei- wo nicht mehrmal sind einst in jenem Keller Dienstmädchen verschwunden. Eimer, die sie zum Wasserholen mitgenommen, verblieben von ihnen als einzige Spur. Trotzdem versuchte eine dreiste Magd, die eben neu in Dienst getreten, ungläubig den Gang zum Brunnen. Eine männliche Person aber schleicht ihr nach, blinzt durch die Türspalte und sieht, wie ein Lindwurm urplötzlich aus dem Brunnen aufsteigt, die Schöpfende packt und hinabführt, bevor es möglich ist, Hilfe zu leisten. Niemand wollte nun mehr den Keller betreten, noch mit dem

Lindwurm sich einlassen. Ein Verbrecher endlich, über den das Todesurteil schon gesprochen war, erklärte sich bereit, wenn man ihm alles gewähre, was er dazu bedürfe. Darauf läßt er sich eine Rüstung aus lauter kleinen metallenen Spiegeln anfertigen, legt sie an und steigt nach dem Keller. Der Lindwurm stutzt, als er, beim Scheine mitgenommener Kerzen, in den Spiegeln sich tausendfach selber zu sehen kriegt. Diesen Augenblick benutzt der Kühne, ihn zu erlegen und so doppelt sein Leben zu retten. Zum Andenken hieran sei, berichtet die Sage, ein Kruzifix in dem Keller aufgerichtet worden.

Jüngerer Zeit nun ward selbiger zu einer Seifensiederwerkstatt in Benutzung genommen. Behufs einer Raumgewinnung für Gerätschaften ging man daran, eine augenscheinlich ausgemauerte Nische aufzudecken. Da fand sich, daß die Mauer einen hohlen Raum abschloß, und dahinter war wirklich ein steinern Kruzifix angebracht. Nun wollte abermals niemand den Keller betreten. Man führte die Mauer wieder auf und gab das Bildnis seiner Verborgenheit zurück.

66. Der Otternkönig an der Heuscheuer.

Katharina S. in Passendorf war eines Morgens im Spätsommer mit ihrer Mutter hinaufgegangen an die Abhänge der Heuscheuer, um dort zwischen dem Steingeklüft Gras zu schneiden. Damit sie mittags nicht nach Hause zurückzukehren nötig hätten, nahmen sie in einem weißen Tragetuche etwas Brot, eine Schüssel und Löffel und in der Hand einen Krug voll Milch mit. Emsig gaben sich beide ihrer Arbeit hin, bis die Sonne hoch stand. Dann suchte die Tochter einige dürre Baumäste zusammen und zündete ein Feuer an, um die Milch zu wärmen. Nachdem das geschehen war, goß sie diese in die Schüssel aus, die sie auf das weiße Tragetuch stellte, und entfernte sich, um der Mutter zu sagen, daß ihr Mittagessen bereit sei. Bei der Rückkehr wollte das Mädchen ihren Augen nicht trauen; denn über das Linnen streckte sich eine in hellen und dunklen Farben schillernde, sehr große Otter, die ihr Köpfchen in die Milch tauchte und sich an dieser labte. Daneben aber lag ein Krönchen von purem Golde, das in seinem Glanze mit der Sonne wetteiferte. Wohl hatte die Maid schon vom Otternkönige gehört, der

eine Krone tragen solle, aber sie hatte die Erzählung für ein Märchen gehalten, und nun sah sie das für unmöglich Gehaltene in der Wirklichkeit vor sich. Ohne lange zu überlegen, schlich sie sich hinzu und nahm die Krone von dem Tragetuche weg. In demselben Augenblicke ließ das Tier, das ein wirklicher Otternkönig war, einen Mark und Bein durchdringenden Pfiff ertönen. Dieser machte die Jungfrau erbeben. Sie ahnte, daß dies das Zeichen sei, durch welches der König seine Untertanen zur Hilfe herbeirief, und lief daher unter Anwendung aller Schnelligkeit ihrer jungen Beine von dannen. Im Nu wimmelte es an der Berglehne von Ottern, und alle ringelten sich unglaublich rasch hinter der Kronenräuberin her. Diese half sich dadurch, daß sie fortwährend die Richtung änderte und im Zickzack dem elterlichen Häuschen zurannte. Als die Verfolger schon ganz nahe waren, da erreichte sie die Türe und hatte Leben und Kleinod gerettet. Der entkrönte König wurde sofort von den Ottern getötet. Die Krone aber wuchs von Jahr zu Jahr und machte ihre Besitzerin über die Maßen reich.

67. Die Drachen auf dem Kahlen Berge bei Gompersdorf.

Auf dem Kahlen Berge im Walde bei Gompersdorf (in der Landecker Gegend) hausten einst zwei Drachen, welche in der Umgegend schreckliche Verwüstungen anrichteten. Es gelang zwar den Bewohnern der umliegenden Ortschaften den einen durch den Fraß eines Kalbes, das sie mit ungelöschtem Kalke gefüllt und ihm geopfert hatten, aus dem Wege zu schaffen. An dem andern aber scheiterte jede List. Endlich zündeten sie den Wald, in dem er hauste, von allen Seiten an, und er ging in dem Brande zugrunde. Aber seit jener Zeit ist der Berg kahl; kein Wald wächst mehr auf jener Stelle.

68. Die Basilisken.

Vor ungefähr einem Menschenalter wurde im Jauerniger und Weidenauer Bezirke viel von eigentümlichen Ungetümen gefabelt. Es wurden solche in jedem Walde, in jedem Verstecke gewittert. Ging jemand mit noch nüchternem Magen

aus und begegnete er einem solchen Ungeheuer, so starb er unfehlbar noch an demselben Tage, wenn es ihn früher sah, als er es erblickte. War es umgekehrt der Fall, so mußte das Ungetüm zugrunde gehen.

69. Der Drache im Walde bei Schmograu.

Einst hat im Walde bei Schmograu im Namslauer Kreise ein Drache gehaust, der so brüllte, daß die Leute in Glausche taub wurden und man ihn noch bis Reichthal hörte. Er holte sich eine Jungfrau nach der andern aus dem Dorfe zum Fraße. Als die Not der Bevölkerung aufs höchste gestiegen war, kam ein fremder Bischof, der Gottfried hieß, und erlegte ihn mit seinem Stabe.

X. Berggeist.

70. Rübezahls Neckereien.

Nachdem Rübezahl (der Gewährsmann nennt ihn Ruebzogl) in den Bergwerken am Harz lange die Bergleute geneckt hatte, ist er nach Schlesien ausgewandert, und zwar in ein Kupferbergwerk im Riesengebirge, das dem Schaffgotsch gehörte. Dort fand er viele Bergknappen, auch Welsche und andere Leute, die diesem Erz nachgingen. Zu denen trat er und sagte ihnen, sie sollten abstehen und nicht weiter arbeiten, sie würden nichts ausrichten, das Bergwerk gehöre ihm und der Mensch sei noch nicht geboren, dem er es beschere. Obwohl sie sich nicht an ihn kehrten, tat er ihnen doch kein Übel, sondern hatte seine Kurzweil mit den Arbeitern. Sie mußten, da sie immer etliche Tage im Gebirge blieben, allerlei Proviant mitnehmen und Feuerzeug, um die Speisen zu bereiten. Da kam er nun und nahm die gekochten Speisen weg und legte eine Schüssel voll Kröten, Eidechsen und anderes Ungeziefer an ihre Stelle, lachte und ging davon.

Ebenso wenn die Bauern, die hier wohnten, über das Riesengebirge gingen und Schmalz, Eier oder andere Sachen zu Markte trugen, da kam der Geist, ging und redete mit ihnen, neckte sie auch, indem er ihnen aus den Körben nahm, was sie trugen, und Steine hineinlegte, so daß sie schwer zu tragen hatten. Wenn sie aber nur kein böses Wort sagten

und es nicht beachteten, so gab er ihnen die Sachen wieder. Dieser Ruebzogl ist so bekannt hierorts, daß jedermann von ihm zu sagen weiß. Man hat ihn auch abgebildet als ein kleines Männchen, das auf dem Riesenberge zuvorderst auf einem Felsen steht.

71. Rübezahl führt die Wanderer irre.

Im böhmischen Riesengebirge zeigte sich, wie schon im Jahre 1597 berichtet wird, nicht selten ein Mönch, den man den Rubzal nannte. Oft ließ er sich in den Bädern sehen, schloß sich Leuten an, die eine Reise durch die Wälder des Gebirges vorhatten, und wenn sie sich fürchteten den Weg zu verfehlen, redete er ihnen gut zu, sie sollten keine Angst haben, er werde sie schon auf dem richtigen Wege durch die Wälder führen. Wenn er sie dann aber irre geführt hatte und sie nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten, schwang er sich auf einen Baum und schlug eine gewaltige Lache auf, daß es weithin durch den Wald widerhallte. Dieser Mönch oder Rubezal war der Teufel selber, der unter der angenommenen Gestalt eines Mönches seine Possen trieb.

72. Rübezahl als Schatzhüter.

Im 16. und 17. Jahrhundert bis ins 18. hinein ward unser Riesengebirge vielfach von fremden Goldsuchern durchstreift, die man Walen (Welsche) nannte. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß man schnell ungeheuer reich werden könnte, wenn es nur glückte die Goldadern des Gebirges zu entdecken. Es entstanden Anweisungen (Walenbücher) zur Wiederauffindung einmal gefundener Goldstellen. In dem einen wird mitgeteilt, welchen Weg man von Hirschberg aus einschlagen müsse, um zur Abendburg zu gelangen. „Habe acht, du wirst stets die Zeichen, jetzt an Buchen, bald an Tannen, bald an Fichten finden. Wenn du an den Berg kommst, so achte auf eine Buche zur Rechten und eine große Birke zur Linken mit vielen Zeichen. Ergib dich Gott gänzlich, denn du wirst viel Anfechtungen haben.“ Es wird dann weiter erzählt, wie man den Schlüssel zur Abendburg findet, und wenn man sie aufschließt, „so wirst du Gottes Wunder sehen, denn es gibt keine reichere Stelle auf Erden“.

Diese Stelle aber ist von Rübezahl bewacht, der als der „leidige Satan“ bezeichnet wird. Er erschreckt so manchen, der kommt, um die Schätze zu holen. Er läßt sich in Gestalt eines großen grauen Mönches sehen, eine Laute schlagend, daß die Erde erbebt, dabei ragt er über alle Bäume hinaus. Dann wirft er die Laute nieder wie ein großer Donnerschlag. Dann erscheint er in Gestalt eines großen Bären und anderer Ungeheuer, wie man sie nie gesehen. Dann läßt er ein großes Feuer erscheinen, dann wieder wälzt sich ein großer Strom von Feuer dem Ankömmling entgegen und ähnliches. Wenn dieser aber an die Burg herantritt, wirft's mit Hagel wie mit messingnen Büchsenkugeln. Es ist jedoch alles nur Blendwerk, um den Eindringling abzuschrecken. Er soll sich nicht daran kehren.

73. Rübezahl als Wettermacher.

Im Jahre 1654 hat sich auf dem Riesengebirge beim großen Teiche etwas Denkwürdiges zugetragen. Ein vornehmer Herr wollte in Begleitung mehrerer Standespersonen und ihrer Bedienten den Riesenberg (Schneekoppe) und die Teiche in Augenschein nehmen. Man hatte den Dienern vorher ernstlich eingeschärft, es solle sich keiner unterstehen, unterwegs beim Aufstieg aufs Gebirge den Waldgeist, den man insgemein den Rübezahl nennt, mit Spottreden zu reizen. Es könnte sonst leicht ein widerwärtiges Wetter entstehen. Während sie aufstiegen, war das Wetter schön hell und freundlich. Als aber die Diener, die den Herren in weitem Abstande nachfolgten, das Verbot vergaßen und den Berggeist mit Schimpfreden und unflätigen Namen boshaft angriffen, änderte sich der Himmel. Von Westen her stieg eine kleine Wolke auf, eine andere von Mittag her. Als nun die ganze Gesellschaft sich beim großen Teiche befand, schlossen sich die beiden Wolken zusammen und entluden sich in einen mächtigen Platzregen. Darauf folgte ein schreckliches Ungewitter mit Blitz, Hagel und furchtbaren Donnerschlägen, so daß jeder um sein Leben bangte. Nach jedem Donner prasselte der Hagel nieder, die Berge erbebten und in den Tälern brüllte der Widerhall. Blaß und ratlos standen alle, nur der Herr selber verlor den Mut nicht. Er faßte ein großes spanisches Kreuz in die Hand und hielt es den Blitzen

und Donnerstreichen entgegen. Da fing das Gewitter an kreuzweis zu spielen und mit so gewaltigem Ungestüm, daß die Berge schütterten. Dann schlug sich die Gewalt der zusammengetroffenen Winde in den großen Teich, bildete dort lange die Gestalt eines Kreuzes ab und verwandelte sich schließlich in eine Schlange, die in den Abgrund fuhr. Damit war die Gefahr beseitigt.

74. Der Rübezahlsgarten.

Am Abhange des Brunnberges, der Schneekoppe gegenüber, liegt das Teufelsgärtchen, auch Rübezahls Lust- oder Würzgarten genannt. Dort wächst die Springwurzel, die niemand graben darf.

Einmal kamen vier Wallonen (Walen) zum alten Krebs, der unter dem Gebirge wohnte, und baten ihn, er solle mit ihnen ins Gebirge gehen, er solle dafür haben, was er wolle. Er fragte sie, was sie dort suchen wollten. „Wurzeln und Edelsteine, unter anderem auch die rechte Springwurzel.“ Da hat der alte Krebs ihnen zugeredet und sie gewarnt, sie möchten suchen, was sie wollten, aber die Springwurzel sollten sie in Frieden lassen, Rübezahl behalte sich diese vor und keinem gebe er sie, dem er nicht wolle. Da antworteten sie, deswegen eben hätten sie die weite Reise gemacht und sie wollten es wagen auf ihre Verantwortung und Gefahr. Als sie oben angekommen waren, warnte er sie noch einmal treulich, aber sie wollten nicht folgen, sondern einer von ihnen nimmt die Hacke. Aber als er den ersten Hau tut, fällt er stracks nieder, ist kohlschwarz und sofort tot. Die drei anderen erschrecken, lassen ab von ihrem Vorhaben, begraben ihren Gefährten und begnügen sich, mit dem alten Krebs nur noch Edelsteine zu suchen.

75. Der Berggeist Altvater als Schatzspender.

Ein Schäfer hütete einst noch spät abends seine Herde auf einer schönen Wiese nahe an einem Dorfe in Mähren. Plötzlich rief hinter ihm eine Stimme seinen Namen Konrad. Voll Schrecken blickte er um sich und sah die Erde aufgetan; aus der Öffnung kam eine weiße Gestalt mit einem großen weißen Barte hervor, der ihr bis an den Leib herabhing. „Gib mir dein bestes Schaf,“ sprach die Gestalt; „du wirst

es nicht bereuen und wirst erfahren, wer ich bin". Konrad weigerte sich anfangs, doch endlich gab er sein bestes Schaf. Da sprach der Greis: „Ich bin der bekannte Altvater dieser Gegend, der oberste der Berggeister. Da du mir dein bestes Schaf gegeben hast, so komme zu mir in mein Schloß; ich will dich in meine Schatzkammer führen, und du kannst dir daraus etwas nehmen." Aus Furcht wagte der Schäfer zuerst kaum mitzugehen; doch gab ihm seine Begierde nach Reichtum bald Mut. Als sie an die Tür des Zauberschlosses gekommen waren, tat sich dieselbe durch einen Druck auf, und Konrad sah goldene und andere kostbare Sachen. „Dieses Goldstück kannst du dir nehmen, aber nicht mehr, sonst ist es dein Unglück." Mit diesen Worten entfernte sich der Geist. Da sich nun der Schäfer allein sah und für unbemerkt hielt, so nahm er nicht nur das bezeichnete Goldstück, sondern auch noch einen goldenen Leuchter. Als er aber darauf hinausgehen wollte, fand er keinen Ausgang mehr. Der Geist erschien ihm wieder und schwang mit zürnendem Angesicht seinen Zauberstab. Donner und Blitz folgten; die erschütterte Erde tat sich auf und verschlang den habsüchtigen Schäfer. Seitdem steht da, wo die schöne Wiese lag, ein hoher Berg, welcher Altvater genannt wird.

76. Erscheinungsweisen des Berggeistes in den oberschlesischen Gruben.

Der Berggeist, der den Bergleuten in der Grube erscheint, sieht aus, wie ein richtiger Bergmann, nur hat er rote Augen, daran erkennt man ihn. Sonst raucht er die Pfeife wie die andern, spricht wie sie und unterscheidet sich auch in der Kleidung nicht von ihnen. Er sagt: „Guten Morgen", „Glück auf", fragt nach diesem und jenem. Niemand aber darf ihm antworten oder ihm Feuer geben, sonst ist er verloren. Jedesmal wenn er erscheint, geschieht ein Unglück, und die Mannschaft sucht so schnell als möglich zu Tage zu fahren, um nicht zugrunde zu gehen.

Der Berggeist wird auch als großer, schwarz- oder auch weißbärtiger Mann gedacht, in Bergknappenuniform mit schwefelblauem Geleuchte. Er tritt meist in der Gestalt eines Kameraden, Steigers oder Obersteigers dem Bergmanne entgegen. Er vermag ohne Licht die finsteren Grubenbaue zu durchwandern. Die Kohlenstöße (Strecken-, Stollenwände) sind ihm im Wandern nicht hinderlich, sie tun sich vor ihm auf, um sich wieder zu schließen. In der Kohle hockt der Geist und belauscht die Leute.

Wenn im Schacht irgendein Insekt, etwa eine Fliege, sich zeigt oder in der Stille plötzlich summt, so erschrickt alles und bekreuzt sich, denn der Berggeist nimmt auch Tiergestalt an. Wo sich die Geisterfliege hinsetzt, dort fallen infolge ihrer Schwere Gesteinsmassen herab. Auch zeigt sich der Berggeist als Spinne: sie glüht, und die Fäden ihres Netzes zischen wie Zündschnuren. Er rollt sich aber auch plötzlich als feurige Kugel oder Rädchen vor die Füße des erschreckten Bergmannes. Gern erscheint der Berggeist auch in der Gestalt einer Maus; hiervon gehen zahlreiche Sagen.

In einigen Gruben Oberschlesiens hat man den Berggeist in Gestalt einer bläulichen Flamme im Schachte auf- und abschweben sehen.

Andere Bergleute sahen ihn dort oft beim Einsturz von Pfeilern als riesengroße rötliche Flamme in der Firste verschwinden.

Bei Beuthen (Oberschlesien) steht auf einem abgebauten Grubenfelde ein alter Schacht. Aus diesem steigt zuweilen der Berggeist in Gestalt eines ungeheuren schwarzen Vogels ohne Kopf hervor. Wenn er sich dort sehen läßt, steht ein Unglück bevor.

77. Der Name des Berggeistes.

Den Namen des Berggeistes unter Tage zu nennen ist gefährlich. Alte Bergleute sprechen ungern von ihm, tun sie es dennoch, dann mit „er" oder polnisch „on". Sein gewöhnlicher Name ist Skarbnik, d. i. Schatzmeister (skarb = Schatz, Hort) oder auch Pietrek von Piotr, Peter, gewöhnlich czarny Pietrek, schwarzer Peter. Diese Bezeichnung ist ein Spitzname des Geistes, ein Scheltname.

78. Der Berggeist züchtigt fluchende Bergleute.

Ein Schlepper, der trotz wiederholter Ermahnungen das Fluchen nicht lassen konnte und einmal, seinen schweren Wagen mit Mühe von der Stelle bewegend, wieder die größten

Verwünschungen ausstieß, bekam plötzlich furchtbare Stockschläge, ohne jedoch irgendein menschliches Wesen in seiner Nähe zu sehen. Er war allein in der Strecke. Auf sein lautes Schreien kamen einige Häuer herbeigelaufen, und als der Junge ihnen sein Leid klagte und die Hiebe immer weiter auf seinen Rücken fielen, so daß er vor Schmerzen zu Boden sank, hoben sie ihn in den Wagen. Sofort hörten die Schläge auf. Aber als sie ihn am Schachte wieder heraushoben, begannen die Hiebe von neuem und ließen nicht eher nach, bis er fast zu Tage gekommen war. Sobald nämlich jemand so hoch hinaufkommt, daß er mit der Hand die Hängebank erreichen kann, ist er außerhalb des Bereiches des Berggeistes.

79. Der Berggeist warnt einen Bergmann vor Gefahr.

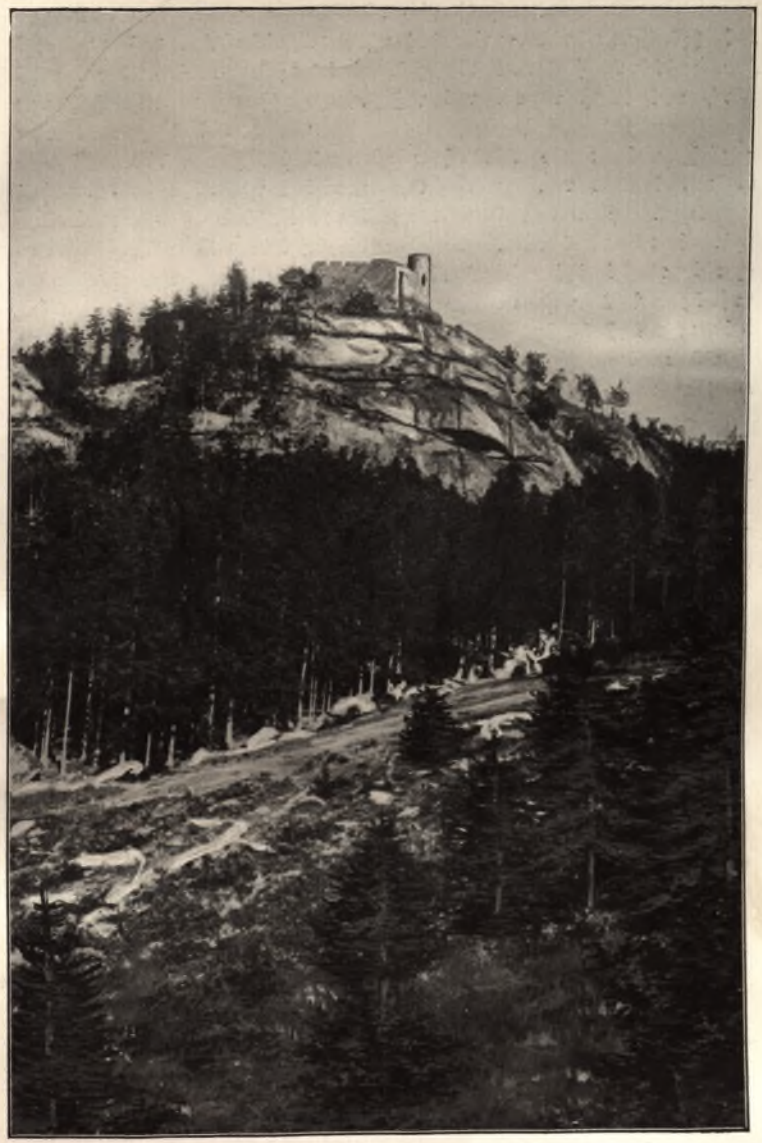
Einst legte sich ein Bergmann, als er allein vor Ort war, vor Müdigkeit hin und schlief ein. Da rief jemand: Jacek stan! (Jakob steh auf!). Als er erwachte und niemand sah, schlief er wieder ein. So erging es auch ein zweites Mal. Nachdem er aber den Ruf zum dritten Male vernommen hatte, sprang er auf und lief erschreckt davon. Als er mit seinem Schlepper zurückkam, fand er die Stelle, wo er gelegen hatte, vollständig verschüttet. Der Bergmann glaubte fest, der Warnungsruf habe vom Berggeiste hergerührt, der ihn vom sicheren Tode retten wollte.

80. Wer der Berggeist eigentlich war.

Der Berggeist soll einst ein Bergmeister gewesen sein, der solche Freude am Bergbau hatte, daß er auf dem Sterbebette den lieben Gott bat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Gruben und Schächten umherzufahren und den Bergbau zu besichtigen. Diese Bitte ist ihm auch gewährt worden.

81. Der Skarbnik teilt den Lohn mit einem Bergmanne.

Ein armer, kranker Bergmann aus Godullahütte konnte wegen seiner Kränklichkeit nur wenig leisten, und sein Ver-



Der Kynast mit den Höllenfelsen.

dienst war deshalb sehr gering. In seiner Not rief er laut den Berggeist um seine Hilfe an. Bald darauf sah er neben sich ein kleines Männlein, das sofort ein tiefes Loch in die Kohlenwand stieß und den Sprengschuß abfeuerte. Das Ergebnis war so reich, daß der Bergmann in einem Tage soviel förderte, als früher kaum in einer Woche. So arbeiteten sie gegen vier Wochen zusammen. Am Lohntage setzten sich beide auf ein Brett über einem tiefen, verfallenen Schachte. Gewissenhaft teilte der Bergmann das Geld ab, bis schließlich gerade ein Pfennig übrig blieb. Ihn wollte der Bergmann seinem fleißigen Mitarbeiter überlassen; dieser aber lehnte ihn ab. Nun schlug jener vor, das Geldstück zu teilen. Da sprach der Berggeist: „Weil du so ehrlich gewesen bist, so behalte du nicht nur den Pfennig, sondern den ganzen Lohn. Wehe dir, wenn du unredlich gewesen wärest! Sieh dich einmal um, worauf du sitzest." Da wurde der Bergmann kreidebleich, denn er sah, daß er auf einem Strohhalme saß.

82. Der Berggeist führt einen Bergmann durch sein Reich.

Ein Häuer wurde von einem Steiger, der „das Ort" (Arbeitsstelle) befuhr, aufgefordert, mit ihm zu gehen. Sie gingen überall herum, und vor ihnen öffneten sich die festen Stöße, in die sie hineingingen, und schlossen sich hinter ihnen wieder. Von dem Glanze der Silberschätze war der Häuer ganz geblendet. Als er sich endlich umsah, war der Steiger verschwunden, der Bergmann befand sich vor seinem Arbeitsorte und hörte die Schicht schlagen. In der Annahme, er habe geträumt, fuhr er aus. Allein wie erstaunte er, als er einen fremden Steiger und unbekannte Bergleute erblickte! Er begab sich nach Hause, fand aber weder Weib noch Kind und wurde von den Bewohnern kopfschüttelnd betrachtet. Man konnte sich nur schwach erinnern, daß vor sehr vielen Jahren ein Mann in der Grube verloren gegangen sei. Nach kurzer Unterhaltung mit den Arbeitern fing er plötzlich an zu altern und wurde zum Greise; bald starb er.

XI. Nachtjäger.

83. Der Nachtjäger am Kynast und die Holzweibel.

Mit Abbildung.

In der Nähe des Saalberger Forsthauses liegt das Grundstück Nr. 6, einem gewissen Mai gehörig. Diesem sehr alten Herrn Mai hat sein Vater oft erzählt, daß — es sind nun über hundert Jahre her — der Nachtjäger zuweilen vorüber und nach den Höllenfelsen des Kynast ging, um die Holzweibel zu jagen. Der Nachtjäger war wie ein Förster gekleidet, trug einen grauen Rock mit vier Reihen Knöpfen, sehr kurze Hosen, die Flinte umgehängt. Sein Kopf — den er aber nicht unterm Arme trug — war mit einem schwarzen Federhut bedeckt. Er war von drei oder noch mehr, teils schwarzen, teils weißen, großen und kleinen Hunden begleitet. Einst warf er dem Mai ein „Luder" (d. i. ein Stück Pferdefleisch) durchs Fenster. Mai aber rief ihm furchtlos zu: „Hast du auch Salz mitgebracht?" Darauf sprach der Nachtjäger: „Nein! Da muß ich das Fleisch wieder mitnehmen" und verschwand in der Richtung auf den Kynast mit lautem Hoho! wobei die Hunde „Biff, baff, buff!" bellten.

Auf dem unteren Höllenfelsen, der die sogenannten Opferkessel enthält, und anderen benachbarten Felsen saßen die Holzweibel, die aus Furcht vor dem Nachtjäger nur noch abends zu spinnen wagten, bei dem Scheine eines kleinen Feuerchens, das sie mittels Tannzapfen unterhielten. Sie spannen das Fichtenmoos, Bartflechte genannt, das sie während des Tages im Forst gesammelt hatten. Als sie den Nachtjäger plötzlich unter sich erblickten, rief die Älteste unter ihnen: „Von nun an nicht mehr!" Da erhob sich ein Rauschen in der Luft, und die Holzweibel verschwanden für immer. Aber die drei größten Hunde des Nachtjägers blieben hierbei tot auf dem Platze, und er erscheint von da ab nur von kleinen Hunden begleitet.

Es ist nicht ratsam, den Nachtjäger zu verspotten oder seine frische Spur zu kreuzen. Das hat häufig schwere Erkrankung oder doch wenigstens arges Verirrtsein im Walde zur Folge.

84. Nachtjäger und Hunde bei Hermsdorf städtisch und Pfaffendorf.

Der Nachtjäger hält sich sowohl in den Forsten bei Hermsdorf städtisch als auch in denen bei Pfaffendorf auf. Er erscheint meistens mit einer großen Menge kleiner Hunde, die alle im Walde jagen und dabei die Laute „piffpaff, piffpaff" von sich geben. Wenn man nach diesen Hunden, die bisweilen keinen Kopf haben, wirft, so sind sie plötzlich verschwunden.

Einem Manne, der einstmals zur Nachtzeit durch den Hermsdorfer Wald ging und dem auch der Nachtjäger mit seinen kleinen Hunden begegnete, gelang es, zwei von den Hunden zu fangen. Er steckte sie in die Tasche, denn er gedachte sie einem Freunde, der Jagdliebhaber war, zu schenken und ihm damit eine Freude zu machen. Als er zu seinem Freunde kam, wollte er ihm das Geschenk überreichen. Aber wie erstaunte er, als er in der Tasche statt der zwei Hunde nur zwei Stückchen Moos vorfand. Er ging am andern Abende zur selben Zeit wieder in den Wald und nahm auch die beiden Moosstückchen mit. Als ihm der Nachtjäger mit seiner Meute wieder begegnete, legte er die Moosstückchen auf die Erde. Kaum berührten diese den Waldboden, so verwandelten sie sich wieder in zwei kleine Hunde, die sich sogleich zu denen des Nachtjägers gesellten.

85. Der Nachtjäger auf der Jagd.

Manch einsamer Wanderer im Eulengebirge hat auch schon den Nachtjäger mit grausiger Stimme rufen hören: „Hast du nicht einen Hasen gesehen?"

Ein Bauer in der Gegend von Neurode war einst so keck, dem in der Luft vorüberziehenden Nachtjäger aus seinem offenen Fenster zuzurufen, er solle auch für ihn was schießen: „Nachtjäger, könntst mer ä wuos mite schissa!" Die Mitternacht darauf fiel ein ganzes Menschenviertel durch den Schornstein auf seinen Küchenherd. (Nach einer anderen Mitteilung derselben Sage war es ein geschossener Hase.) Der Bauer vergrub das Viertel augenblicklich in seinem Garten, aber in der darauffolgenden Mitternacht fiel es von neuem durch den Schornstein. Er vergrub es nochmals, doch es kam zum dritten Male wieder. Da endlich ging er zum Geistlichen

des Ortes und bat diesen, zugegen zu sein, wenn er das grausige Geschenk zum dritten Male vergrabe. Das half denn auch endlich.

86. Der Nachtjäger und seine Töchter in der Schaue bei Woitz.

Die Schaue bei Woitz ist ein erhöhtes Ufer an der Neisse, die sich hier früher in zwei Arme teilte. Die jetzigen Wiesen der Schaue waren früher eine ganz verrufene, unheimliche Gegend mit Strauch- und Buschwerk, Baumstümpfen und sumpfigen Stellen bedeckt.

In der Schaue wohnte vor vielen, vielen Jahren der Nachtjäger mit seinen zwei Töchtern. Wenn er auszog, nahm er eine Menge kläffender Hündlein mit, die man schon von großer Weite hörte. Wenn die Sonne in Frist ging, zog er mit seiner Hundeschar an den Hügeln entlang, vom Schau- und Niederwiesberge bis nach der Melgoschke. Wer ihn kommen hörte, legte sich auf dem Feldrain still auf den Bauch und blieb liegen, bis das Hundegekläff in der Ferne verhallte.

Ein Knecht ging auf die Wiese Gras mähen. In der Nähe befand sich das Nachtjägerhaus, das er aber nicht kannte. Da er vom Durst geplagt wurde, ging er hinein, um einen Trunk Wasser zu erbitten. Man gab ihm aber Kuchen, den man eben buk. Zu Hause erzählte der Knecht davon seinem Herrn und erschrak nicht wenig, als er hörte, daß er im Hause des Nachtjägers gewesen sei. Der Bauer sagte: „Sei nur froh, daß du den Kuchen angenommen und gegessen hast; sonst wäre dir gewiß etwas Schlimmes passiert!“

Der Nachtjäger hatte, wie schon gesagt, zwei Töchter. Sie waren bildhübsch. Wenn in Woitz ein Ball war, kamen sie auch zur Musik, weil sie gern tanzten. Allgemein fiel es aber auf, daß sie, sofern die zwölfte Stunde kam, nicht mehr dableiben wollten. Alles Bitten war immer vergeblich. Darüber wunderte man sich. Einmal sagten zwei junge Burschen: „Wir wollen doch einmal sehen, wo die beiden fremden Mädchen eigentlich hingehen“ und boten sich ihnen als Begleiter an. Die Mädchen erschraken nicht wenig, konn-

ten es aber nicht abschlagen. Als sie auf den zweiten Berg kamen, wo der Weg nach Glumpenau führt, erschien plötzlich ein schwarzer Ziegenbock. Auf diesen schwangen sich die beiden Mädchen, und ein Wirbelwind entführte sie in die Luft. Seitdem haben sie sich in Woitz nicht mehr blicken lassen.

87. Der Nachtjäger auf dem Schimmel.

An der Oder bei Gurau zeigt sich der Nachtjäger beritten gleich dem wilden Jäger anderwärts. Der längst verstorbene Schiffer Pischel hat ihn, wie er noch ein Junge war, oft gesehen, wenn er mit den anderen Jungen das Vieh an der Oder entlang abends nach Gurau heimtrieb. Der Nachtjäger saß ohne Kopf auf einem Schimmel und jagte über ihren Köpfen weg; Reiter und Pferd sahen aus, als ob sie brennten. Getan hat er ihnen aber nichts.

88. Der Nachtjäger bei Siebenhuben.

An der Grenze der Wildschützer und Siebenhubener Felder in Österreichisch-Schlesien trieb noch vor ungefähr sechzig Jahren der Nachtjäger sein Unwesen. Jedes Jahr um die Adventszeit war er des Nachts zu hören, und ein Gebell, wie von kleinen Hunden, und zeitweise der Knall aus einem kleinen Gewehre bezeichneten sein Treiben auf der sogenannten Sumpfwiese und den nahen Feldern. Die Bewohner von Siebenhuben, wenn auch an das Treiben gewöhnt, hatten gleichwohl Furcht vor ihm, und niemand wagte es um diese Zeit aufs Feld zu gehen.

Als nun einmal der Nachtjäger wieder zu hören war, äußerte eine übermütige Magd gegen ihre Hausgenossen, sie wolle ihn rufen. Von allen gewarnt stand sie von ihrem Vorhaben ab. In einem unbewachten Augenblicke jedoch begab sie sich hinaus, ließ den Haushund von der Kette los und hetzte ihn gegen den Nachtjäger. Ohne jemandem etwas davon zu sagen, kehrte sie wieder in die Spinnstube zurück. Kurz darauf wurde ein Stück Fleisch zum Fenster hereingeworfen mit den Worten:

„Hoste helfa joan (jagen),
Konnste helfa troan (tragen).“

In hohem Grade erschrocken wollte der Dienstherr das Fleisch wieder hinauswerfen, war aber samt seinen Leuten nicht imstande, es zu erheben. Das verursachte ihm Unruhe. Er ging daher des andern Tages nach Gurschdorf zum Pfarrer, berichtete ihm den Vorfall und bat um Rat. Dieser riet ihm, ein gutes Werk zu stiften; dann möge er wieder versuchen, das Fleisch in die Höhe zu heben. Gelinge ihm dies, so solle er es an einem Abende, an dem er den Nachtjäger wieder jagen höre, hinaustragen mit den Worten: „Es ist noch keine Petersilie dabei." Der Bauer setzte neben seiner Wohnung ein Kreuz und verordnete, daß es bis zu ewigen Zeiten jeder nachfolgende Besitzer zu erhalten habe. Als er das angeordnet hatte, gelang ihm zu seiner Freude die Entfernung des Fleischstückes. Das gestiftete Kreuz zeugt noch heute von dem Vorfalle.

89. Arme Seelen vom wilden Jäger gejagt.

Wenn eine arme Seele vom wilden Jäger gejagt wird, so findet sie ein Asyl auf dem Holzstocke eines Baumes, in den beim Fällen vom Holzhauer mit dem Beile drei Kreuze geschlagen wurden. Eine sichere Zufluchtsstätte bietet in diesem Falle auch ein Flachsfeld, auf dem Dorant (Tauerant, Antirrhinum) wächst.

Als einst eine arme Seele vom Nachtjäger verfolgt wurde, rief eine Stimme laut:

Lauf auf der Mutter Flachsland,
Dort wächst Tauerant;
Berührt der dein rot Gewand,
Dann entkömmst du seiner Hand.

Darum soll man auf dem Felde keinen Rechen auf der Rückenseite liegen lassen, ebensowenig eine Egge, weil sonst die arme Seele auf ihrer Flucht vor dem wilden Jäger sich an den spitzigen Zähnen beschädigen und so aufgehalten werden könnte.

XII. Tod und Pest.

90. Der Tod als kleines Männchen.

Vor 30 bis 40 Jahren noch ging der Tod als altes kleines Männlein hie und da in die Häuser der Dörfer am Zobten

und Geiersberge, um nachzusehen, ob die Leute wohltätig und gut wären.

Eines Abends saß noch spät eine Frau am Spinnrocken, da kam ein altes dürftiges Männlein herein und bat um etwas zu essen. Die mitleidige Frau erwiderte: „Ich habe heute selbst nichts mehr, aber ich will dir meine letzte Schüssel Milch aus dem Keller holen." Sie ging, brachte die Schüssel und sagte: „Da iß!" Das Männlein setzte sich und verzehrte die Milch. Dann sagte es: „Weil du dich eines Hungernden erbarmt hast, schenke ich dir ein langes Leben." Und die Frau wurde über 80 Jahre alt. — „Ich habe sie selbst gekannt," sagt die Erzählerin, eine Frau aus Schlaupitz, „es war die Muhme meiner Mutter."

Ein andermal ging der Tod in ein Häusel und bat um eine Gabe. Die Frau aber wies ihn mit bösen Worten fort. Da sagte der Tod: „Warte, du sollst an mich denken!" Als die nächste Krankheit ins Dorf kam, mußte die Frau sterben.

91. Der Tod als Reisebegleiter.

Im Anfange des 19. Jahrhunderts lebte im nahen Rudelsdorf, am Ostabhange des „Vater Zobten", ein junger Bauernknecht, namens Breuer, der sich in die Tochter eines Freistellenbesitzers im unweit belegenen Lauterbach verliebt hatte. Zum Kirchweihfeste (St. Michael) wollten sich die beiden Leutchen auf dem Tanzboden in Lauterbach treffen, und Breuer machte sich daher am genannten Tage beim Einbruch der Dunkelheit auf. Unterwegs gesellt sich zu ihm ein feiner junger Mann und sagt, daß auch er nach Lauterbach gehen wolle, sie könnten mithin den Rest des Weges gemeinsam zurücklegen. So pilgern sie, gemütlich über dieses und jenes plaudernd, mitunter sogar scherzend, weiter, kehren auch einige Male in Gasthäusern ein. Endlich, als sie eben in die nächste Nähe ihres Reisezieles kommen, bleibt der Fremde stehen und sagt: „Ich bin der Tod und gehe heute nach Lauterbach, um mir den Kapellmeister zu holen; mach dich bereit, in einem Jahre kommst d u an die Reihe!" Der Knecht hielt dies alles nur für einen Scherz und ging lachend auf den Tanzboden, wo alles sich schon flott im Kreise drehte. Mitten im Saale, an die Säule gelehnt, steht, lächelnd nach ihm hinblickend, der neue „Freund", für niemanden außer

den Breuer sichtbar, niemand bemerkt ihn, viele tanzen ihn an, einer sogar mitten durch den Fremden hindurch. Und nun wird es unserem Knechte klar, daß er wirklich mit einem überirdischen Wesen gegangen sei. In einem Weilchen geht der Tod auf den Kapellmeister los und versetzt ihm einen Backenstreich. Wimmernd fällt dieser zu Boden, zuckt einige Male und ist verschieden. Jener aber geht dicht am Breuer vorbei und sagt nochmals: „Mach dich bereit, übers Jahr hole ich dich!" Und so kam es auch.

92. Der Gevatter Tod.

In Deutsch-Leippe bei Löwen wohnte einmal ein Ehepaar, das war reich gesegnet mit Kindern. Sie waren aber arm und wußten gar nicht, wie sie die vielen Kinder in Ehren aufziehen sollten. Einmal war der Mann im Walde und hackte Holz und war dabei recht traurig; denn gerade hatte ihm der Storch wieder etwas Kleines ins Haus gebracht. Wie er nun dasteht und betrübt den Kopf hängen läßt, kommt ein Mann zu ihm und fragt ihn, was ihm denn widerfahren sei, ob er denn Kummer habe. Da klagt er ihm halt, daß er schon ein ganzes Häufchen Kinder habe und nicht wüßte, wie er sie ernähren solle, und eben sei ein neues angekommen; er finde schon gar niemanden mehr, der bei ihm zu Paten stehen wolle, weil es den Leuten zu viel sei. Da tröstet ihn der Fremde und bietet ihm die Patenschaft an. Als er nach Hause kommt, teilt er die freudige Nachricht seinem Weibe mit, weiß aber nicht zu sagen, wer der Fremde gewesen sei.

Mittlerweile wird die Taufe bestellt, und wie die Geladenen versammelt sind, kommt eine schöne Kutsche im Dorfe heruntergefahren, dreht um und hält vor der Tür. Ein feiner Herr steigt aus, tritt in die Stube und fragt nach dem Befinden der Wöchnerin. Keiner aber getraut sich den fremden Herrn, weil er gar so fein ist, zu fragen, wer er sei. Nun wird mit dem Täufling zur Kirche gefahren, und nach der Taufhandlung fährt der Herr ohne Aufenthalt wieder ab. Als man das Bettchen des Täuflings untersucht, ob er nicht, wie es Sitte ist, ein Patengeschenk hineingesteckt habe, findet man nichts. Da meint der Mann: „Na, laßt's nur

gut sein, wir haben doch wenigstens einen feinen Gevatter gehabt."

Einige Zeit später ist der Mann wieder einmal im Walde mit Holzhacken beschäftigt. Da tritt der Gevatter plötzlich zu ihm und erkundigt sich nach dem Befinden von Mutter und Kind. Dann sagt er, nun wolle er ihm auch ein Patengeschenk geben, er wolle ihn das „Doktern" lehren und er werde ein berühmter Doktor werden und alles, was er den Leuten verordnen würde, das werde helfen. Denn er sei der Gevatter Tod, und er solle nur gut acht geben. Wenn er am Krankenbette zu Häupten stehe, so werde der Kranke wieder gesund werden, und wenn's ihm noch so schlecht gehe. Stehe er aber zu Füßen, so müsse er sterben, und niemand könne ihm helfen. Da solle er sich nur keine Mühe geben und ihm etwa entgegen handeln oder gar das Bett umdrehen, das sei alles vergeblich. Damit ging der Gevatter Tod wieder fort.

Nach geraumer Zeit ward eine vornehme Herrschaft in große Trauer versetzt wegen einer schweren Krankheit, welche die Frau des Hauses befallen hatte. Kein Doktor war imstande der Armen zu helfen. Ihr Gatte hörte zufällig von dem Manne, der schon hie und da in verzweifelten Fällen Kranke geheilt hatte. Er läßt ihn rufen, und wie dieser ins Krankenzimmer tritt, sieht er seinen Gevatter (anderen unsichtbar) zu Häupten des Bettes stehn. Er brauchte nun bloß eine beliebige Medizin zu verordnen, die aber nichts als reines Wasser war, und am andern Tage konnte die Kranke schon wieder aufstehen. Von dem reichen Lohne, den ihm diese Behandlung eintrug, konnte er sich ein Häuschen kaufen, und seit dieser Zeit ging es beständig mit ihm aufwärts, weit und breit wurde er gerufen, und bald war er ein reicher Mann. Er kaufte sich eine Villa, schaffte sich eine schöne Kutsche an, aber mit dem Wohlleben ward er stolz und übermütig. Nun achtete er auch nicht mehr wie früher seines Gevatters, und wenn dieser zu Füßen stand, dann ließ er wohl gar das Bett umdrehen. Jedesmal aber, wenn er das tat, drohte ihm der Gevatter mit dem Finger. Es half auch nichts, und der Kranke mußte sterben. So ging es nach und nach mit seiner Praxis abwärts.

Eines Tages fährt er durch den Wald, wo er ehemals Holz gehackt hatte. Da trifft er wieder den Gevatter, er läßt halten und fragt ihn, wo er denn eigentlich seine Wohnung habe, er solle sie ihm doch einmal zeigen. Da führt ihn der Gevatter ins Gehölz und zeigt ihm eine Tür. Dort treten sie ein und sehen einen großen Raum vor sich, in dem viele Tausend Lichter brennen, groß und klein. Und der Gevatter spricht: „Hier hat jeder Mensch sein Lebenslicht, und solange das Licht brennt, da lebt der Mensch, wenn es aber verlischt, so ist er tot.“ Da wünscht nun sein Begleiter auch sein eigenes Licht zu sehen, und der Gevatter weist auf ein kleines Lichtstümpfchen, das nahe am Verlöschen ist. Erschreckt fragt der Doktor, ob es ihm nicht erlaubt sei, ein längeres anzustecken. Der Gevatter nickt. Aber wie er das eben entzündete hinstellen will, fällt es um und geht aus. Im selben Augenblicke fällt auch der Doktor um und ist tot. Da hat nun der Gevatter ihn aufgerafft und zum Wagen geschleppt und hat dem Kutscher zugerufen, er solle den Toten nach Hause fahren. Zu Hause aber hat wohl seine Frau aufgeschrien und gejammert, aber zuletzt hat sie sich getröstet, denn sie war ja eine reiche Frau.

93. Der Tod in Rokitsch.

In der Nähe des Rokitscher Kirchhofs ist schon oft der Tod gesehen worden. Er ist ein Knochengerippe, mit einem grauen Tuche angetan, das eine Sense in der Hand trägt. Junge Leute, die von der Tanzmusik kamen, soll er oft bedroht haben. Meistens herrscht dann großer Sturm. Dorfleute erzählen, daß selbst Steine sich rührten und Pfeiler erzitterten, wenn der Tod durch die Straße zog.

94. Die Pestgrube zu Tormersdorf.

Als in uralter Zeit die Pest in der Umgegend von Rothenburg weit und breit wütete und nur wenige Menschen am Leben blieben, verschrieb man aus dem nahen Böhmerlande einen berühmten Zauberer, der die Seuche beschwören und vertreiben sollte. Dieser kam an und ließ an dem Zechberge bei Tormersdorf eine große Grube graben und mit Steinen ausmauern. Hierauf erhob er seinen gewaltigen Zauberstab, trat zu der Öffnung der Grube und fing an die

Pest durch seine Beschwörungsformeln an sich heranzuziehen. Wie eine blaue Wolke kam es nun von allen Orten der Umgegend herangezogen und verschwand in der Grube. Nachdem er noch angeordnet, daß niemand jemals die Grube wieder öffnen sollte, sank er selbst hinein, und man sah nichts mehr als eine Vertiefung des Erdbodens, welche noch heute vorhanden ist und die Pestgrube genannt wird.

95. Die Pestlinde in Nowag.

In der Mitte des Dorfes Nowag bei Neisse liegt der sogenannte Zienergarten. In diesem Garten stand bis vor einiger Zeit eine mächtige Linde, die allgemein die „Pestlinde“ geheißen wurde. Einmal kam ein Mann in das Dorf, welcher die Pest in diesen hohlen Baum verbannte. Es dauerte aber nicht lange, so kam er wieder, stieg in den Baum hinein, brachte ein großes schwarzes Tuch heraus, welches die Pest war, und flog mit demselben über das Dorf hinweg. Da starben alle Leute, die es in Nowag gab, nur der Totengräber und ein Bauernknecht blieben noch am Leben. Der fremde Mann aber hatte prophezeit, daß nur ein einziger werde am Leben bleiben. Eines Nachts lag der Bauernknecht noch lange munter und dachte darüber nach, daß er gewiß noch an die Reihe kommen werde. Da auf einmal poltert's im Hause. Voll Schrecken steht er auf und sieht, daß der Totengräber von der Bodentreppe gefallen ist und seinen Geist aushaucht. So blieb er lange Zeit ganz allein im Dorfe, bis sich nach und nach wieder andere ansiedelten.

96. Die Pest in Oels.

Im 16. Jahrhundert wütete in Oels die Pest. Über ihr Eindringen berichtet folgende Sage:

Auf der Stadtmauer von Oels befand sich seit einiger Zeit ein geheimnisvoller Gegenstand, der das Aufsehen der Leute erregte. Die Neugierde trieb einen Mann dazu, nach dem Wesen des Dinges zu forschen. Trotzdem man ihm abredete, bestieg er die Stadtmauer. Als er den Gegenstand anrührte, breitete dieser seine Schwingen aus und schwebte über der Stadt. Es war die Pest. Der Neugierige war der erste, der daran starb.

XIII. Teufel.

97. Der Nachtschmied zu Görlitz.

In Görlitz lebte einst ein Schmied, der war fleißig und geschickt, nur stand er in dem Rufe, auf Kirche und Glauben nicht viel zu halten. Einst kam ein Knecht zu ihm, baumstark, rothaarig, einäugig und lahm, der aber durch Gehorsam, Genügsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit sich bei ihm einschmeichelte, so daß er ihn als seinen Gesellen annahm. Ja er wurde ihm bald unentbehrlich, indem er alle Arbeit ganz allein in unglaublich kurzer Zeit verrichtete. Da des Meisters Gegenwart in der Werkstätte überflüssig erschien, ergab er sich der Untätigkeit, dem Spiele und dem Trunke. Zuletzt brachte die Arbeit des fleißigen Knechtes kaum so viel ein, als der Meister durchbrachte.

Eines Abends spät kam ein Junker in schwarzer Tracht, auf schwarzem Rosse, ein schwarzes Barett mit roter Hahnfeder auf dem Kopfe vor die Schmiede geritten. Derselbe bestellte ein eisernes Gitter um eine Gruft für einen sehr hohen Preis, verlangte aber, daß es unbedingt bis Mitternacht des dritten Tages fertig sein müßte, wogegen die Hälfte vorausbezahlt werden sollte. Halb trunken vom Gelage abgerufen, lacht der Meister zuversichtlich: dafür wolle er wohl Leib und Seele verpfänden, daß zu der Zeit alles fertig sein würde. Da dringt der Junker in ihn und spricht: so er das täte, möchte ihm wohl der vierfache Preis zuteil werden. Der Meister, von Habsucht geblendet, unterschreibt mit seinem Blute die Bedingung und sieht mit Erstaunen zwar das Gold richtig bezahlt vor sich liegen, aber der Junker ist verschwunden. Der Leichtsinnige vergißt aber bald, was geschehen ist, und kehrt zum Gelage zurück. Am Morgen erzählt er seinem Knechte die Sache und heißt ihn gleich ans Werk gehen. Höhnisch lacht dieser: das hätte er getrost in einem Vormittage zu liefern sich verpflichten können. Völlig beruhigt geht der Meister weg und verjubelt das im voraus empfangene Geld. Erst am dritten Nachmittage fällt ihm ein, nach der Arbeit zu sehen. Er eilt in die Werkstatt; das Gitter ist fertig, bis auf einen einzigen Ring an jedem der vier Teile, aber der Knecht ist verschwunden. Eiligst

geht er selbst an den Ambos, um das noch Fehlende zu ergänzen; aber vergeblich müht er sich. Alles Eisen, das der Hammer berührt, springt unter seinen Händen entzwei. Da mußte wohl die Hölle im Spiele sein. Entsetzen faßt ihn und treibt ihn bald von der Arbeit hinweg, bald zu verzweifelter Anstrengung wieder hin. Endlich erscheint die Mitternacht. Mit ihrem ersten Glockenschlage öffnet sich die Erde und verschlingt den dem Teufel Verfallenen. Seitdem ist er verdammt, so lange zu schmieden, bis die fehlenden Ringe am Gitter sein werden. Menschliche Macht aber kann ihn nicht erlösen, denn so oft Vorwitzige oder Fromme die fehlenden Ringe am Gitter ersetzten, verschwanden sie von selbst in der Nacht, oder des Schmieds Leute hatten keine Ruhe, bis die Ringe wieder abgenommen waren. Darum muß er unter der Erde schmieden, und allnächtlich hören die Bewohner des Obermarktes, besonders des Hauses in der nordwestlichen Ecke desselben, wo er gewohnt hat, sein Hämmern, bald in ruhigem, abgemessenem Takte, bald wieder in raschen, ungestümen Schlägen, wenn über der Arbeit die Verzweiflung ihn bemeistert. Der Name des Schmiedes soll Volprecht gewesen sein.

98. Das Teufelswehr bei Wehrau.

Vor undenklichen Zeiten kam ein Mühlknappe, namens Melchior Zange, von der Wanderschaft aus Welschland zurück und durchstreifte auch die Lausitz. Die Gegend gefiel ihm, und er beschloß, sich bei Wehrau niederzulassen. Zwar hatte er kein Geld, aber er wußte Rat, denn in Welschland hatte er die schwarze Kunst gelernt. Er machte mit dem Teufel einen Pakt auf zehn Jahre, und der Böse mußte ihm eine stattliche Mühle mit einem herrlichen Wehre errichten und Garten, Ställe, Küchen und Keller aufs trefflichste einrichten. Melchior Zange lebte herrlich und in Freuden und ward der reichste Müller in der ganzen Lausitz. Aber als die zehn Jahre zu Ende gingen, betrog er doch den Teufel um seine Seele, denn kurz vorher tat er Buße, beichtete seine Sünden und nahm die Kutte. Und als die verhängnisvolle Stunde kam und der Teufel in der Mühle erschien, war mein Melchior nicht zu Hause, sondern lag betend auf seinen

Knieen im Kloster. Da ergrimmte der Teufel und zerschmetterte die Mühle, und es blieb nichts davon übrig als das Wehr.

99. Der Teufel als dreibeiniger Hase im Walde bei Boberröhrsdorf.

Drei Burschen aus Boberröhrsdorf gingen einst durch den Wald nach Hirschberg und trieben auf dem Wege dahin allerlei tolle Späße. Plötzlich kommt einer von ihnen auf den Einfall, wie es wohl sei, wenn man sich hänge. Die beiden anderen meinten, er solle es doch einmal probieren, sie würden ihn nicht im Stiche lassen, sondern rechtzeitig losschneiden. Der Übermütige, der wohl etwas zuviel dem Branntwein zugesprochen haben mochte, geht auf diesen Vorschlag ein und macht sich sogleich an die Ausführung seines unseligen Planes. Als er sich an einen Baum festgeknüpft hat, kommt plötzlich ein dreibeiniger Hase gelaufen, dessen drollige Geberden die beiden Begleiter zu tollem Gelächter reizen. Sie wollen das rätselhafte Tier erhaschen, das immer langsam vor ihnen hertappt, aber umsonst — der Hase läßt sich nicht fangen. Durch diese Jagd hatten sich die Burschen einige hundert Schritte von dem verhängnisvollen Baume entfernt, als sie sich des Gefährten plötzlich erinnern. Sie kehren eiligst zurück, finden aber zu ihrem Entsetzen den Übermütigen bereits tot. So hatte es der Teufel — das war der Hase gewesen — beabsichtigt.

100. Der höllische Tänzer in der Waldschenke.

In einer Waldschenke ging es lustig zu. Es war die letzte Fasching, morgen war es aus mit Jubel und Tanz, da war Aschermittwoch. Die junge Gesellschaft tat sich's also heute noch an, und immer wieder tönten die Geigen und schwangen sich die Paare. So ging es weiter bis Mitternacht, wo eigentlich Schluß sein sollte, aber niemand dachte daran, immer weiter tönten die Geigen und schwangen sich die Paare bis zum Morgengrauen. Keine von allen war so begehrt, keine so ausgelassen als der Wirtin Tochter. Da tritt ein Jäger in den Tanzsaal, ohne daß es jemand merkt, und fordert die Wirtstochter zum Tanze. Und wie sie sich

drehn, da sagt einer der jungen Musikanten zu dem Alten neben ihm: „Du, Vater, wer ist denn der Fremde, der da tanzt? Siehst du nicht, der hat ja graue Haare auf den Fingern und Krallen!“ Dem wird's nun klar, daß das der Satan ist, und er läßt sofort ein Kirchenlied spielen. Das tut auch sogleich seine Wirkung, der höllische Jäger fährt mit Brausen zum Fenster hinaus.

101. Der Teufelsgraben bei Ruppersdorf.

Nahe bei Ruppersdorf, zwischen Strehlen und Wansen in Schlesien, ist ein tiefer Graben, der sich nach dem Krühn-Wasser (Krynbach) zieht, das dort in die Ohlau fällt. Dieser wird der Teufelsgraben genannt. Ein Bauer, dessen Felder allzu oft von Wasserüberschwemmungen litten, stand eines Abends ratlos und verzweifelnd auf seiner Gemarkung und wußte seines Leidens keinen Rat. Da trat im Dämmerlicht ein dunkelgekleideter Fremder zu ihm und fragte: „Was seufzest du? Du seufzest über das allzu viele Wasser, und andere wären froh, hätten sie deinen Überfluß. Überlaß mir sieben deiner Knechte, und ich will dir mit ihrer Hilfe das Wasser ableiten, ehe der Tag graut.“ Des war der Bauer zufrieden. Er bot alsbald sieben Knechte auf, dem Fremden dienstbar zu sein, er wählte solche sieben aus, die er am liebsten losgewesen wäre, die ärgsten Flucher, die schlimmsten Spieler, die größten Schlemmer. Sie aber murrten und wollten, weil es Nacht war, nicht arbeiten. Da sagte der Bauer: „Wollt ihr nicht gehorchen, so gehet zum Teufel!“ Da gingen sie. Am andern Morgen aber war der Graben fertig, groß, breit und lang, und die Felder waren wasserfrei. Aber die Arbeiter kehrten nicht wieder heim. Bis Köchendorf und Bankau fand man ihre zerstückelten Glieder auf den Feldern. Sie waren zum Teufel gegangen.

102. Der Teufel im Schraubstocke zu Langendorf.

Die größte Wirtschaft in Langendorf war in zwei Höfe geteilt. Ein Hof lag auf der rechten, der andere auf der linken Dorfseite. Aber das Wohnhaus des einen Hofes war seit langem unbewohnt, weil es hier umging. Der Besitzer des Ganzen, der auf dem andern Gutshofe wohnte, versprach dem, der eine Nacht in dem verwünschten Hause zubringen wollte, dieses Gut und seine schöne Tochter.

Die damaligen Militärinvaliden bekamen bei ihrer Entlassung eine kleine Harfe, damit sie auf dem Lande umherziehen und ihr Brot erbetteln könnten. Als eines Tages ein solcher Invalide auf den Gutshof kam, nahm er den Vorschlag des Gutsherrn an, der bisher noch keinem Segen gebracht hatte. Der Gutsherr erstaunte nicht wenig über den Mut des Mannes und stellte ihm vor, welche furchtbare Gefahr seiner warte und wie schon soviele bei dem Wagnis ihr Leben gelassen hätten. Aber der Mann ließ sich nicht abbringen, nahm seine Harfe und ging abends hinüber in das verwünschte Haus. Als es ihm in der Einsamkeit langweilig wurde, nahm er seine Harfe zur Hand und spielte ein lustiges Lied. Da kam mit Getöse und Geheul der Teufel zur Feueresse herunter und stand vor dem Spieler. Er hörte der Weise zu und freute sich über die einschmeichelnden Klänge. Dann fragte er, ob er ihn nicht das Harfespielen lehren könne. Der Mann erwiderte: „Ei freilich! Nur die langen Krallen müßt Ihr Euch abschneiden lassen! Kommt morgen wieder, so werde ich sie Euch abschneiden.“ Noch bis 1 Uhr mußte der Invalide das Spielen fortsetzen, dann verschwand der Teufel. Frohgemut kam der Mann den andern Morgen zum Gutsherrn. Der konnte vor Staunen und Bewunderung zuerst gar nicht sprechen; denn bis jetzt war keiner, der dort über Nacht geblieben war, lebend wieder gekommen. Dann aber war er gespannt, wie es dem mutigen Manne weiter ergehen würde. Der ging zur nächsten Schmiede und besorgte einen Schraubstock in das unheimliche Haus. Am nahen Bieleufer holte er dann ein ganzes Bündel Ruten und trug sie ebendorthin. Abends kam der Teufel wieder, um sich die Krallen abschneiden zu lassen. Der Invalide schraubte die Tatzen des Bösen, der dies arglos geschehen ließ, in den Schraubstock, nahm dann die Ruten zur Hand und schlug auf den Eingeklemmten solange ein, bis auch die letzte zerschlagen war. Der Teufel wand sich hin und her und versprach, nie mehr das Haus zu betreten; nur im nächsten Walde ward ihm erlaubt sich aufzuhalten. Mit furchtbarem Geheul verschwand er durch die Feueresse, als ihn der Invalide freiließ. Dem aber war geholfen: er bekam als Belohnung ein schönes Gut und eine schöne Frau.

103. Der Teufel läßt sich nicht narren.

Im Zeughause zu Glatz steht ein Gewehr, dessen Bajonett zu einem Knäuel gedreht ist. Von diesem geht folgende Sage: Vor langen Zeiten wurde um die Mitternachtsstunde regelmäßig der Posten auf dem Walle verscheucht. Man behauptete, es sei der leibhaftige Teufel. Eines Abends kam ein Soldat an die Reihe, der als Trinker und Schlemmer unter den Kameraden arg verschrieen war. Er hatte bereits von dem Spuk gehört, freute sich mit dem Teufel persönliche Bekanntschaft zu machen, da er sich durch einen Pakt Geld von ihm verschaffen könne. Um Mitternacht naht dieser sich ihm. Der Wachtposten tritt ihm furchtlos entgegen und fordert Geld, wofür er dem Teufel seine Seele übergeben will. Dieser aber behauptet, daß ihm seine Seele so wie so schon angehöre — er verlange die seines Kindes. Der Pakt wird geschlossen. Der Soldat verpflichtet sich, am nächsten Abende sein Kind auf den Wall zu bringen, wogegen er vom Teufel eine hohe Summe erhält. Die folgende Nacht zieht der Soldat wieder auf Wache und befiehlt seinem Weibe, das Kind nachzubringen. Die gute Frau, darüber erschreckt, läuft sofort zu einem Offizier, dem sie dies berichtet. Der Offizier rät ihr, daß sie entweder gar nicht oder doch nur ohne ihr Kind hinausgehe. Mitternacht naht heran, der Teufel stellt sich ein und verlangt das versprochene Kind. Der Soldat verflucht und verwünscht seine Frau, daß sie nicht gekommen sei. Es ist nahe an ein Uhr — sie ist noch nicht hier. Da dringt der Teufel wütend auf den Soldaten ein, der ihm sein Gewehr als Schutzwaffe entgegenhält. Der Teufel jedoch biegt das Bajonett zu einem runden Knäuel um. Am andern Morgen fand man den Soldaten im Wallgraben liegen mit umgedrehtem Genicke, das Gesicht nach hinten gekehrt. Er hatte noch so viel Leben, daß er den Sachverhalt in abgerissenen Sätzen erzählen konnte.

104. Der Teufel als schwarzer Pudel zu Poditau

Auf dem Komturhofe zu Poditau bei Glatz erschien einst abends um 9 Uhr ein schwarzer Pudel in der Gesindestube, legte sich lautlos auf die Bank am warmen Ofen und schlief dort ruhig die ganze Nacht. Doch am Morgen war er ver-

schwunden. Am nächsten Abend aber kam er um dieselbe Stunde und legte sich wieder auf denselben Platz. Das trieb er längere Zeit täglich so fort, alle Hausbewohner gewöhnten sich an ihn, und keiner wagte ihn zu belästigen. Da kam eines Abends spät ein Knecht betrunken in die Stube, stieß und schlug den Hund und jagte ihn von der Bank herunter. Doch nun fletschte der Pudel mit einem Male die Zähne und schnappte in so unheimlicher Weise nach dem Knechte, daß diesem Angst wurde und er schnell in den nahen Stall hinter die Pferde flüchtete, der Pudel hinter ihm her. Da hörte er den Pudel deutlich sagen:

Wärschte ne zwischer Stohl on Aisa,
Wöll ich der wuos andersch bewaisa.

Die Hufeisen der Pferde und die Eisenbeschläge an den „Ständen" ließen den Pudel nicht zu ihm heran. Darauf verließ das Ungetüm den Stall, zerriß draußen noch den Kettenhund, und fort war es.

105. Der Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis Albendorf.

Mit Abbildung.

Vor vielen Jahren lebte ein Mann in Schlegel, dem es sehr schlecht ging. Er hieß Zenker. Das Mißgeschick schrieben die Dorfbewohner seiner Gottlosigkeit zu. Endlich hatte er das dürftige Leben so arg satt, daß er hinauseilte auf den Wolfsberg und den Teufel rief. Als der Böse erschien, sagte Zenker: „Mir geht es schlecht, und Gott und die Menschen helfen mir nicht, deshalb komme ich zu dir. Willst du mir tausend Dukaten verschaffen und mir fünf Jahre ein freudvolles Dasein gewähren, so sollst du meine Seele haben, wenn ich bis dahin nicht zu Gott zurückkehre." „Gut! Ich will deine Wünsche erfüllen. Deine Seele soll mir gehören, wenn du nach Ablauf der Frist den Weg von Schlegel bis zur Albendorfer Kirche nicht binnen einer Stunde zurücklegst." Der Teufel lachte grimmig. Er ritzte den linken Arm des Zenker, tauchte eine Feder in das fließende Blut und ließ sich damit einen Vertrag unterschreiben. Zenker fand das verlangte Geld und lebte darauf in wilder Lust; denn es glückte ihm alles, was er angriff.

Endlich nahte aber die Stunde, in der er den Teufelslauf machen sollte, und er fühlte Angst und Bangigkeit. Pünktlich stand der Teufel bei ihm, und der Lauf begann. Zenker fühlte seine Kniee schlottern. Da erinnerte er sich der gnadenbringenden Muttergottes zu Albendorf, von der er vieles gehört, bisher aber nichts geglaubt hatte. Er gelobte ihr, fromm zu werden und von dem Überflusse, den der Teufel ihm gebracht hatte, die Kirche von Albendorf ausschmücken zu lassen, wenn er glücklich sein Ziel erreichte. Da war es ihm, als schwebe das Gnadenbild vor ihm, das sich in der Albendorfer Kirche in einem Glaskasten auf dem Hochaltare befindet. Seine ganze Besonnenheit kehrte zurück, und er eilte in wildem Laufe dahin. Als die verhängnisvolle Stunde verronnen war, schritt er eben die Stufen zur Kirche hinan, und die Macht des Teufels erreichte ihn nicht mehr. Dieser warf ihm aber wütend den zerrissenen Kontrakt vor die Füße. Zenker dankte in der Wallfahrtskirche Gott für seine Rettung und wurde von der Stunde an ein frommer Mann, der bis an sein spätes Ende ein Wohltäter der Kirche und der armen Menschen blieb.

106. Der Teufel läßt sein Pferd beschlagen.

Zu dem Schmiede zu Buchau bei Neurode kam einst mitten in der Nacht ein vermummter Reiter und ließ sein Pferd beschlagen, dabei hörte er ein fortwährendes Wimmern. Da auf einmal, beim dritten Eisen, hört er das Pferd deutlich und mit bekannter Stimme sagen: „O wih, Gevotter!" Es war die Seele seines Gevatters, des Müllers, den der Teufel in derselben Nacht geholt hatte. Der Schmied soll ihm wenige Tage darauf nachgefolgt sein.

107. Der Teufel als Würfelspieler in der Teufelsschenke zu Tscherbeney.

Da, wo jetzt der Teufelsstein im Tscherbeneyer Tale sich erhebt, stand vor uralten Zeiten ein Wirtshaus, dessen Besitzer seinen Gästen manches gestattete, was ein anderer nicht gestattet haben würde. Das ging schon eine Zeitlang, da kam Pfingsten. Wunderbar schön war der Morgen, kein

Lüftchen regte sich, die ganze Natur hatte Feiertagsstimmung angelegt. Das Geläut der Kirchenglocken klang im Tale herauf, die Gläubigen zum Dienste des Höchsten zu rufen. Knaben und Greise, Mädchen und Matronen zogen hinab zum Gotteshause. Nur eine Schar junger Männer schloß sich nicht an, sie hatten sich zusammengefunden und wollten zechen und spielen, ihre Kirche sollte das Wirtshaus sein. Bald klapperten die Würfel und fesselten die Aufmerksamkeit dermaßen, daß niemand das Hereintreten eines neuen Gastes bemerkt hatte. Seiner Kleidung nach mußte das ein Jägerbursche sein. Er setzte sich an einen entfernten Tisch und hing seinen Gedanken nach; lange aber dauerte dies nicht. Wenn er sich auch um die jungen Burschen nicht kümmerte, so kümmerten sich diese doch um ihn, nachdem sie ihn bei einem Aufblicke wahrgenommen hatten, und luden ihn ein, am Spiele teilzunehmen; denn das sei das beste Mittel gegen Grillen. Anfangs forderten sie ihn umsonst auf; doch nach und nach ließ sich der Sohn Nimrods zu einem Näherrücken, auch zu einem Versuchsspielchen bewegen, allerdings ohne günstiges Ergebnis. Doch entmutigte ihn dies nicht, sondern schien im Gegenteile gerade einen eigentümlichen Reiz auf den Anfänger auszuüben, wenigstens wurde er immer eifriger und hitziger im Einsetzen und Würfeln, und in der Tat gelang es ihm auch nach kurzer Zeit, das Glück an seine Hand zu ketten.

Je mehr er aber gewann, um so mißmutiger wurden die Spielgenossen. Das verlorene Geld, die berauschenden Getränke, die von Minute zu Minute sich mehr erhitzende Leidenschaft legten ihnen Worte in den Mund, welche jeden andern scharf verletzt haben würden — nur den Jäger nicht. Höhnisch lächelnd bewahrte er eine eisige Ruhe. Plötzlich springt einer der Burschen auf, er hat bemerkt, wie der unheimliche Gewinner den Würfel mittels einer raschen Handbewegung gewendet hat. „Falscher Spieler!“ ruft er dem Jäger entgegen; eine allgemeine Erhebung, ein rasender Tumult folgt. Schelten, Fluchen, Ergreifen der Stühle, die Hände damit zu waffnen, ist das Werk eines Augenblicks. Rasch springt der Fremde nach der Tür, aber ehe er sie erreicht, ist er gefaßt, ein Stuhl, über seinem Haupte drohend geschwungen, saust hernieder — zugleich ertönt ein furchtbarer Donnerschlag, und das Haus mit seinen Gästen ist verschwunden. — An seiner Stelle steht ein großer Stein, der Teufelsstein nach dem Namen des falschen Spielers genannt.

108. Die Timmlingsage.

Mit Abbildung.

Mit dem Namen der adligen Familie der Thümblinge steht eine alte Volkssage, die Timmlingsage, in Verbindung. Sie knüpft sich an das bischöfliche Residenzschloß Johannesberg, das über dem österreichischen Städtchen Jauernig thront. Unterhalb des Schlosses lag einst statt des jetzigen Städtchens Jauernig ein schlichtes Dorf. Dort lebte ein armer Hirtenjunge. Dieser war mit seiner Lage keineswegs zufrieden. Einst, als er am nahen Galgenberge seine Herde weidete und das Schloß so stolz auf sich herüberschauen sah, verwünschte er seine Armut und sehnte sich nach Reichtum und Unabhängigkeit. Auf einmal stand ein grüner Jäger vor ihm. Gideon Timmling, so hieß der Hirt, erhob sich, nahm seine Mütze ab und grüßte den Fremden mit dem üblichen „Gelobt sei Jesus Christus“. Der Jäger schoß anfangs giftige Blicke auf ihn, wurde aber dann freundlicher und brachte ihn nach und nach soweit, daß er ihm seine Seele verschrieb, wogegen er sich verbindlich machte, ihn auf das Schloß zu bringen und bis zum Tode seines Vaters, wenigstens auf sieben Jahre, zum Gebieter daselbst zu machen. Timmling mußte den Vertrag mit seinem Blute unterzeichnen. Der Teufel — das war nämlich der Jäger — steckte das Papier zu sich, sagte unserem Hirten noch, daß er sich des andern Tages beim Schloßgärtner melden solle, und verschwand. Timmling aber verfiel alsbald in einen tiefen Schlaf, in dem er bis zum Morgen des andern Tages verharrte. Als er erwachte, tat er, wie ihm geheißen war, und meldete sich beim Gärtner, der ihn zum Schloßherrn führte. Dieser, der Fürstbischof von Breslau, der an ihm Gefallen fand, behielt ihn bei sich und machte ihn in kurzer Zeit zum Kastellan des Schlosses. Von nun an war Timmling ein ganz anderer Mensch. Um die Mahnungen an den Teufelspakt zu übertäuben, stürzte er sich in einen Strudel von Sünden und

Lastern. So oft er aber auf Augenblicke die Stimme des Gewissens vernahm, schreckte ihn der Klang eines Glöckleins auf, das von unsichtbarer Hand im Schloßturme aufgehangen war, mit dem Klagetone „Timmling, Timmling".

Gar rasch waren die sieben Jahre abgelaufen, auch Timmlings Vater war inzwischen gestorben. Da klopfte es eines Abends spät unten im Dorfe bei einem Schmiede an. „Alter, mach auf!" rief eine rauhe Stimme, „es ist ein Reisender da, der Eile hat, du sollst sein Pferd beschlagen." Der Schmied tat unverzüglich, was ihm geheißen war. Als Bezahlung warf ihm der Fremde ein Goldstück hin. Es fiel auf die Erde, der Schmied bückte sich nach ihm, bemerkte dabei an dem Fremden einen Pferdefuß und erkannte in ihm den Bösen. Erschrocken bekreuzte sich der fromme Meister, eilte zu seiner Frau und teilte ihr seine Befürchtungen mit. Diese lief ans Fenster und sah noch, wie der Reiter gegen das Schloß hinsprengte. Nun beteten beide inbrünstig für das Seelenheil des Kastellans, über den schon lange die absonderlichsten Gerüchte verbreitet waren. Alle Tore des Schlosses sprangen bei der Ankunft des Satans von selbst auf. Er schritt ohne Aufenthalt in das Zimmer, in dem Timmling sich befand. Dieser saß eben in seinem Lehnstuhle und wollte, als der Teufel eintrat, nicht recht begreifen, daß die sieben Jahre schon um sein sollten. Doch wollte er sein Leben und seine Seele nur nach schwerem Kampfe opfern und wehrte sich verzweiflungsvoll. Fast hätte er den Gegner bezwungen; aber infolge übermäßiger Anstrengung verließ ihn sehr bald alle Kraft, so daß der Teufel die Oberhand über ihn behielt. Er riß ihn zum Fenster hinaus, schlug ihn mit dem Kopfe an die Mauer und flog mit ihm durch die Lüfte davon. Das Blut Timmlings, welches an der Mauer kleben blieb, soll die roten Flecke verursacht haben, die noch jetzt an der gegen die Stadt Jauernig gelegenen Seite des Schlosses sichtbar sind. Man erzählt, daß diese Flecke sich nicht abwaschen lassen und selbst übertüncht immer wieder zum Vorschein kommen. Das Glöcklein, das der Teufel hingehangen, hängt noch heute daselbst. Man glaubt, wenn es geläutet wird, ein wehmütiges „Timm—ling, Timm—ling" zu vernehmen.

109. Der Teufel als Erbauer der Kirche von Einsiedel.

Von Kirchenbauten, woran der Teufel geholfen, wissen alte Leute viel zu erzählen. So hörte ich in meinem Heimatsdorfe Kreuzendorf als Kind folgendes: In Einsiedel sollte ein Gotteshaus erbaut werden. Das Werk war zur Hälfte fertig — auf einmal waren alle Mittel zum Weiterbau versiegt. Die Bewohner des Ortes kamen in die peinlichste Verlegenheit; denn aus der ganzen weiten Umgegend pilgerten fromme Christen zum Gnadenbilde „Maria Hilf" nach Einsiedel. Der Ort hätte also, falls die Kirche nicht ausgebaut würde, eine große Einbuße erlitten, indem dann viele Pilger zurückgeblieben wären. Da kommt eines Tages ein Pilger in härenem Gewande zum Pfarrer, verspricht, die Kirche in denkbar kürzester Zeit zu vollenden, wenn er ihm immer den zehnten Menschen verspräche, der bei der Einweihung der Kirche in die Kirche einginge. Der Seelsorger verspricht's, und in einigen Tagen steht der Bau vollendet da. Die Weihe des Hauses wird unter den feierlichsten Zeremonien vorgenommen. Nun beginnt die Zählung. Der Geistliche mit dem unbekannten Baumeister stehen an der Pforte und lassen die Kirchkinder hineinpassieren. Als neun Seelen eingezogen sind, stellt sich auf einmal der Priester als zehnter mit geweihtem Kruzifix in die Tür. Da weicht der unheimliche Erbauer zurück. Im Nu aber reißt sich der Geistliche die geweihte Stola vom Halse und wirft sie jenem über. Da wird sie zur Kette — die Menschengestalt weicht: man sieht den leibhaftigen Teufel mit Hörnern und Pferdefuß angeschlossen, wie er sich windet, Rauch und Feuer speit und einen pestilenzialischen Höllengestank verbreitet. Dort, in Einsiedel soll er noch heute in einer finsteren Kammer der Kirche hinter eiserner Tür angeschmiedet liegen. Alle drei Jahre einmal können ihn die Pilger offen sehen.

110. Wette des Teufels mit Maria.

Eine Frau in Freudenthal, die ihren kranken Mann gern tot gesehen hätte, gab diesem Gift von Pflanzen, die sie, vorgeblich um die lästigen Fliegen zu töten, gesammelt hatte. Nachdem er das drittemal von dem Gifte genossen, starb er.

Man erkannte, daß er vergiftet sei, und zog sogleich seine Frau ein. Diese leistete jedoch einen Eid, daß sie unschuldig sei, und wurde wieder entlassen. Sie starb hochbetagt, nachdem sie wegen dieser und mehrerer anderer Freveltaten die lebhafteste Reue empfunden hatte, nach langem, schmerzhaftem Krankenlager.

Nach ihrem Tode stritten sich die heilige Maria und der Teufel um die Seele. Maria behauptete, ein Recht auf diese zu haben, weil sie ihre Sünden bereut, der Teufel, weil sie so große Missetaten begangen habe. Man einigte sich endlich dahin, daß derjenige von beiden die Seele haben sollte, welcher vom Köhlerberge aus am weitesten ausschreiten und sodann feststehen würde. Am Feiertage Allerheiligen kamen sie zu festgesetzter Stunde bei der Köhlerbergkirche zusammen. Nun schritt der Teufel, der alle Kraft zusammennahm, auf die etwa drei Meilen entfernte Bischofskoppe, fiel aber dann gegen Preußen hin auf jene Stelle, an der noch heute kein Gras mehr wächst. Maria aber machte einen kleineren Schritt, blieb dann feststehen und gewann so die Wette. Auf der Stelle, wo Maria auf die Erde trat, sieht man noch jetzt den Abdruck eines Fußes in einem Steine, von dem erzählt wird, daß er am Jahrestage dieser Wette alle Farben spielt.

III. Der böse Tzeffel.

Im Jahre 1549 saß Herr Christian Tzessel von Schwenz als Burgherr auf dem Zeiskenschlosse. Er war ein wilder und gefürchteter Ritter, der bis zur Gröditzburg, bis zum Kynast und bis Breslau als der böse Tzessel bekannt war. Aus bloßer Grausamkeit und Mordlust gab Herr Tzessel einst einem seiner Arbeiter auf, von Mittag bis zur Nacht einen drei Ellen tiefen und vierzig Ellen langen Graben zu schlämmen, und drohte, den Mann in Stücke zerhauen zu lassen, wenn er die Arbeit nicht fertig stelle. Der arme Arbeiter ging jammernd an die Riesenarbeit. Kaum hatte er aber den ersten Spatenstich getan, da sah er die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen ein; denn zwanzig Männer hätten in der kurzen Zeit die Arbeit nicht fertig bringen können. Er setzte sich hoffnungslos an den Grabenrand. Als er seine Blicke einmal aufschlug, gewahrte er einen schwarzen



Schloß Johannesberg.

Mann, der fleißig an dem Graben arbeitete und in wenigen Minuten das ganze Werk, welches er vollbringen sollte, fertig stellte. Mit dankerfülltem Herzen warf sich der Arbeiter dem Fremden zu Füßen und wollte seine Hand küssen. Dieser wehrte aber ab und sagte: „Sieh mich genau an! Ich bin der Teufel und hab' doch noch ein besseres Herz als der böse Tzessel; denn du hast mir leid getan. Gehe deshalb zu dem Ritter, sage ihm, daß du mit deiner Arbeit fertig bist, und er soll sie sich selbst ansehen kommen. Von mir rede aber nicht, sonst bist du verloren!" Der Arbeiter ging in die Burg und meldete dem Ritter, daß die Arbeit getan sei. Dieser lachte und schwur, ihn lebend schinden zu lassen, wenn er ihn verspotte; denn den Graben könne nur der Teufel in solcher kurzen Zeit schlämmen oder zwanzig Männer. Er sandte seinen Burgvogt hinaus und ließ die Arbeit besichtigen. Der Vogt kam in sichtlicher Aufregung wieder und meldete seinem Herrn, daß die Arbeit zwar auf das beste ausgeführt sei, aber der Teufel stehe dabei und verlange, daß der Ritter selbst komme. Als der böse Tzessel dies hörte, erbleichte er, ließ den Burgkaplan rufen, den er bisher als Narren behandelt hatte, und betete mit diesem. Am andern Tage, als der Teufel fort war, sah er sich die Arbeit an und wurde ein frommer Mann, dessen erstes gutes Werk es war, den armen Arbeiter für die ausgestandene Angst zu entschädigen. Er mochte aber nun nicht auf dem Zeiskenschlosse bleiben, wo ihm der Teufel schon so nahe gewesen war.

XIV. Teufelssteine.

112. Teufelsstein bei Klein-Biesnitz.

Mit Abbildung.

Auf der Landskrone, an der Stelle, die man noch jetzt den Teufelsstuhl nennt, saß der Böse und sah zu, wie zu Görlitz die schöne Peterskirche gebaut ward und ihre Mauern und Pfeiler und Türme immer höher emporstiegen. Da ergrimmte er, riß ein großes Felsstück los, faßte es mit seinen Krallen und erhob sich in die Luft, der Stadt entgegen, um den fast vollendeten Prachtbau zu zertrümmern. Aber Gott ließ es

nicht zu, sondern lähmte die Arme des Teufels so, daß er das Felsstück mußte zur Erde fallen lassen. Da, in der Nähe von Klein-Biesnitz, liegt es noch heute, und man kann deutlich daran die Eindrücke von des Teufels Krallen wahrnehmen.

113. Der Teufelsstein bei Stenker.

Als der Böse noch leiblicherweise sichtbarlich auf der Erde umherwandelte, um die Menschen zu versuchen, war er auch einst an der Grenze von Schlesien von einem Besuche bei seinem Freunde Rübezahl bis Stenker gekommen. Da däuchte es ihm, daß er sehr müde wäre, und er setzte sich, um ein wenig auszuruhen auf einen Stein am Wege. Als er so dasaß und sich besah, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß seine Kleidung in sehr üblem Zustande war. Er nahm daher Nadel und Zwirn zur Hand und flickte sich die zerrissenen Hosen wieder zusammen. Wo der Teufel sitzt, da läßt er auch seine Spur zurück, und so geschah es denn, daß dem Steine die Nadel und der Zwirnknäuel, welche er neben sich gelegt, und sogar die Füße, die er nach Art der Schneider untergeschlagen, eingedrückt blieben. In neuerer Zeit wollte ein Bauer den großen Stein zum Bauen verwenden und ließ ihn deshalb sprengen; allein er konnte mit den Stücken nichts anfangen und mußte sie wieder auf die alte Stelle zurückbringen, wo sie noch liegen, wenn sie nicht jemand verschleppt hat.

114. Der Teufel verliert bei Heide-Gersdorf seine Steine.

Dem Teufel fiel es einmal ein, sich ein Haus zu bauen, und er holte sich dazu die Steine vom Riesengebirge in einem Sacke, den er sich eigens dazu gemacht hatte. Allein als er in der Gegend von Heide-Gersdorf, da wo jetzt die Kolonie Fichtenthal liegt, durch die Lüfte fuhr, bekam der Sack ein Loch und die ganze Ladung fiel ihm auf die Erde. Darüber ward er sehr verdrießlich, ließ die Steine liegen und gab den ganzen Bau auf.

Nun weiß jedermann, wie und wodurch die vielen Steine auf die Feldfluren von Fichtenthal gekommen sind.

115. Der Wettstein bei Marklissa und der Teufelsstein bei Sagan.

Nicht weit von Marklissa, in der Gegend des Zangenberges, sieht man einen schön geaderten Quarzfelsen, der heißt der Wettstein und die Marklissaer wissen auch warum.

Es ist einmal ein Prediger in Marklissa gewesen, ein sehr gelehrter und weit gereister Mann, der besonders von der Natur und ihren Geheimnissen mehr gewußt hat, als sich mit seinem heiligen Amte zu vertragen schien. Der hat auch den Teufel zitieren können und hat einmal mit ihm eine Wette gemacht: der Böse sollte nämlich jenen Stein, den der Pastor in einem fernen Lande irgendwo gesehen hatte, während des Gottesdienstes herbeischaffen und vor Beendigung desselben vor die Kirchtüre setzen. Der Teufel hat's aber nicht gekonnt; denn als er mit dem Steine durch die Luft geflogen kam, hat er schon beim Zangenberge am Glockengeläute gehört, daß die Predigt zu Ende sei. Da hat er vor Ärger den Stein zur Erde geworfen.

Ein „Teufelsstein", der ebenfalls mit einer Wette in Verbindung steht, liegt bei Sagan. Bis vor wenigen Jahren lag in geringer Entfernung davon ein ganz ähnliches Felsstück, der „Herrgottstein". Der Teufel habe, so lautet die Sage, mit Gott von den Hellbergen (bei Freystadt) aus um die Wette werfen wollen, sei aber um einige Meter zurückgeblieben, und habe nun vor Ärger über sein Verlieren dem Steine mit seinem Pferdefuß einen kräftigen Tritt gegeben, dessen Spur noch jetzt zu sehen ist.

116. Der Teufelsstein bei Görtelsdorf.

In Görtelsdorf lebten einst einige Männer, die den Lastern des Trunkes und des Kartenspielens sehr ergeben waren. Bei ihren wüsten Zechgelagen führten sie gotteslästerliche Reden und beim Kartenspielen sprachen sie die abscheulichsten Flüche und Verwünschungen aus, stets entheiligten sie den Tag des Herrn, und somit gaben sie durch ihr Verhalten den Mitmenschen das größte Ärgernis. Die Männer spielten und zechten sogar an Sonn- und Feiertagen

während des Gottesdienstes und auch ununterbrochen an den letzten drei Tagen der Karwoche. Dem Teufel gefiel das Treiben dieser Männer, und damit sie keine Zeit und Gelegenheit haben sollten, sich zu bekehren und zu bessern, beschloß er, sie in ihren Sünden zu töten, denn dann gehörten sie ihm ganz und für immer an. Die Macht, sie zu töten, besaß er aber nur in der Zeit von nachts 12 Uhr an bis zum ersten Hahnschrei; denn mit diesem war seine Macht gebrochen. Einst spielten die erwähnten Männer in der Adventszeit wieder die Nacht hindurch im Görtelsdorfer Kretscham, worüber sich der Teufel gar sehr freute, und er faßte jetzt den Entschluß, die Männer zu töten. Er ging deshalb nach Adersbach, wählte sich aus den Felsen einen passenden Stein, schlang ihn an einer Kette fest und trug ihn auf dem Rücken bis auf einen Berg in der Nähe von Görtelsdorf, von dem aus er den Stein auf den Kretscham schleudern, diesen zertrümmern und die Männer erschlagen wollte. Es war am frühen Morgen, die Nacht breitete noch tiefe Finsternis über die ganze Gegend aus, die Kirchenglocken waren soeben verstummt, und die frommen Ortsbewohner eilten wie Schatten zur Kirche, um der Roratemesse beizuwohnen. Plötzlich vernahmen die Spieler im Kretscham ein mächtiges, unheimliches Rauschen, und gleich darauf einen gewaltigen Stoß, durch den das alte Wirtshaus so erschüttert wurde, daß es in allen Fugen krachte und daß die Fensterscheiben brachen und klirrend zu Boden fielen. Zum Tode erschrocken falteten die Männer ihre Hände zum Gebete, und es trat eine feierliche Stille ein. Die Ursache des Rauschens und der furchtbaren Erschütterung war aber folgende: Der Teufel hatte den Stein nach dem Kretscham geworfen, aber während der Stein durch die Luft flog, ertönte zufällig ein Hahnschrei, durch den die Macht des Teufels augenblicklich gebrochen wurde. Der Stein erreichte nun den Kretscham nicht mehr, sondern fiel kaum 300 Schritte davon entfernt zur Erde nieder. Dort ist er noch zu sehen und heißt der „Teufelsstein". Die Männer, die nur mit knapper Not dem jähen Tode entgangen waren, hat der Teufel nun nicht in seine Hand bekommen; denn sie nahmen sich diese Warnung zu Herzen, entsagten dem Trunke und dem Spiele und führten fortan ein christliches Leben.

117. Teuflische Fußspuren bei Steinseiffersdorf.

An der Straße, die von Steinseiffersdorf (Kreis Reichenbach) über die hohe Eule führt, liegt ein Kalvarienberg, der Ölberg genannt. Auf diesem Felsen, so erzählt die Sage, stand einstens eine Burg, um deren Besitz zwei Ritter stritten. Lange hatten sie gegenseitig schon gefochten und mit Pfeilen aufeinander losgeschossen; der Sieg war immer noch unentschieden. Da kommen sie endlich dahin überein: Wer von ihnen mit dem Pferde glücklich den Felsen nach der Teichseite hinabkommt, dem gehört die Burg als Eigentum. Beide spornen ihre Rosse. Der eine ruft aus: „In Teufels Namen!" der andere: „In Gottes Namen!" Der erste bleibt mitsamt dem Rosse an einem Felsen hängen und zerschellt im tiefen Abgrunde; der zweite kommt glücklich an. Von dem gewuchtigen Fall auf einen Stein wurden diesem die Spuren eines Roß- und eines Menschenfußes eingedrückt, welche heute dortselbst noch zu sehen sind.

Andere erzählen, daß diese Fußspuren in besagtem Steine vom Teufel selbst herrühren. Er ging nämlich eines Abends übers Gebirge. An einer Stelle, wo zufällig einmal ein frommer Mann gestanden hatte, glitt er aus und fiel hinab bis auf jenen Stein, wo er seine zweierlei Füße abdrückte. Auch die Rutschspur will man noch deutlich erkennen.

118. Die Teufelssteine beim Schlosse Schnallenstein.

Die Gegend des heutigen Dorfes Rosenthal war vor alters ein völlig unwegsamer Sumpf, und deshalb konnte man sehr schwer von Mittelwalde nach dem Schlosse Schnallenstein gelangen. Nach einer alten Sage von der Teufelsbrücke und den Teufelssteinen, beim Höllenstege am Fuße des Schlosses Schnallenstein, wollte diesem Übelstande Herr von Tschirnhaus abhelfen. Man erzählte sich davon folgendes. Ein Herr der Herrschaft Mittelwalde und des Schlosses Schnallenstein habe mit Hilfe des Teufels eine Brücke vom gedachten Schlosse über die Rosenthaler Sümpfe nach Mittelwalde bauen wollen und den Bau dem Teufel verdungen. Dieser sei dazu bereit gewesen, wenn er nur durch kein Hahnkrähen gestört werde. Es sei deshalb den umliegenden Bewohnern befohlen worden,

alle Hähne zu töten. Nur ein einziges Mütterchen in einer Hütte am Fuße des Schloßberges habe aus Mitleid ihrem Hahne das Leben gelassen und ihn in einen dunklen Ort unter einem Siebe eingesperrt. Als nun der Teufel die ersten drei großen Steine herbeigebracht habe, sei er von dem Krähen des versteckten Hahnes überrascht worden und habe den Bau aufgegeben. Diese drei Steine stehen noch heute senkrecht links am Höllenstege im Höllengrunde am Fuße des Schloßberges, sie werden den Reisenden als Wahrzeichen gezeigt und die „Teufelssteine" genannt.

XV. Hexen.

119. Mittel gegen den Viehzauber einer Hexe.

In Alt-Striegau hatte ein Bauer mit seinem Vieh viel Unglück. Die Kälber kamen tot zur Welt, die Kühe gaben keine oder schlechte, manchmal rote Milch und manches Stück wurde krank und fiel. Da seine Nachbarin in dem Rufe einer Hexe stand, kam er auf die Vermutung, daß sein Vieh von ihr behext sei, und als wieder eine Kuh erkrankte, fragte er den Scharfrichter um Rat. Dieser riet ihm, der kranken Kuh beim Auswerfen der Exkremente einen ganz neuen Sack, der auch von dem kleinsten Loche frei sei, bei Sonnenuntergang unterzuhalten, den Sack fest zuzubinden und mit einem tichenen Knüttel zu prügeln. Dabei müsse er sich aber hüten, in den Sack ein Loch zu schlagen, und während des Prügelns dürfe niemandem etwas verkauft werden. Der Bauer tat so. Als er den Sack zu prügeln anfing, begann seine Nachbarin jämmerlich zu schreien. Bald darauf kam ihre Tochter, um Buttermilch zu kaufen. Der Bauer wies sie ab und prügelte weiter. Das Geschrei der Nachbarin aber wurde immer ärger. Da kam die Tochter wieder und bat flehentlich, ihr doch etwas Buttermilch abzulassen, sie brauche sie für einen Kranken. Wieder wurde sie abgewiesen. Inzwischen wurde das Geschrei der Nachbarin schwächer, aber immer kläglicher. Da kam die Tochter zum dritten Male nach Buttermilch. Als sie auch jetzt trotz alles Flehens keine erhielt, da hörte das Geschrei der Nachbarin auf. Sie war eine Leiche, ihr ganzer Körper hatte

braune und blaue Striemen, als wenn er furchtbar geschlagen worden wäre. Die Viehplage des Bauern aber hatte nun auch ihr Ende gefunden.

120. Die unheimlichen Katzen in der Mühle.

Ein junger Müllergeselle befand sich auf der Wanderschaft. Er war in großer Not; denn er hatte schon längere Zeit keine Arbeit gefunden, wiewohl er ein gesunder, starker und auch fleißiger Mensch war und einer, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte. Als er eines Tages wieder an eine Mühle kam, erklärte der Besitzer: er brauche ja einen Gesellen, aber er werde keinen annehmen, denn bisher seien sie ihm immer in der Nacht entlaufen, und die Mühle habe des Morgens gestanden; zudem hätten sie das Gerede aufgebracht, es sei mit seiner Mühle nicht ganz richtig. Da aber der Geselle bat und er einen sehr guten Eindruck machte, wurde er doch in Arbeit genommen. Was er bei seinem Antritte von der Mühle und von seinen Vorgängern hörte, war freilich nicht ermutigend. Darum nahm er sich, als er die erste Nacht in der Mühle wachte, zu seinem Schutze ein Gebetbuch und ein Beil mit. Emsig beobachtete er das Mühlwerk unter fortwährenden Gebeten. Zur Mitternachtsstunde las er in dem Gebetbuche, das Beil lag vor ihm auf dem Tische. Da tat sich die Tür auf, und zwei graue Katzen, eine alte und eine junge, traten miauend ein. Sie setzten sich vor ihn hin, aber seine Wachsamkeit, das Gebetbuch und das Beil waren ihnen sichtlich unbequem. Unversehens langte die alte mit einer Pfote nach dem Beile, doch glücklicherweise erhaschte es der Müller eher. Nun versuchte die junge, das Gebetbuch fortzuziehen, aber der Geselle hielt es fest. Nun erhoben beide ein so schreckliches Geschrei, daß dem Gesellen das Beten beinahe unmöglich wurde. Kurz vor 1 Uhr sprang die junge Katze auf den Tisch und versuchte, mit der rechten Vorderpfote das Licht auszulöschen. Da hieb der beherzte Geselle mit dem Beile nach ihr und schlug ihr die Pfote ab. Unter einem entsetzlichen Klagegeschrei verschwanden die Katzen. Die Pfote hüllte der Müller in Papier, um sie seinem Meister zu zeigen. Dieser freute sich, als er am anderen Morgen die Mühle im Gange und den Gesellen auf seinem Posten

fand. Der Geselle erzählte ihm die Vorgänge der Nacht und überreichte ihm das Papier. Der Meister schlägt es auseinander und findet zu beider Staunen statt der Katzenpfote eine Frauenhand. Als der Geselle zum Frühstücke kam, da erschien die junge Meisterin nicht, wie gewöhnlich, am Tische. Sie lag zu Bette. Der Arzt hatte gerufen werden müssen, um ihr den rechten Arm zu verbinden; denn sie hatte sich, wie sie sagte, beim Holzhacken aus Versehen die rechte Hand abgeschlagen. Noch an demselben Tage verließ der Geselle die Hexen-Mühle.

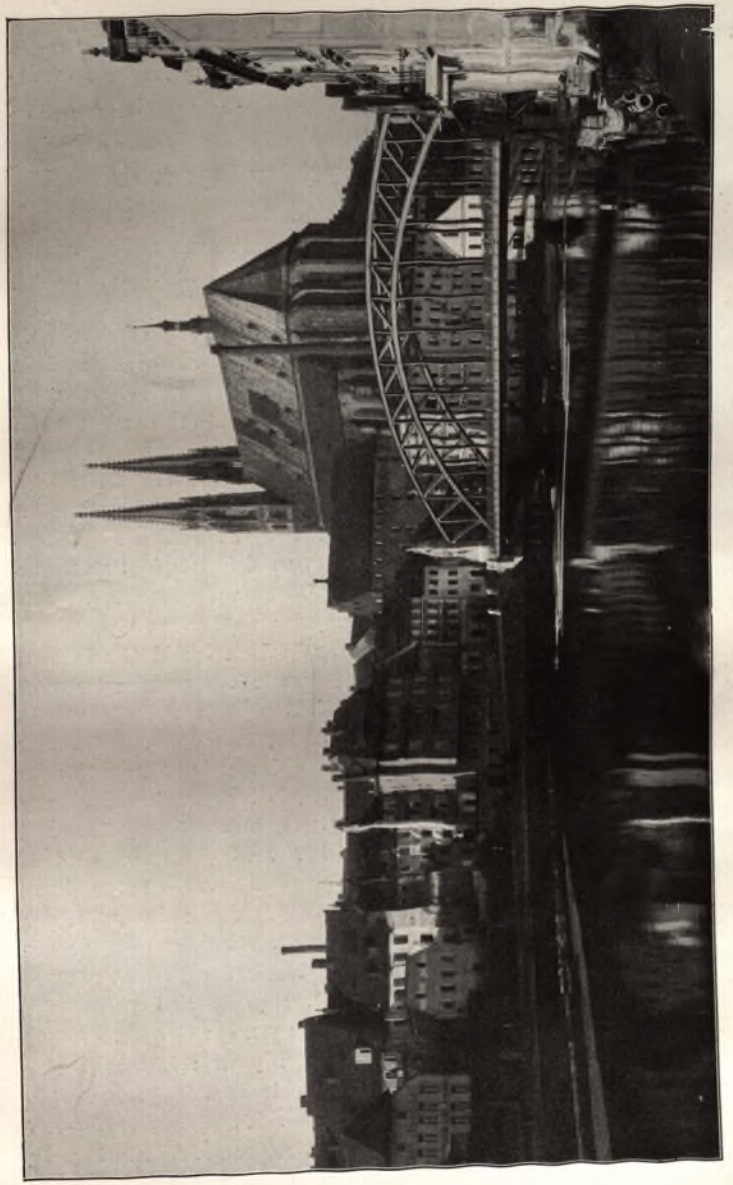
121. Das Katzenkonzert und der Meermauer in der Blauen Marie.

Eines Abends nach Sonnenuntergang kam ein alter Mann (U.) bei dem vor dem Dorfe Klein-Bielau gelegenen sogenannten Brechhause vorbei. Unheimlich lag der alte ruinenhafte Bau auf der kleinen Anhöhe, vom Mondlicht erhellt. Grauenhaft standen die Weidenstümpfe umher und glitzerten und nickten im Abendwinde mit ihren kurzen Ästen, wie wenn Leben in ihnen wäre. Siehe, als er dem Gemäuer gegenüber seine Straße zog, hörte er aus diesem ein unheimliches Konzert ertönen, als ob allerlei Instrumente zu unharmonischem Lärm sich vereinigt hätten. Von Furcht gelähmt blieb er stehen; da wird er plötzlich aus dem Hause mit Namen gerufen. Es war mäuschenstill geworden, und er vernahm deutlich die Worte: „U. U., sobald du nach Breslau kommst, grüße mir den Meermauer in der Blauen Marie!“ — und weiter ging es in dem höllischen Konzert, das von einer Masse Katzen herrührte, die sich auf den Flachshürden postiert hatten.

Nach einiger Zeit kam U. nach Breslau und ging in das bezeichnete Gasthaus, seinem unheimlichen Auftrage nachzukommen. Er fragte den Wirt, wo der „Meermauer“ sei. Lachend wies dieser auf den am Ofen sitzenden Kater: „Hier sitzt er!“ Siehe! da sprang plötzlich der Kater „Feuer speiend“ zum Fenster hinaus und ward nie wiedergesehen.

122. Die blühenden Kirschenzweige in der Christnacht.

Will man die Hexen als solche erkennen, so gibt es folgendes Mittel. Man schneide rechtzeitig vor Weihnachten



Die Peterskirche zu Görlitz.

Kirschenzweige vom Baume und trage sie stillschweigend nach Hause (einige verlangen, daß man dabei über kein Wasser gehe). Die Zweige setze man in Wasser und an einen warmen Ort, etwa auf den Ofen, so kommen sie bis Weihnachten zur Blüte. Diese blühenden Zweige nehme man mit in die Christnacht, und man vermag die Hexen zu sehen.

Aus Woitz bei Ottmachau wird berichtet, daß die abgebrochenen Kirschenzweige „Palmen" (Blüten) treiben. Diese Palmen muß man abbrechen und ins Gebetbuch legen. Nimmt man sie dann mit in die Christnacht, so sieht man die Hexen, die umgekehrte Melkgelte (Melkgefäß) auf dem Kopfe. Wenn aber der Pater „Sanktus" sagt, so muß man schon aus der Kirche hinaus sein und auf einem Kreuzwege stehen, sonst brechen einem die Hexen das Genick. Einem sei das wirklich geschehen, der war nicht schnell genug zur Kirche hinaus.

Nach einem Berichte aus Patschkau Kreis Neisse müssen die Kirschenzweige am Andreasabende unter streng beobachtetem Stillschweigen mit den Zähnen abgebissen und nach Hause getragen werden. Sind sie dann bis zu Weihnachten zur Blüte gebracht, so nimmt man die blühenden Zweige mit in die Christnacht und kann dann die Hexen sehen. Sie stehen im Mittelgange der Kirche, aber vom Altare abgewandt, und tragen die Melkgelte in der Hand. Wenn man aber aus der Kirche hinausgeht, muß man nur sehen, daß man schnell unter eine Traufe kommt, dann verlieren sie ihre Macht.

125. Das Buttern mit Hülfe des Hexenbüchels.

In Schwedeldorf bei Glatz, da sind einmal die Bauern zum Schullehrer gekommen. Die Frau des Schullehrers war gerade beim Buttern, und da sieht der eine, wie sie oben von der Stubendecke, wo ein Balken quer durch das Zimmer ging, ein Büchel herunternimmt, ein Kreuz über das Butterfaß macht, dann ein paarmal auf- und abbuttert, und schon war die Butter fertig, und das war ausgezeichnete Butter. Da denkt der Bauer bei sich: Wenn du das Büchel kriegen könntest! Wie also die Schullehrerin einmal den Rücken kehrt, reicht er das Büchel herunter vom Balken und steckt's in die Tasche. Zu Hause spricht er dann zu seiner Frau: „Nu bring einmal das Butterfaß her, wir werden buttern." „Ach, Mann," spricht sie, „ich habe doch nichts zurechtgemacht, wie

wollen wir denn buttern?“ „Bring nur her,“ sagt er, „und wenn's blanke Milch ist.“ Nun bringt die Frau, er nimmt das Büchel aus der Tasche, macht das Kreuz und wirklich! ein paar Stöße und die Butter ist fertig und ganz ausgezeichnet. Nun schlägt er doch das merkwürdige Buch auf und fängt an zu lesen. Da sind es lauter Hexensprüche. Und wie er liest, wird ihm so angst und immer ängstlicher zu Mute — bis er die Sprüche wieder rückwärts liest. Nun hat er die Geschichte angezeigt, und da ist das Hexenbüchel gerichtlich verbrannt worden.

124. Der Peterstein im Altvatergebirge ein Hexensammelplatz.

Ein besonderer Sammelpunkt für die nächtlichen Zusammenkünfte, Schmausereien und Trinkgelage der Hexen war der sogenannte Peterstein im Altvatergebirge, eine dem Altvater gegenüberliegende Höhe mit gewaltigen Felsbildungen, welche zuletzt auf Anordnung der weltlichen und geistlichen Behörden mit Wasser besprengt und mit einer Marterſäule versehen wurde, damit er den Hexen nicht ferner als Sammelort dienen könne. Hierher fuhren sie auf Ofengabeln, Besen oder Spinnrocken, nachdem sie sich mit Hexensalbe bestrichen hatten, die sie aus Nachtschatten, Schirling, Mohn, wohl auch aus dem Fette toter Kinder bereiteten, daher auch jetzt noch unter den Pflanzen die Namen Hexenholz, Hexengras, Hexenmehl und Hexenlauch verkommen.

XVI. Alp und Doppelgänger.

125. Die Seele drückt in Mausgestalt eine Weide.

Ein Gutsbesitzer lebte mit seiner Frau sehr glücklich. Sie hatte nur den einen Fehler, daß sie ab und zu von einer Schlaftrunkenheit heimgesucht wurde, aus der sie durch kein Mittel geweckt werden konnte. Endlich erklärte „eine weise Frau“ das Rätsel dadurch, daß die Frau ein Alp sei. Der Mann brauche nur die Frau beim Einschlafen zu beobachten. Es werde ihr dann ein weißes Mäuschen aus dem Halse kriechen, und das solle er verfolgen. Der Mann paßte auf, und richtig, wie einmal seine Frau eben eingeschlafen war,

kam, überall sich vorsichtig umsehend, ein weißes Mäuschen aus ihrem Munde. Der Mann ging ihm behutsam nach und war nicht wenig erstaunt zu bemerken, daß das Tierchen fast eine Meile weit zu einer alten Weide lief, die es drückte. Da der Gutsbesitzer seine Frau, die er trotz der Entdeckung noch innig liebte, von dem Übel nicht befreien konnte, wollte er ihr wenigstens eine Erleichterung verschaffen. Er ließ die Weide in seinen Hof versetzen. Aber die Weide ging ein, und gleichzeitig schwand auch die Gesundheit seiner Frau dahin, und wie der Mann die ganz verdorrte Weide abhacken konnte, da mußte er seine Frau zu Grabe tragen.

126. Der Alp drückt erst einen Menschen und dann einen Birnbaum.

Ein Mann zu Brzesowie (Kreis Glatz), der eben schlafen gegangen war, merkte, daß immerfort was in der Stube krabbelte. Er hatte auch gehört, daß die Tür aufgegangen und jemand hereingekommen war. Er machte Licht, konnte aber niemanden in der Stube bemerken. Und so ging er wieder schlafen. Aber wieder kommt's zu seinem Bette und zieht ihm die Zudecke ganz sachte weg. Nun denkt er sich: „Aha, du Alp bist da!“ Und da hat er sich aufgesetzt und hat gesagt: „Komm nur morgen früh, da werde ich dir einen Böhmen (10 Pf.) geben!“ Und jetzt hat er gehört, wie es wieder sachte zur Tür hinausgegangen ist.

Den andern Tag früh kommt die alte Batonitschken und sagt: „Ich komme nach dem Versprochenen.“ Und als er ihr den Böhmen gibt, da sagt sie zu ihm: „Wo soll ich denn hingehn, wenn wieder die Zeit kommt?“ Da hat er zum Fenster hinausgezeigt auf einen Birnbaum, und da ist sie wieder heimgegangen. Und es dauerte nicht lange, da war der Baum verdorrt.

127. Ein Jäger in Weidenau vom Alp geplagt.

Ein Jäger in Weidenau wurde allnächtlich vom Alpdrücken gequält. Er erzählte dies einst seinen Freunden, und diese rieten ihm, um von dieser Plage erlöst zu werden, das nächste Mal dem Alp etwas zu versprechen. Als in der folgenden Nacht der Alp wieder sich über ihn legte, versprach

er ihm ein kleines Brot, und auf der Stelle ließ der Druck nach. Tags darauf kam ein altes Weib aus dem nahen Dorfe zu ihm ins Zimmer und blieb stehen, ohne ein Wort zu sprechen. Der Jäger fragte das Weib, was es wolle. Er erhielt aber keine Antwort. Da sagte der Jäger: „Ach, nun merk' ich, was du willst. Du bist sicherlich mein Alp und willst das versprochene Brot haben." Das Weib nickte bejahend. Der Jäger reichte ihr nun das Brot und jagte sie mit einem Besen hinaus. Von dieser Zeit an drückte ihn der Alp nicht mehr.

128. Junge Frau drückt als Mora eine Eiche.

Eine jung verheiratete Frau war eine Mora (poln. = Alp), die jede Mitternacht in den Wald huschte, um eine alte Eiche zu drücken. Die eigentümliche Gewohnheit seiner Frau, in der Nacht aus dem Hause zu gehen, bemerkte der Mann und schlich ihr einmal heimlich nach. Da sah er sie denn, wie sie die Eiche drückte. Am Tage darauf hieb er zusammen mit seinem Knechte die Eiche um, jedenfalls glaubte er dadurch seiner Frau Ruhe zu verschaffen. Da diese von dem Vorhaben ihres Mannes nichts erfahren hatte, fand sie sich wiederum zur Mitternachtsstunde bei dem Baume ein. Da sie nicht zurückkam, so wunderte sich der Mann, ging ihr nach und fand sie tot bei der Eiche, wie sie noch im Tode den Stamm fest umklammert hielt.

129. Der Doppelgänger zu Breslau.

Ein Breslauer Arzt (der jetzt schon lange tot ist) pflegte öfter ein sonderbares Vorkommnis zu erzählen, das ihm selbst begegnet war und das auf alle, die es hörten, einen unheimlichen Eindruck machte. Wollte man das, was er sagte, bezweifeln, so erwiderte er regelmäßig, er sei doch ein gebildeter Mann und keineswegs zum Aberglauben geneigt.

Als er noch ein junger Arzt war, wohnte er auf der Scheitniger Straße, und da ihn einmal seine Praxis bis in die späte Nacht außer dem Hause gehalten hatte, so kehrte er, sehr ermüdet, erst spät abends in seine Wohnung zurück. Wie er so die Straße entlang schreitet, da merkt er, daß ein Mensch ihm gegenüber auf der anderen Seite der Straße

immer gleichen Schritt mit ihm hält. Das fällt ihm auf und er hält inne, der andere bleibt ebenfalls stehen. Als er zu ihm hinüberblickt, sieht er, daß der Mensch ihm vollkommen gleicht, denselben Rock trägt, denselben Hut und genau dieselben Bewegungen macht wie er selbst. Er geht wieder, der andere ebenfalls, er greift sich an den Kopf, ob er noch bei Sinnen sei, der andere tut dasselbe. Er fängt an zu laufen, der andere läuft ebenfalls. So kommen sie an den Eingang des ehemaligen Wintergartens. Da sieht er, wie der andere quer über die Straße auf das alte Häuschen zugeht, wo er (der Doktor) bei einer Witwe wohnte. Er sieht, wie er den Schlüssel aus der Tasche zieht, die Haustür aufschließt, wieder zuschließt, und er hört ihn die alte gebrechliche Treppe hinaufsteigen. Er tritt gegenüber auf die Straße und sieht, wie der andere in seinem eigenen Zimmer Licht ansteckt und wie es hell wird. Da steht ein Baum gegenüber, den ersteigt der Doktor, um zu sehen, was in seinem Zimmer vorgeht. Die Wirtin ist eingetreten und bringt ihm das Abendbrot, als wäre er es selbst, er plaudert mit ihr, und als sie zur Tür hinausgeht, ruft er ihr noch nach, wann sie ihn wecken solle. Er sieht, wie der Mann sich entkleidet, sich in sein eigenes Bett legt und das Licht auslöscht.

Das alles kam dem Doktor höchst unheimlich vor, und wenn er auch nicht an einen Spuk dachte, so glaubte er doch, es könne am Ende auf sein Leben abgesehen sein. Einige Häuser zurück wohnte ein Freund von ihm, und er beschloß, diesen aufzusuchen und bei ihm zu übernachten. Etwas anderes zu unternehmen, verbot ihm die späte Nachtstunde, seine Müdigkeit und eine gewisse Zaghaftigkeit. Der Freund behält ihn natürlich mit Freuden bei sich, dem erzählt er nun die ganze sonderbare Geschichte. Beide denken, der andere Tag werde schon eine Aufklärung bringen. Er brachte sie auch. Früh am Morgen, sie lagen beide noch zu Bette, kommt des Doktors Wirtin mit allen Zeichen der Aufregung herübergelaufen zu dem Freunde, pocht lebhaft, und als er öffnet, schlägt sie die Hände über dem Kopfe zusammen: „Um Gottes willen, denken Sie doch, der Doktor ist erschlagen! Die Decke ist in der Nacht heruntergebrochen und auf ihn gefallen!" „Beruhigen Sie sich, liebe Frau," sagt der Freund, „der Doktor ist bei mir! Wollen Sie ihn sehen?" „Aber scherzen Sie

doch nicht," sagt sie, „ich habe ja gestern abend mit ihm gesprochen, als ich ihm das Abendbrot brachte. Heute früh wollte ich ihm den Kaffee ins Zimmer tragen, da sah ich, daß die Decke unten lag und gerade auf seinem Bette. Er ist tot, alle Leute im Hause sagen, der Doktor ist erschlagen." Da mußte wohl der Doktor selbst hervortreten in seinem Nachtgewande, um die erregte Frau zu beruhigen. Aber auch sein persönliches Erscheinen brachte keine Klärung in die Sache. Wer war der Mann gewesen, mit dem sie gestern abend gesprochen hatte? Als man die Trümmer der Decke wegräumte, fand man das Bett leer. Ohne diesen merkwürdigen Vorfall wäre der Doktor ein Kind des Todes gewesen.

XVII. Zauberer.

150. Von dem bösen Herrn in Groß-Särchen.

In Groß-Särchen bei Hoyerswerda war einst ein gar böser Herr. Derselbe hat den dort vorbeifließenden Bach, um ihm eine andere Richtung zu geben, umgeackert; da er aber den davorgespannten polnischen Ochsen nicht gehörig bändigen konnte, so hat der Bach einen ganz krummen Lauf bekommen, den er noch heute hat. Derselbe Herr fuhr oft in erstaunlich kurzer Zeit nach Dresden. Immer lenkte er selbst die Pferde und befahl dem Kutscher, sich hinten im Wagen schlafen zu legen. Einmal aber wachte der Kutscher auf und, als er sich umsah, nahm er wahr, daß die Reise nicht auf der Erde fort, sondern durch die Luft ging. Im ersten Schreck schrie er laut und wollte aufstehen, sein Herr bedrohte ihn aber sehr und befahl ihm, sich ruhig wieder niederzulegen, sie könnten sonst beide sehr unglücklich sein. Über dem Gespräche waren sie auch wirklich schon in Gefahr gekommen, denn die Pferde, auf die der Herr nicht acht gegeben, hatten sich nicht hoch genug halten können, und der Wagen war an die Spitze des Kamenzer Turmes angefahren, welche noch bis auf den heutigen Tag davon krummgebogen ist.

Dieser Herr hat auch bisweilen schwarzen Hafer in den Ofentopf getan und dazu einige Worte gesprochen. Darauf

sind gleich Soldaten, anfangs nicht größer als Haferkörner, hervorgekommen; zusehends aber sind sie gewachsen und endlich wie andere Menschen geworden, haben sich auch im Schloßhofe aufgestellt und sind hin- und hermarschiert, wie der Herr sie kommandiert hat. Wenn er dann wieder ein paar Worte gesprochen, so sind sie kleiner und immer kleiner geworden und alle wieder in den Ofentopf hineingegangen; und sah man hinein, da war nichts drin als schwarzer Hafer. Einmal behorchte der Großknecht den Herrn und merkte sich die Worte und versuchte das Kunststück auch, als der Herr auf dem Felde war. Es gelang ihm auch richtig; wie er aber die Soldaten wieder in den Ofentopf bringen wollte, wußte er das Wort nicht, und sie fielen alle über ihn her und schlugen auf ihn los, und er geriet in große Todesgefahr. Der Lärm, den sie machten, war so groß, daß der Herr ihn auf dem Felde hörte. Der kam schnell herzugelaufen, befreite den vorwitzigen Großknecht, kommandierte das wilde Heer in den Ofentopf hinein und machte es wieder zu Haferkörnern.

151. Die Sagen von den Tappern in Groß-Iser.

In Groß-Iser lebte ein Mann, den hießen sie den „Tapper". Er war ein gefürchteter Räuber und Wilddieb und verstand die schwarze Kunst. Sechs Siegel von der geheimen Wissenschaft hatte er schon gelöst, doch die drei Fragen, die ihm die Sonne vorlegte, konnte er nicht beantworten. Darum mußte er sterben. Hätte er die drei Fragen gelöst, wäre er unsterblich geworden (nach anderen: hätte er sich unsichtbar machen können).

Als der Tapper einst bei Nacht durch den Wald ging, sah er einen weißen Hasen. Von Schreck erfüllt wollte er umkehren; die Gegend kam ihm jedoch plötzlich ganz unbekannt vor, und er irrte lange in den Sümpfen umher. Mit einem Male sah er eine Menge Kinder, welche ein Knieholzgebüsch umtanzten, in dessen Mitte er sein (des Tappers) Ebenbild erblickte. Seine Füße schienen festgebannt, doch ermannte er sich und schoß seine Flinte auf den Spuk ab. Beim Schalle des Schusses schwand die Erscheinung, und der Tapper sah wenige Schritte vor sich sein Haus. Als er am anderen

Morgen die Flinte wieder laden wollte, fand er sie zu seinem Erstaunen und Schrecken noch geladen. Kurze Zeit darauf starb der Tapper im Gefängnis zu Löwenberg, wohin er, als des Mordes an verschiedenen Reisenden und Förstern verdächtig, gebracht worden war.

Als die Förster und Soldaten kamen, um den Tapper zu verhaften, nahm das Weib des Wilddiebs den schweren Hackeklotz und warf ihn in den Ofen. (Wer die alten Öfen kennt, wird wissen, daß dort große Holzstücke Platz fanden.) Aus dem Ofen floß bald darauf ein Strom Blei; der Tapper hatte in dem ausgehöhlten Klotze seine Kugeln und sein Pulver verborgen. Das Pulver aber entzündete sich nicht, weil der Schutzgeist des Hauses verhinderte, daß noch mehr unschuldige Personen in dem Hause umkommen sollten, als dies durch Mord schon geschehen sei.

Die Zauberbücher des Vaters erbte der Sohn, der in der schwarzen Kunst auch erfahren war. Doch muß er sich auf die Siegel nicht so gut verstanden haben, denn seine Zauberkünste nahmen gewöhnlich ein schlechtes Ende. So entwendete er einmal auf dem Friedhofe zu Polaun einen Totenschädel, um durch die Augenhöhlen des Schädels „Freikugeln" zu gießen. Das Blei spritzte ihm jedoch ins Gesicht und verbrannte ihn empfindlich; dabei zeigte sich in den Augenhöhlen des Totenkopfes ein eigentümliches Leuchten. Am andern Morgen begrub er den Totenkopf hinter dem Hause und war froh, ihn los zu sein. Am Abend lag der Totenkopf aber wieder auf dem Backofen und grinste den Tapper recht höhnisch an. Voll Wut warf ihn der Tapper ins Feuer, der Kopf sprang jedoch zurück und nahm seinen alten Platz wieder ein. In stürmischer Nacht trug ihn der Tapper nach Polaun zurück und stellte ihn in die Totenkammer. Während der Zeit hatte ein Zug Pascher (Schmuggler) beim Tapper Unterkunft gefunden und es sich auf dem Backofen bequem gemacht. Bei der Rückkehr des Tappers war auch der Totenkopf wieder da, und die Pascher, unter denen der unheimliche Gast so plötzlich auftauchte, flohen entsetzt. Ein weiser Mann von Löwenberg bannte den Totenkopf in den schwarzen Teich.

Aus seinen Büchern erfuhr der Tapper, wenn er im Keller grabe, werde er etwas finden, woran er sein Leben lang genug haben werde. Der Tapper, in der Meinung, es

handle sich um einen Schatz, den sein Vater dort vergraben habe, ging an die Arbeit und fand bald eine Totenhand. Eine grauenhafte Erscheinung rief ihm zu, von weiteren Nachforschungen abzustehen; für ihn werde das genügen, was er schon habe! Der Tapper ließ den Keller verschütten und starb bald darauf.

Die Nachbarn, die an das Sterbelager kamen, bat der Tapper, sie möchten den bösen Geist, der bei ihm wache und sein Herzblut trinke, erschlagen. Er deutete ihnen auch die Stelle an, wo dieser stehe. Ein Nachbar führte drei Schläge gegen den unsichtbaren Feind. Beim dritten Schlage starb der Tapper.

152. Ein Geistlicher bannt einen Poltergeist aus der Gnadenkirche zu Landeshut.

Ein Seifensieder schenkte einst ein ansehnliches Kapital zur Gründung der evangelischen Gnadenkirche in Landeshut, mit der Bedingung, daß er in der Kirche beigesetzt werde. Man erfüllte seinen Wunsch und umgab seine Gruft mit einem zirka ein Meter hohen eisernen Zaune. Nach einer Reihe von Jahren war einmal Kinderlehre in der Kirche, und die Knaben hatten ihre Mützen, wie schon oft, auf die Spitzen des Gruftgeländers gehängt. Plötzlich während des Gottesdienstes fallen die Mützen, wie von unsichtbarer Hand geworfen, vom Geländer herunter auf das Steinpflaster. Es geschah um Weihnachten eines Jahres gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Vor Ostern des nächsten Jahres bemerkten die Friedhofswächter an mehreren Tagen hintereinander um Mitternacht Licht in der Kirche und hörten ein Rumoren, als würden Stühle und Bänke übereinander geworfen. Man sagte es dem ersten Geistlichen, der auf einer angelegten Leiter in die Höhe stieg und durch ein Kirchenfenster hineinsah: sämtliche Kerzen brannten, und Stühle und Bänke lagen übereinander, ohne daß er ein lebendes Wesen erblicken konnte. Am andern Morgen fand man aber alles in schönster Ordnung.

Vor Pfingsten wiederholten sich die Erscheinungen. Da öffnete man das Grab des Seifensieders und fand den Körper auf dem Gesichte liegend (ein Zeichen teuflischen Einflusses).

Man forschte dem Lebenslaufe des Toten nach und fand, daß er sein Geld auf mancherlei unrechtmäßige Weise erworben hatte. Nun traf der erste Geistliche Anstalten, den Geist des Toten zu bannen. Er brauchte dazu einen kräftigen Mann, der einen großen Tornister aus Kalbfell tragen mußte. In einer Nacht, als die Kirche wieder erleuchtet war und der Geist darin polterte, ging der Geistliche hinein und fragte den Geist, warum er rumore. „Ich habe dich ja auch nicht gefragt, warum du dir als zehnjähriger Knabe bei dem Bäcker auf der .... straße eine Semmel genommen hast!" sagte der Geist. „Das habe ich darum getan, weil meine Eltern so arm waren, daß sie mir an dem Tage nichts zu essen geben konnten." Darauf fragte der Geistliche, warum der Tote einmal einem Reisenden seine geringe Barschaft abgenommen habe. Der Geist konnte zu seiner Entschuldigung nichts anführen. Dafür hielt er dem Pfarrer noch zwei Sünden gegen das siebente Gebot vor, die dieser jedoch jedesmal in der äußersten Not begangen hatte. Dem Geiste aber gelang es während des zweistündigen Verhörs nicht, die ihm vorgeworfenen Verbrechen zu entkräften. Der Pfarrer war dem Geiste überlegen und forderte diesen zuletzt auf, in den bereit gehaltenen Tornister zu kriechen. Das tat er auch. Als jener kräftige Mann, den der Pfarrer bestellt hatte, den Tornister aufhob, war er unendlich schwer. Mit vieler Mühe trug er ihn hinaus in den „Brand", einen Busch mit vielen sumpfigen Stellen, und hinterher folgte unter fortwährendem Gebete der Geistliche. Als sie am Ziele ankamen, wies der Geistliche dem Geiste eine sumpfige Wiese als künftigen Aufenthaltsort an: hier könne er seinen Spuk weitertreiben. Die Wiese im „Brande" wurde seitdem von jedermann gemieden, denn dort war's nicht geheuer. In der Kirche aber hat man nichts mehr gemerkt.

133. Die Zigeuner gebieten über das Feuer und wissen Brände voraus.

Im Jahre 1790 zog eine zahlreiche Zigeunerbande in Liebau ein. Eine Familie dieser Bande bat den neben der katholischen Kirche wohnenden Bäckermeister um ein Nachtquartier, eine Bitte, die auch der biedere Meister gewährte,

indem er den Leuten eine Bodenkammer als Nachtquartier anwies. Der Meister begab sich zur Ruhe und schlief fest. Seine Frau jedoch konnte, von Unruhe erfüllt, nicht einschlafen. Nichts Gutes ahnend, stand sie in der Nacht auf und stieg die Treppe hinauf. Die Frau erschrak nicht wenig, als sie bemerkte, daß die Zigeuner auf der Diele der Kammer ein mächtiges Feuer angezündet hatten, an dem sie ihre Speisen kochten. Die Meisterin eilte die Treppe hinunter und berichtete dies ihrem Manne, der alsbald hinauf in die Kammer ging und seinen unheimlichen Gästen gebot, das Feuer auszulöschen. Einer der Zigeuner, ein alter, weißbärtiger Mann, trat an den Meister heran und sprach: „Seid unbesorgt, biederer Meister, dies Euer Haus wird nie abbrennen, obgleich diese Stadt zweimal fast ganz durch Feuersbrünste zerstört werden wird und die Flammen auch Euer Haus umzingeln werden."

Es geschah, wie der Zigeuner es vorausgesagt hatte: zweimal ist Liebau fast ganz abgebrannt, und auch in der nächsten Nähe dieses Hauses wüteten die Flammen, aber stets ist es verschont geblieben.

134. Der Alchimist.

Ein Sonderling bewohnte mit einem einzigen Diener in einer wenig besuchten Straße allein ein ziemlich großes Haus. Verkehr mit andern Menschen pflegte der Besitzer nicht, einen Hund oder ein anderes Lieblingstier hatte er auch nicht, nicht einmal irgendein Haustier besaß er. Die Fenster nach der Straße blieben das ganze Jahr durch hölzerne Läden verschlossen, nur einen einzigen Tag im Jahre wurden sie geöffnet, und dann blieben sie den ganzen Tag sperrangelweit offen. Die Zeit verkürzte sich dieser merkwürdige Mensch durch Hantieren mit allerlei sonderbaren Apparaten, die der Diener nicht kannte. So konnte dieser, dem es überdies verboten war, viel mit andern Menschen zu reden, über das Treiben seines Herrn den neugierigen Fragern keine Auskunft geben. Nur das erfuhr man zuweilen von ihm, daß sein Herr gegen ihn ganz außerordentlich gütig und freigebig wäre, was allein ihn zu längerem Bleiben in dem sonderbaren Dienstverhältnis bestimme, und daß sein Herr, wenn er mit den Apparaten sich beschäftige,

sich meist in ein Zimmer ohne ihn einschließe. Zuweilen höre er, der Diener, lautes Sprechen, ein Beweis, daß ein Zweiter in dem verschlossenen Zimmer sich befinde. Den Besuch habe er aber trotz genauesten Aufpassens noch nicht zu sehen bekommen, auch habe er nicht ergründen können, was gesprochen wurde, wie aufmerksam er auch an dem Schlüsselloche gehorcht habe. Als der Besitzer starb, wurde der Diener alleiniger Erbe des ganzen Vermögens. Die Apparate sollte er laut Testament zerschlagen und die Trümmer vergraben. Das Haus sollte er bewohnen und nach seinem Gefallen einrichten. Seinen Herrn aber — nur unter dieser Bedingung machte ihn derselbe in seinem Testamente zum Erben — sollte er nicht begraben lassen; er sollte vielmehr den Leichnam in ein eigens dazu bestimmtes eisernes Gefäß legen, ihn mit den im Testamente angegebenen und bereit gestellten Flüssigkeiten begießen, den Deckel wieder gut zuschrauben und seine Ränder sorgfältig verpichen; hierauf sollte er das Gefäß mit seinem Leichnam in sein gewöhnliches Arbeitszimmer stellen, dessen Fensterladen und Tür fest verschließen, die Schlüssel in einen Teich werfen und dafür sorgen, daß niemand mehr das Zimmer betrete; auch ihm selbst war das Betreten verboten. Um in den Besitz des großen Vermögens zu kommen, erfüllte der Diener den Wunsch seines verstorbenen Herrn. Das Bewußtsein, daß er stets dessen Wohlwollen besessen und alle seine Wünsche erfüllt habe, hielten alle Furcht vor dem geheimnisvollen Zimmer von ihm fern. Im zwanzigsten Jahre aber nach dem Tode seines Herrn, als er selbst schon am Rande das Grabes stand, befiel ihn eine durch nichts mehr zu bewältigende Angst. Er ließ einen Schlosser die Tür des verschlossenen Zimmers sprengen und den Deckel des verpichten Gefäßes abschrauben. Ein grausiger Anblick bot sich ihm dar. Wie in einem bebrüteten Ei das werdende Hühnchen, so lag in dem Gefäße statt des Leichnams seines Herrn der sich entwickelnde Keim eines Ungeheuers. Es hatte die Gestalt und den Rachen eines Krokodils, auf dem Rücken hatte es Flügel, und sein gelber Bauch strotzte von Gift. Hätte der Diener noch das Ende des zwanzigsten Jahres abgewartet, so wäre dem Gefäße ein Lindwurm entsprungen. Der Diener ließ das Gefäß wieder sorgfältig schließen, dann erzählte er den Tatbestand dem Pfarrer.

Dieser besprengte den seltsamen Sarg mit Weihwasser, segnete ihn ein oder vielmehr beschwor ihn und ließ ihn in einem stillen Winkel des Friedhofes unter die Erde bringen. So wurde das schon so nahe Unheil verhütet.

155. Der „Scharfrichter" in Reichenau macht eine Hexe unschädlich.

Der alte Gottwaldt war seinerzeit Knecht in der Mühle zu Reichenau bei Camenz. Als von den sechs Kühen des Müllers zwei keine Milch, sondern Blut gaben, herrschte große Aufregung darüber in der Mühle. Da spricht die Müllerin: „Wir möchten doch einmal den ‚Scharfrichter' fragen, der weiß ja in solchen Sachen Rat." Das war ein alter 80jähriger Mann, den die Leute den Scharfrichter nannten, weil er bei einem Scharfrichter als Knecht gearbeitet hatte. Der Gottwaldt hat sich kaum aufgemacht, um ihn zu holen, da kommt er schon zum Tore herein und spricht: „Nu, was ist denn los? Du brauchst mir's nicht erst zu sagen, ich weiß schon." Und da geht er schon hinein in die Stube zur Müllerin. Sie zeigen ihm nun die rote Milch. „Wart, wart," sagt er, „der werde ich den Spaß verderben." Nun war gerade der Bruder von der Frau auf Urlaub da, der stand bei den Ulanen, und's Pferd war auch im Hause. Zu dem spricht er: „Nu aber reitst du gleich nach Patschkau und flink! Länger wie anderthalb Stunden darfst du nicht bleiben. Dort kaufst du einen Punscheltopf (Bunzlauer Topf) ohne Glätte, wo drei Quart hineingehen." „Und du, Robert," sagt er zum Gottwaldt, „du gehst und holst siebenerlei Holz von den Sträuchern und dabei auch Schischholz."

Und wie der Bruder nun mit dem Punscheltopf da war, den er beim Töpfer in Patschkau gekauft hatte, da wurden die beiden kranken Kühe in den Topf gemolken. Und der Scharfrichter macht von dem siebenerlei Holze ein Feuer und setzt den Topf darüber, aber ein wenig höher, daß die Flamme nicht dranschlug; sonst wär's übergekocht, runterlaufen aber durfte es nicht. Und es dauerte auch gar nicht lange, da fing es an zu bitten in dem Topfe: „Ach, laß mich doch raus, ach, laß mich doch raus, ich werd's ja nimmer machen!" „Nein, Alte," spricht der Scharfrichter, „du kommst nicht raus! Die

Augen werd ich dir ausbrennen, du sollst dran gedenken!“ Aber es hat nur immer weiter gebeten und gewinselt. Und wie's gar so sehr jammert, da spricht er: „Na, da werd ich dich noch einmal rauslassen. Aber laß dir's gesagt sein, deine Stückel machst du nicht mehr!“ Und da ruft er den Herrn und die Frau (den Müller und die Müllerin) und spricht: „Wollen Sie sie (die Hexe) sehen?“ Aber da ist der Herr nur gleich hinausgelaufen und hat gesagt: „Nein, nein, ich will sie nicht sehen.“ Gottwaldt hat sie auch nicht gesehen, wie er behauptet. Aber der Scharfrichter sah sie, und jetzt spricht er zum Gottwaldt: „Komm jetzt mit, wir werden sie loslassen.“ Und da sind sie zusammen mit dem Topfe nach dem Kuhstalle gegangen, bis unter die Krippe. „Hier reißt du die Steine auf.“ Und wie der Gottwaldt die Steine aufgerissen hat, da lagen drei schwarze Kugeln vor ihnen, das waren die Haare von den Kühen. Die haben sie in den Topf getan und sind hinausgegangen unter einen Baum. Dort mußte der Gottwaldt die Erde einen halben Meter tief ausheben, und dann wurde der Topf vergraben. „Aber jetzt,“ sagte der Scharfrichter, „verborgt ihr nichts aus dem Hause, drei Tage lang. Jetzt wird sie kommen, und da werden wir sehen, wer sie gewesen ist, die Hexe.“ Und richtig! den andern Morgen kam sie schon — da war's die Nachbarin. Da klopfte sie an und sprach zur Frau: „Sei doch gebeten um ein Häckel. Ich habe meins beim Schmiede.“ „Nein, ich habe keins!“ sagte die Frau und hat's ihr nicht gegeben. Und jeden Tag ist sie um etwas bitten gekommen. Wie aber die drei Tage um waren, da ist sie weggeblieben, und die Kühe hatten wieder Milch wie sonst.

XVIII. Zaubermittel. Wunsch und Fluch.

136. Der Teufelsmüller in der Puschmühle bei Dürrkamitz.

Die Mahl- und Schlachtsteuer (alten Stils) ist in der Stadt Neisse noch gar nicht solange aufgehoben. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts muß dieses Steuerrecht der genannten Stadt sich auch auf eine Mühle erstreckt haben, die etwa eine Meile von der Stadt entfernt bei dem Weiler Dürrkamitz lag. Diese Mühle hieß im Volksmunde Puschmühle. Der Müller, ein reicher Mann, stand in dem Rufe, mehr als Brot essen zu können. Oft wollen Einwohner aus Dürrkamitz und anderen Orten, die auf dem Heimwege an der Mühle vorbei mußten, zur Nachtzeit allerlei Sonderbares an ihr wahrgenommen haben. So fing z. B. die Mühle plötzlich an zu gehen, obwohl es ganz finster drin war und alles in tiefem Schlafe zu liegen schien; dann wieder sah man den Müller zur Nachtzeit um sein Gehöft schleichen, obgleich man eine Veranlassung dazu nicht entdecken konnte. Schließlich sah man sehr feine Herren in Luxuswagen zur Mitternachtsstunde davonfahren. Es war also unbezweifelte Tatsache, daß der Müller mit dem Bösen in Verbindung stand. Dies bestätigten auch die Erzählungen derer, die in der Mühle beschäftigt waren oder darin zu tun hatten. Die Beamten, die wegen der Mahlsteuer zur Revision kamen, wurden von dem als reich bekannten Müller aufs eigenartigste hintergangen und geneckt. Sie sahen bei ihrem Eintritt in die Mühle, daß sie im Betriebe war, wenn sie aber Gänge und Mehlbeutel untersuchten, fanden sie sie leer. Ein anderes Mal wieder kamen Ratten haufenweise aus dem Mehlbeutel, liefen die Treppe hinauf, stürzten sich in den Mahlgang und kamen unten wieder zum Vorschein. Bekannt war auch, daß der Müller sehr oft in einem Zauberbuche las. Als er nun einmal fort war, benutzte der Müllerjunge die Gelegenheit, in besagtem Zauberbuche zu lesen. Und er las und las. Sofort kamen Scharen schwarzer Krähen auf allen Seiten zur Mühle herein. Sie stolzierten auf und nieder, setzten sich auf Balken und Kastenränder und blickten neugierig um sich. Zum Glück kam der Müller dazu. Um Unheil zu verhüten, mußte der Bursche nun dasselbe Kapitel rückwärts lesen. So wurde man die Krähen wieder los. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die Krähen lauter Teufel waren, die gekommen waren, den Willen des rufenden Meisters zu erfüllen; jedoch dem Zauberlehrlinge, der mit ihnen nicht umzugehen verstand, wäre die Beschwörung teuer zu stehen gekommen.

137. Von der Aufnahme unter die Freimaurer.

Wer unter die Freimaurer gehen will, muß drei Tage lang das Rad treten. Sonst trauen sie ihm nicht, daß er

standhaft ist (Neisse). Oder er muß mehrere Stunden lang in einem Sarge liegen (Kreuzburg). Hat sich der Aufzunehmende in den Sarg gelegt, so setzen alle Freimaurer ihre Schwerter auf seine Brust; in dieser Lage muß er den Bundeseid schwören (Breslau). Man glaubt auch, er würde wirklich durchstochen. Einen am Abend vorher aufgenommenen Freimaurer bat seine Frau am nächsten Morgen, er solle ihr doch zeigen, wohin ihn die Freimaurer gestochen hätten (Breslau). Einen andern bat ein jüngerer Freund in auffälliger Weise immer wieder, er solle doch einmal mit ihm baden gehen. Als der so Gebetene erstaunt fragte, warum denn, erklärte er schließlich verlegen: er möchte doch gar zu gern seinen durchstochenen Körper sehen (Breslau). Man glaubt deshalb in Trebnitz, ein Freimaurer vermeide es möglichst, mit anderen zusammen zu baden, weil er nicht die Wunden zeigen wolle, die er stets am Körper habe.

138. Der Arnoldsdorfer Graf.

Die Rosenthaler und Arnoldsdorfer erzählten öfter von den Freimaurern und besonders von einem Grafen, der das Gut in Arnoldsdorf hatte und bei der Neisser Loge war. Dieser Graf hatte einen sogenannten Lebensbaum. Ein solcher Baum zeigt seinem Besitzer den Tod dadurch an, daß seine Blätter zu welken anfangen, sonst aber bleibt er Sommer und Winter grün. Dieser Baum stand in einem Zimmer, und der Graf besah ihn jeden Morgen.

Wie alle Freimaurer, so mußte auch dieser jedes Jahr bauen, und wenn es gar nichts mehr zu bauen gab, wurde eingerissen und anders gebaut. Dabei hatten die Rosenthaler schönen Verdienst, da sie meist Zimmerleute und Maurer sind. Einmal kam der Graf und befahl sofort eine Gruft zu bauen. Alles blieb stehen und liegen bei dem Bau, den man gerade in Arbeit hatte, und jeder stürzte sich auf die Gruft. Kaum war diese fertig, so war auch der Graf tot, obwohl er keine Stunde krank gewesen war. Die Dienerschaft hatte sogleich gemerkt, daß der Lebensbaum welkte, und daß die letzten Tage immer ein schwarzes Eichkätzchen auf das Fenster kam und in das Bett des Grafen sah. Am letzten Morgen saß ein pechschwarzer Kater auf der Brust des Grafen, obwohl Fenster und Türen verschlossen waren. Dieser „glutzte" den

Eintretenden giftig an, sprang vom Bette und war spurlos verschwunden. „Das war der Teufel, der dem Grafen die Kehle durchgebissen hat," sagten einige. Andere aber meinten, man habe am Herzen einen roten Punkt gesehen. Das sei die Stelle, wo er von den andern Freimaurern erstochen worden sei, weil er ihre Geheimnisse ausgeplappert habe. Sie merken das sofort, denn jeder hat die Photographien der andern, und sobald er sieht, daß eine schwitzt, so weiß er, der plaudert aus, was er geschworen hat nicht zu verraten. Da bedarf es nur eines Nadelstiches in die Photographie, und der Verräter ist tot.

139. Die bestrafte Müllerin oder die verhexte Mühle.

Zwei Müllerburschen gingen miteinander auf die Wanderung. Sie kamen in ein Dorf, wo eine geizige Müllerin wohnte, die dem einen von beiden schon vom Hörensagen bekannt war. Dieser sagte daher zu seinem Kameraden: „Hier paß auf, wie es uns gehen wird!" Als sie in die Mühle der geizigen Müllerin kamen, baten sie in üblicher Weise um ein Geschenk. Die Müllerin, welche wohl wußte, daß ein wandernder Müller einen ganzen Laib Brot nicht anschneiden dürfe, brachte ein unangeschnittenes Brot und dazu ein Quartierdel (Viertelpfund) Butter, das die Form einer vollkommen runden Scheibe hatte, setzte beides stillschweigend auf den Tisch und legte noch zwei Messer dazu, worauf sie sich entfernte. „Siehst du," sagte der eine, „wie uns die Müllerin abspeisen will? Doch sie soll an uns denken!" Er schnitt von dem Laib Brot die obere Kruste vollständig kreisrund ab, grub mit dem Messer das „Weichel" heraus, steckte dies in seine Taschen und legte sodann die abgeschnittene Kruste wieder oben auf, daß man die Aushöhlung nicht bemerkte. Ebenso machte er es mit der Butterscheibe. Dann gingen sie stillschweigend weg und setzten ihre Wanderung fort. Als sie ein gutes Stück Weges weitergekommen waren, sprach der erste zum zweiten: „Jetzt gib acht, was geschehen wird!" Da vernahmen sie ein fernes Getöse, und bald kam ein Mühlrad daher gebraust. Der eine Kamerad bedeutete jetzt dem andern, er möge sich auf die gegenüberliegende Seite der Straße stellen. „Gelingt das, was ich jetzt vorhabe,"

sagte er, „so ist uns beiden geholfen; wenn nicht, so sind wir verloren.“ Das Mühlrad kam mit furchtbarer Schnelligkeit immer näher, und in dem Augenblicke, als es zwischen die beiden Burschen gelangte, schob er seinen Stab zwischen die Speichen des Rades und rief: „Es ist glücklich gelungen!“ Während er noch redete, zerfiel das Rad in tausend Trümmer und blieb auf der Straße liegen. „Jetzt komm,“ sagte er, „bis ins nahe Dörfchen, dort werden wir im Wirtshause einkehren, uns gütlich tun und das weitere abwarten.“ Sie taten es. Es dauerte nicht lange, so kam ein Bote eiligst ins Wirtshaus, wo sie aßen und tranken, und flehte im Namen des Müllers, sie möchten ihnen um Gottes willen verzeihen und den Spektakel, der in der Mühle entstanden sei, wieder aufhören machen. Die beiden achteten jedoch nicht darauf, sondern schickten den Boten wieder heim, blieben selbst aber im Wirtshause. In kurzer Zeit kam der Müller selbst mit seinem Weibe und bat flehentlich, die angetane Unbilde zu vergessen und den Spuk aufzuheben. Diese Bitte wurde von einem ansehnlichen Geschenk begleitet. Da sagte der Müllerbursche zum Müller: „So gehet denn heim und nehmet in Zukunft reisende Müllergesellen besser auf. Ihr werdet die Mühle wieder in Ordnung finden.“ Mit Dank schieden nun die Geängstigten, und als sie zu Hause ankamen, war die Mühle wieder in bester Ordnung.

140. Der Hexenmeister Kunze in Bennisch.

In dem Städtchen Bennisch lebte im 16. Jahrhundert ein sehr verrufener Mann, der in der Zauberkunst wohl bewandert war. Was seine Geburt und Abstammung anbelangt, so weiß man nur, daß er aus der Umgebung von Bennisch war. Das Volk kennt ihn als „Hexenmeister Kunze“ und erzählt manche unheimliche Geschichte von ihm. Häufig ging er in der Mitternachtsstunde auf den Friedhof, trat dort auf die Gräber der kleinen Kinder und sprach über jedem Grabe die Worte: „Topp anöch!“ (tappe nach). Mit diesen Worten weckte er die Kindlein aus dem Totenschlafe und zwang sie ihm zu folgen. In einem langen Zuge durchschritt er sodann mit ihnen die Friedhofsräume. War die Mitternachtsstunde abgelaufen, so kehrten die Kinder in ihre Gräber zurück, und Kunze verließ den Friedhof. Als die Obrigkeit davon

hörte, wurde eine Untersuchung eingeleitet. Man öffnete die Gräber der Kinder und fand wirklich, daß ihre Totenhemden beschlompert (am untern Saume beschmutzt) waren.

Als Kunze gestorben war und die Leiche an den Fleischbänken vorbeigetragen wurde, saß er auf dem Dache derselben und fragte die Vorübergehenden: „Wân begroabt-r-n?“ Als man seinen Namen nannte, sagte er: „Ich bin ju dö uon läb ju nöch.“ Man öffnete den Sarg und fand ihn mit Steinen gefüllt. Von diesem Tage an beunruhigte er die Bewohner der Stadt bei Tag und bei Nacht in der mannigfaltigsten Weise. Um endlich vor ihm Ruhe zu haben, bannte man ihn in die Bennischer Kirchhofsmauer. An der Stelle der Mauer, wo er sich befindet, soll noch jetzt kein Mörtel haften bleiben.

141. Ein Schäfer übt Fernzauber durch Stockschläge.

Ein Schäfer hütete einst in der Nacht seine Herde und stand auf freiem Felde rücklings auf seinen Stab gestützt. Da kamen zwei Jäger vom Anstande zurück. Dem einen von ihnen, einem trefflichen Schützen, kam es in den Sinn, dem Schafhirten den Stab in der Mitte entzwei zu schießen. Gedacht, getan. Er legte an, traf, und der Schäfer fiel rücklings zu Boden. Dieser sprang auf, zog seinen Mantel aus und hieb mit der einen Hälfte des zerschossenen Stabes, was er nur konnte, auf das Kleidungsstück. „O weh! o weh!“ schrie nun der boshafte Jäger. Denn jeden Streich, womit jener den Mantel getroffen, hatte zugleich der Jäger schmerzlich empfunden.

142. Der Liebeszauber am Weihnachtsabend.

In Wittichenau war eine Jungfer, die wollte gern erfahren, wie ihr Zukünftiger aussehen würde. Um ihre Neugier zu befriedigen, machte sie folgendes:

Am heiligen Weihnachtsabende deckte sie in ihrer Kammer einen Tisch und setzte Essen zurecht, aber ohne Messer und Gabel hinzulegen. Um Mitternacht tat sich die Türe auf, ein schmucker Bursch trat herein, setzte sich zu Tische, zog Messer und Gabel hervor und fing an zu essen. Als er fertig war, ging er ebenso stumm und gespenstig, wie er

gekommen war, von dannen. Sein Messer und seine Gabel aber ließ er zurück. Das Mädchen freute sich über den schönen Bräutigam, vergaß aber Messer und Gabel auf das Flußwasser (s. Anmerk.) zu tragen und steckte sie in ihre Lade. Viele Jahre darauf nach der Hochzeit kommt der Mann einmal zufällig über die Lade, findet das Messer darin und fragt ganz hastig: „Wo hast du das Messer her?“ „Nun,“ spricht sie, „weißt du nicht mehr, wie du am heiligen Abende bei mir gegessen hast und Messer und Gabel liegen ließest?“ „Was?“ ruft er aus, „bist du's, die mich damals so geplagt hat?“ Nimmt das Messer und sticht es ihr durchs Herz.

143. Die große Linde auf dem Nikolaikirchhofe zu Görlitz.

Die Görlitzer Schöppen übten strenge Gerechtigkeit und henkten manchen bei der Wegelagerung betroffenen Stegreifritter an den lichten Galgen. Einst hatten sie einen armen Knappen gefangen und zum Tode verurteilt; denn wenn er auch seine Unschuld behauptete, so preßten ihm doch die Daumenschrauben und die Streckbank das Geständnis eines Verbrechens aus, das er nicht begangen hatte. So wurde er denn an einem schönen Morgen hinausgeführt, um gehenkt zu werden. Als er nun am Nikolaikirchhofe vorbeikam, wo seine ehrbaren Eltern begraben lagen, ward es ihm sehr wehe im Herzen, daß er eines so unehrlichen Todes sterben sollte, obwohl er unschuldig war, und gedachte ein Zeichen zu hinterlassen, woran man wenigstens nach seinem Tode seine Unschuld erkennen möchte, bat also den Henker, ihm zu erlauben, daß er am Grabe seiner Eltern noch ein Ave Maria und Pater Noster beten dürfe. Das gewährte der Henker dem armen Knappen und ließ ihn von seinen Knechten zu dem Grabe geleiten, auf welchem ein junges Lindenbäumchen stand. Nachdem nun der Verurteilte sein Gebet verrichtet, riß er das Lindenbäumchen aus und pflanzte es umgekehrt wieder ein, so daß die Wurzeln als Zweige nach oben gerichtet, die Zweige aber als Wurzeln mit Erde bedeckt wurden, und sagte dabei: „So gewiß wie dies Bäumchen aus den Zweigen Wurzeln und aus den Wurzeln Zweige treiben und emporwachsen wird zu einem mächtigen Baume, so gewiß habt ihr mich unschuldig zum Tode verdammt.“

Und siehe! Das Bäumchen wuchs und ward ein mächtiger Baum, der seine schattenden Zweige weithin über den Friedhof verbreitet, bis auf den heutigen Tag.

144. Die Verbannung der Sperlinge in Neugericht.

Vor ungefähr 150 Jahren oder länger sind nach der Sage einer Zigeunerhorde in dem Dorfe Neugericht in der dortigen, der Familie Leuchtmann gehörigen Scholtisei wochenlang Wohltaten umsonst erzeigt worden. Die Zigeunermutter befreite beim Abzuge aus Dankbarkeit das damals von Sperlingen sehr heimgesuchte Dorf von dieser Plage durch Besprechung, um zu zeigen, daß Zigeuner auch Gutes tun können, und sich in gutem Andenken für ewige Zeiten zu erhalten.

Ich wohne seit 1847 in Wüstewaltersdorf (so erzählt ein gewisser Sonntag). Diese Sache war mir von Anfang an so interessant, daß ich genau acht gab, ob sie sich wirklich so verhalte. Und in der Tat ist mir nie ein Sperling zu Gesicht gekommen, trotzdem sich Futter auf der Straße, vor der Scheuer und dem dortigen Gasthofe genug vorfindet, während Sperlinge an dergleichen Orten in der nächsten Nähe von Neugericht sich in großer Menge einfinden. Herr Lehrer Bienewald will sogar die Beobachtung gemacht haben, daß ein sich nach Neugericht verirrender Sperling schnell mit Geschrei wieder umkehrt. Die wirkliche Ursache des Fehlens der Sperlinge in Neugericht ist noch nicht aufgeklärt.

145. Der heilige Hyacinth und die Schalastern.

Als der heilige Hyacinth eine Rede über den Mord halten wollte, den die Beuthener an ihrem Pfarrer und seinem Kaplan begangen hatten, kam eine Anzahl Schalastern (Elstern) im Sturm herangeflogen und erhob ein betäubendes Geschrei. Feierlich rief er ihnen zu: „Entweichet für immer aus dieser Gegend!“ Im Nu flogen sie von dannen, und seit jenem Tage werden um Beuthen keine Schalastern mehr gefunden. Noch heute sieht man aber zum Gedächtnisse an die am 14. September 1363 verübte Ermordung der beiden Priester über dem Eingange zur Beuthener Pfarrkirche zwei in Stein gehauene Kelche.

146. Das Zupfen beim Schneiden der Wünschelrute.

Ein Mann war in Geldverlegenheit. Um zu Reichtum zu gelangen, wollte er seine Seele dem Teufel verschreiben. Er ging deshalb des Mitternachts hinaus in den Wald, um eine „Wünschelrute" zu schneiden. Wenn man nämlich eine Haselnußgerte unter Anrufung des Teufels hinter dem Rücken abschneidet, so besitzt sie Zauberkraft. Kaum brachte der Mann sein Messer hinterrücks, so zupfte ihn jemand bei den Haaren. Er glaubte sich anfangs zu täuschen und versuchte noch einmal den Schnitt. Doch die unsichtbare Geisterhand zupfte ihn wieder. Da lief er nach Hause und nahm sich nun vor, das Geld auf ehrliche Weise zu verdienen.

147. Die Teufelsnägel zu Königswalde.

In Königswalde war einmal ein junger Förster, der über die Maßen streng gegen arme Leute verfuhr, welche sich etwa ohne Erlaubnis ein Bündel Holz im Walde geholt hatten, um sich eine warme Stube zu machen. Sonderlich hart benahm er sich eines Tages gegen einen alten, arbeitsunfähigen Mann, der einige dürre, schwache Stänglein, wie sie etwa zu den Bohnen gesteckt werden, auf seinen Schultern nach Hause trug. Der Jäger wußte recht gut, daß derartige Stänglein von der letzten Durchforstung her hie und da im Dickicht lagen, daß also der Greis keinen Schaden gemacht habe. Nichtsdestoweniger bestand er, weil einmal die Tochter des Greises seine unehrenhaften Anträge abgewiesen hatte, auf dessen Bestrafung. Unter Händeringen und mit Tränen im Auge ließ sich der alte Mann, der bis dahin ehrlich und redlich durch die Welt gekommen war, auf einige Stunden ins Gefängnis sperren. Die hier bewiesene Grausamkeit verdroß die Bewohner des Dorfes, und einer von ihnen, der in der Schwarzkunst wohl erfahren war, beschloß dem Förster eins mitzuspielen. Er schlug in die Oberfläche des Stockes eines abgeschnittenen Baumstammes, an dem der Waldhüter gewöhnlich stand, wenn er die Anlegung von Kulturen auf einer bestimmten Fläche überwachte, sechzehn, unter Anrufung des Teufels besonders zubereitete Nägel, von denen jeder vier Zoll lang war, in Form eines Kreises ein. Hätte

der Jäger nur die Hand in den Kreis gelegt, dann wäre er dem Teufel verfallen gewesen. Aber er sah jenen Zirkel sofort, als er an einem der nächsten Tage an seinen gewohnten Standort hintrat, und sei es, weil er eine Ahnung hatte, daß das ungewöhnliche Zeichen ihn mit Unheil bedrohe, sei es Zufall, er stützte sich nicht auf den Stock, sondern rief einen Arbeiter herbei, hieß diesen die Nägel herausziehen und schenkte sie ihm. Von der nämlichen Stunde an fühlte sich derselbe Mann unwohl, und als er gegen Abend zu den Seinen heimkam, da wußte er schon kaum mehr, was er tat. In der Nacht packte ihn ein hitziges Fieber, und am andern Morgen tobte und raste er so, daß sein Weib, obwohl sie die Kosten fürchtete, sich doch entschloß, nach dem Arzte zu schicken. Dieser kam und kam wieder, verordnete und verschrieb Hausmittel und Apothekermixturen, doch nutzten alle nichts, der Mann blieb krank und eilte zusehends dem Grabe entgegen. Da niemand erklären konnte, wodurch der Arbeiter sich das Unglück zugezogen habe, kam man auf den Gedanken, daß es ihm unter Mithilfe des bösen Feindes angetan worden sein könnte. Kaum hatte der Erfinder dieser Idee sie ausgesprochen, so eilte auch schon einer zu dem Helfer in solcher Not, zu einem Dorfgenossen, welcher ein Buch besaß, durch das er Satans Macht zu brechen vermochte. Der Gerufene kam und erkundigte sich sogleich, ob der Kranke vielleicht irgendwas aus dem Walde mit heimgenommen habe. „Ja," antwortete die Frau, „eine Anzahl Nägel, die ich in einer seiner Taschen gefunden habe." „Bringt mir die Nägel her," fuhr der Mann fort, „und sagt mir auch, ob sie noch alle beisammen sind, oder ob Ihr einen irgendwo eingeschlagen habt." „Die Nägel sind noch beieinander," entgegnete das Weib, „und liegen dort auf dem Bette." Schleunigst griff der Freund nach den Nägeln, besah und zählte sie, ging damit zum Ofenloche und warf sie ins Feuer. Dann las er einige Sätze aus seinem Buche, und niemand sah die Nägel wieder. Der Kranke aber wurde ruhig, und nach wenigen Stunden konnte er das Bett verlassen.

148. Der erfüllte Fluch des Sterbenden.

Zwei Ebersdorfer Bauern, von denen der eine Scholze, der andere aber ohne Ehrenamt in der Gemeinde war, ver-

folgten sich mit bitterem Hasse. Die Ursache hiervon war jedermann bekannt. Die beiden hatten als Jünglinge um die schöne Susanna gefreit, die natürlich nur einen wählen konnte. Der Erkorene war derjenige, der später zu dem genannten Posten gelangte. Die ihm widerfahrene Zurücksetzung konnte der Verschmähte nie vergessen, und obwohl er auch eine tüchtige und brave Lebensgefährtin gefunden hatte, so haßte er doch seinen ehemaligen Nebenbuhler, weil er glaubte, dieser habe ihn verleumdet und ihn dadurch aus der Gunst Susannas verdrängt. Anfangs hänselten sich die Gegner, nachher wichen sie sich aus; wenn sie aber einmal, etwa im Dorfkretscham, zusammentrafen, dann waren sie bald aneinander wie zwei Kampfhähne und konnten nur schwer getrennt werden.

In einer Herbstnacht, als die Ernte unter Dach gebracht war, ging der Scholzenhof unter Umständen in Flammen auf, welche Brandstiftung vermuten ließen. Wer konnte der Verbrecher sein, der frevelnd solche gewagt hatte? Nur kurze Zeit stellte man diese Frage, denn bald glaubten es alle zu wissen; wenigstens erzählten sie es öffentlich: Das hat der Feind getan! Der Bezichtigte wurde gefänglich eingezogen und trotz seines Leugnens und trotz der feierlichsten Beteuerungen seiner Unschuld zum Tode verurteilt, auch alsbald zum Galgen hinausgeführt. Während der Henker mit den Vorbereitungen zur Hinrichtung beschäftigt war, wendete sich der arme Sünder an das versammelte Volk und rief: „Bei dem lebendigen Gotte, vor dessen Angesicht ich nach wenigen Augenblicken stehen werde, gebe ich noch einmal die Versicherung ab, daß ich unschuldig sterbe. Möge dies der Herr dereinst an den Tag bringen. Der Hof aber, wegen dessen ich als unehrlicher Schelm aus dem Leben gehe und auf dessen Grund und Boden auch dieser Galgen steht, soll verflucht sein für alle Zeiten. Und dies sei die Strafe: Nie soll in seinem Besitze der Sohn dem Vater folgen.“ Hier warf der Henker dem Verurteilten die Schlinge über, und bald schwebte dieser zwischen Himmel und Erde.

Monate waren vergangen, und noch hing der Gerichtete am Galgen. Der Strick verfaulte nicht, und die Leiche verweste nicht. Dies machte die Leute aufmerksam und bedenklich, und ebenso leichtsinnig, wie sie früher von der Schuld

des Getöteten geredet hatten, ebenso rasch waren sie jetzt ohne jede neue Untersuchung von seiner Unschuld überzeugt, die sich auch später herausstellte. Der ausgesprochene Fluch ist bis heutigen Tages in Erfüllung gegangen.

149. Die wunderbar entsprossene Eiche in den Erlen bei Ober-Glogau.

Als in Schlesien noch Heiden wohnten, hatte ein reicher Fürst in den „Erlen“ ein hohes und schönes Schloß gebaut. Aber wegen seiner Grausamkeiten war er beim Volke sehr verhaßt. Als seine Frevel den Höhepunkt erreichten, rottete sich das Volk zusammen, um ihn zu vertreiben. Bevor die Belagerung begonnen wurde, sandte das Volk einen Boten zu dem Herrn des Schlosses, um mit ihm wegen der Übergabe des Schlosses zu verhandeln. Das war aber eine gefährliche Aufgabe, und nicht wissend, ob er zurückkehren werde, verabschiedete sich der Abgesandte von seiner Mutter. Beide waren bereits Christen, und so empfahl sie ihren Sohn dem Schutze der Mutter Gottes und reichte ihm einen grünen Eichenzweig. Von den Segenswünschen seiner Mutter begleitet, eilte er nun dem Schlosse zu. Kaum hatte er dieses erreicht, da ritt eben der Burgherr zum Tore heraus, um in den Wäldern zu jagen. Der Bote stellte sich ihm in den Weg und erklärte, was er von ihm wolle. Wütend über solche Zumutung stieß der Fürst dem Jünglinge das Messer ins Herz. Mit dem Hilferufe „Maria!“ sank dieser tot zu Boden. Als der Burgherr die bewaffneten Volkshaufen sah, ritt er in das Schloß zurück, um die Verteidigung vorzubereiten. Zur selben Zeit zog ein Unwetter auf und verwandelte den Tag in finstere Nacht. In den dunklen Wolken erschien plötzlich die Mutter Gottes und schaute betrübt zur Erde nieder. Als die Erscheinung schwand, entlud sich ein Blitz und fuhr in das Schloß, daß es von Grund auf zerstört wurde. Als das Wetter vorübergezogen war, eilte die unglückliche Mutter zu der Ruinenstätte, um ihren Sohn zu suchen. Sie fand ihn in seinem Blute, und neben ihm grünte ein Eichenbäumchen. Es war der Zweig, den sie ihm beim Abschiede geschenkt hatte. Der Zweig hatte Wurzeln geschlagen, und von der blutgetränkten Erde wunderbar genährt, war er zu einem Bäumchen emporgewachsen.

An dieses Bäumchen hing die Mutter ein Marienbild zur Erinnerung an diesen Tag des Unglücks und des wunderbaren Wachstums. Heute ist jenes Bäumchen ein stattlicher Baum, auch hängt das Marienbild noch am Stamme dicht unter der Krone.

150. Der Höllenzwang in Woitzdorf.

Ein Mann in Woitzdorf, der unter dem Namen Gärtner-Franz in der ganzen Umgegend gekannt war, vor ungefähr 50 Jahren noch lebte und Kurpfuscherei trieb, war eines Tages zum Nachbar gegangen, um sich mit ihm die Zeit zu vertreiben. Während seiner Abwesenheit ging ein Fremder in sein Haus, da die Tür nicht verschlossen war. Der Fremde kam in die Stube, und weil er da niemanden fand, beschloß er zu warten, in der Meinung, die Leute könnten, weil keine Tür verschlossen war, nicht weit entfernt sein. Um sich nicht zu langweilen, griff er nach einem alten Buche, das er zufällig auf einem Stubenbalken bemerkte. Er setzte sich damit zu einem Tische und las, wußte sich aber das, was er darinnen fand, nicht zu erklären. Um diese Zeit aber kam dem beim Nachbar befindlichen Eigentümer des Hauses eine ungewöhnliche Angst an, so daß er sagte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich jetzt eine solche Unruhe befällt; es ist mir, als ob ich nach Hause gehen müßte." Der Freund redete ihm zu, noch zu warten, es werde ja daheim nichts Besonderes vorgehen. Gärtner-Franz machte ihn aufmerksam, daß er die Türen unverschlossen gelassen habe, und meinte, man wisse doch nicht, was vorkommen könne. Er ging. In einer kleinen Entfernung vom Hause nahm er eine Menge schwarzer Krähen wahr, die sich auf der First seines Daches versammelt hatten. Noch näher gekommen bemerkte er, daß auch jedes seiner Fenster von derlei Vögeln wimmelte. Was tausend, dachte er, hat denn das zu bedeuten? Als er ins Haus gekommen und in die Stube getreten war, sah er den fremden Gast, welcher ganz eifrig in einem Buche las. Er fragte ihn, was er da mache, und erhielt zur Antwort: „Ich kam herein, traf niemanden, wollte aber doch nicht wie ein Spitzbube davon gehen, ohne einen von den Hausbewohnern abzuwarten, und griff zum Zeitvertreibe nach diesem Buch und las darin." Der Eigentümer schob ihm das Buch vor

den Augen weg und bedeutete ihm, daß er mit seinem Lesen nur Unheil angerichtet hätte. In einer kleinen Weile, meinte er, würde ihm angst und bange geworden sein. Jetzt setzte sich der Hausbesitzer selbst vor das aufgeschlagene Buch und las soweit rückwärts, als der Fremde vorwärts gelesen hatte. Nach und nach verloren sich die schwarzen, unheimlichen Vögel vom Fenster und Dache, und der Spuk war wieder gehoben.

Das Buch war nichts anderes als der Höllenzwang, ein Zauberbuch, mit dessen Hilfe man Gespenster bannen und Teufel zitieren konnte. Und so hatte auch der Fremde, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Schar Teufel zitiert.

151. Der Jungfernkranz an der Kirche zu Lubetzko.

Vor wer weiß wie vielen Jahren lebte in dem Dörfchen Lubetzko ein armes Mädchen, namens Jadwiga. Der Tod hatte ihr gar zeitig die Eltern genommen, und so war sie bei einer alten Tante mitten unter Armut und Dürftigkeit großgewachsen. Wie nun die Not oft die beste Erzieherin ist, so war auch Jadwiga bei aller Entbehrung recht gut und fromm geworden, so daß es ihr der Neid selbst lassen mußte, daß sie nicht nur die schönste, sondern auch die züchtigste unter allen Jungfrauen der Umgegend sei. Daß aber der Neid ihr, der armen Waise, manches anhaben wollte, hatte so seinen Grund.

Der reiche Müller in Pietrochau nämlich hatte einen Sohn, der, weil der Alte des Wirtschaftens längst müde war, die Mühle übernehmen sollte, so sah sich der junge Anton für seine Wirtschaft nach einer Hausfrau um. Weil dies nun in der ganzen Gegend bekannt war, so hatte schon manche Anne und Marianne ihr Auge auf den stattlichen Burschen geworfen und sich als Müllerin hinaus nach Pietrochau geträumt, ehe es offenbar wurde, daß Anton sich in seinem Herzen schon längst für die arme Jadwiga entschieden. Paßte nun auch das Pärchen sehr gut zueinander, so mochte man doch dem blutarmen Mädchen ein so unverhofftes Glück nicht leicht verzeihen. Da hatte sie denn manches zu leiden, besonders von den neidischen Zungen derer, die gern an ihrer Statt Müllerin geworden wären. Und deren gab's sehr viele.

Jadwiga indes, von Jugend auf an Demütigungen gewöhnt, ertrug dies alles mit Gelassenheit. Hatte sie doch nichts getan, um den jungen Anton für sich einzunehmen, und wenn er ihr dennoch und trotz ihrer Bettelarmut sein Herz zugewendet hatte, so hielt sie dies für eine Fügung Gottes. Daß dann aber auch sie, die arme Waise, den reichen Müllerssohn von ganzem Herzen lieb gewann, daraus wollte sie sich keinen Vorwurf machen; war er ja doch ein kreuzbraver Bursche. So ließ sie denn die Leute reden und überließ das übrige dem Willen Gottes.

Nun sollte aber ihre Geduld auf eine gar zu harte Probe gestellt werden. Denn als das liebe Fronleichnamsfest herangekommen war und Jadwiga, um den Kopf einen hübschen grünen Kranz, sich zu den andern Jungfrauen gesellte, um, wie immer bisher, auch bei der heutigen Prozession das Muttergottesbild tragen zu helfen, da wehrten es ihr die andern Bildjungfrauen, indem sie sagten, sie gehöre nicht mehr zu ihnen, wie es überhaupt gar schamlos von ihr sei, noch immer einen Kranz im Haare zu tragen. Ein solcher Schimpf, zu solcher Zeit und an solchem Orte ihr angetan, brachte Jadwiga außer Fassung und ging ihr so zu Herzen, daß sie darob bitterlich zu weinen begann. Und schon fehlte nicht viel, so hätte der ganze Hader eine Störung der Andacht zur Folge gehabt, als der Rektor, ein ehrwürdiger Graukopf, noch rechtzeitig sich ins Mittel legte. Am Ende mußten die Mädchen es gern oder ungern geschehen lassen, daß Jadwiga auch heute Bildjungfer war. Aber der Weg mit der Prozession war ein wahrer Kreuzweg für das arme Mädchen. Obwohl das Allerheiligste hinter ihnen einhergetragen wurde, gaben ihr die Mitträgerinnen keine Ruhe, stichelten und neckten sie mit losen Reden und drohten mehr als einmal, ihr den Kranz vom Kopfe zu reißen. So kam es denn, daß Jadwiga während der ganzen heiligen Handlung mehr weinte als betete.

Als dann aber die Prozession zur Kirche zurückkehrte und eben außerhalb des Presbyteriums vorbeizog, da, wo hoch oben das liebe Muttergottesbild weit vom Berge hinabschaut, setzten ihr die Mädchen so arg zu, daß sich das arme Kind nicht mehr zu halten und zu helfen wußte. „O du mein lieber Gott, da magst du Richter sein!“ rief sie aus,

nahm den Kranz aus ihren Haaren und warf ihn an die Kirchenmauer. Und siehe! er blieb haften, bis der Winter kam; dann vertrocknete er, um im nächsten Frühjahr frisch und voll wieder auszuschlagen. Und noch manches Jahr grünte er jeden Sommer, bis er mit seinen Wurzeln den Mörtel unterfressen hatte und dann mit ihm herunterfiel. Wer jedoch die Stelle genau kennt, findet auch heute noch einzelne Sprößchen vom Jungfernkranz an der Kirche zu Lubetzko.

Durch dieses Gottesurteil soll auf einmal aller Neid gegen das arme fromme Mädchen verstummt sein, das denn auch der Müllerssohn von Pietrochau als wackere Hausfrau heimgeführt hat.

XIX. Die Wunder der Unterwelt.

152. Die Siebenschläfer.

Vor vielen hundert Jahren sollen sieben Brüder aus Glatz nach Holz auf den Roten Berg gegangen sein und sich in einer Höhle, die noch heute vorhanden ist, niedergelassen haben. Da sie sehr ermüdet waren, schliefen sie ein und kehrten, als sie endlich erwachten, nach der Stadt zurück. Dort fanden sie aber Menschen, die sie nicht kannten, und auf ihre Kleidung zeigten neugierig die Vorübergehenden.

Als sie in das Haus kamen, welches sie bewohnt hatten, fanden sie es völlig umgestaltet, und fremde Gesichter hausten darin. Nun erklärten sie aber, daß das Grundstück ihr Eigentum sei. Da lachte der Besitzer, ein Mann von fünfzig Jahren, und sagte, daß er in dem Hause geboren worden sei und es von seinem Vater ererbt habe, dessen Wiege ebenfalls hier gestanden habe.

Die sieben Brüder mußten sich nun an den Rat der Stadt wenden und erzählten diesem ihre Geschichte. Die Ratsherren glaubten, sie hätten es hier mit Irrsinnigen zu tun. Einer von ihnen ließ sich jedoch die Geldmünzen aus den Kleidertaschen der Brüder zeigen, schlug dann die städtischen Aufzeichnungen nach und fand, daß die sieben Brüder wirklich die gesetzmäßigen Eigentümer des betreffenden Hauses gewesen und vor hundert Jahren in den Wald gegangen,

aber nicht wiedergekehrt waren. Nun verbreitete sich schnell das Gerücht von den sieben Brüdern, die hundert Jahre geschlafen hatten, in der Stadt, und die gute Bürgerschaft übernahm die Auseinandersetzung mit dem Hauswirte und setzte sie in ihre alten Rechte wieder ein.

In welchem Jahrhundert die Rückkehr der sieben Schläfer erfolgt ist, davon ist nichts bekannt.

153. Der im Moosebruche gefundene Binderschlägel.

Vor alten Zeiten lebte in Freiwaldau ein ehrsamer Bindermeister, der seinen Sohn zu demselben Handwerke erzog. Beim Beginne der Wanderjahre erhielt er von seinem Vater einen meisterhaft gearbeiteten Binderschlägel mit dem Auftrage, diesen sorgfältig zu bewahren. Der junge Handwerksbursch durchwanderte die Welt in den verschiedensten Richtungen. Einst kam er auch an die Ostsee und bestieg ein Schiff, um sich nach einem fernen Lande bringen zu lassen. Während der Fahrt aber litt er Schiffbruch. Alle seine Habseligkeiten, unter diesen auch der liebe Schlägel, gingen verloren, nur mit genauer Not rettete er sein Leben.

Eines Tages nun angelten einige Knaben aus Freiwaldau im großen Moosebruchteiche, um einen von den seltenen Fischen zu fangen, die sich dort aufhalten sollen. Nach kurzer Zeit zieht einer von ihnen an seiner Angel einen schweren Klumpen heraus. Bald erkennt man in dem Klumpen einen Binderschlägel. Die Knaben eilen nun nach Freiwaldau zurück und bieten den Schlägel in einem Wirtshause zum Verkaufe an. Zufällig befindet sich unter den Gästen auch der Bindermeister. Sobald dieser den Schlägel erblickt, langt er danach. Schnell schraubt er ihn auseinander und nimmt aus ihm ein Goldstück heraus, wobei er erklärt, daß das derselbe Schlägel sei, den er seinem Sohne auf die Wanderschaft mitgegeben habe. Die Münze habe er ohne Wissen seines Sohnes dort eingeschlossen.

Einige Zeit darauf kehrte der Sohn des Binders in die Heimat zurück. Als er unter seinen übrigen Erlebnissen auch von seinem Schiffbruche und von dem Verluste seines Schlägels erzählte, erinnerte man sich der alten Sage, daß der Moosebruch mit der Ostsee zusammenhänge.

154. Gott als Schuldner.

Ein Schmied hatte sich sein ganzes Leben lang geplagt und gearbeitet, ohne dafür Bezahlung zu erhalten. Denn jeder, der bei ihm etwas arbeiten ließ, sagte zum Lohne: Gott bezahl's! Als der Schmied nicht mehr recht arbeiten konnte und seine Schmiede schon dem Einfallen nahe war, schloß er sie eines Sonntags ab, legte den Schlüssel unter einen Stein und machte sich auf den Weg zum lieben Gott. Endlich kam er dort an und vernahm die Frage: „Was willst du?" „Lieber Gott," antwortete der Schmied, „du bist mein Schuldner. Alle, für die ich gearbeitet habe, sagten mir zum Lohne: Gott bezahl's! Ich bitte dich: zahle mir jetzt!" — Freundlich sah ihn der liebe Gott an und reichte ihm eine Geige. „Was soll mir die Geige?" fragte der Schmied. Da nahm Gott die Geige, setzte den Geigenbogen an und strich einmal über die Saiten. Der Schmied war entzückt. Da strich Gott zum zweitenmal über die Saiten, und der Schmied wußte sich vor Freude kaum zu fassen. „Lieber Gott," rief er, „zweimal hast du gestrichen, die Hälfte deiner Schuld schenke ich dir. Streich noch einmal, und wir sind quitt."

Dann suchte der Schmied seine Werkstätte wieder auf, keine Spur war mehr von ihr zu sehen. Der Stein war noch da, aber über und über mit Moos bewachsen. Er hob ihn auf und fand den Schlüssel, der war ganz verrostet. Als er ihn sah, sank er tot nieder. Es waren tausend Jahre vergangen.

155. Der Besuch im Jenseits.

Zwei Ritter liebten einander sehr und sie bedangen sich gegenseitig aus, daß derjenige, der eher stürbe, den Überlebenden bei einem Gastmale besuchen solle. Da starb der ältere. Der zweite veranstaltete in kurzer Zeit darauf eine Gasterei. Als sich die Gäste zur Tafel setzen sollten, meldete ein Diener dem Herrn, es wäre ein Reiter angekommen, der mit ihm selbst zu sprechen wünsche. Der Herr geht hinaus und erkennt seinen verstorbenen Freund. Dieser sagt: „Wie du siehst, halte ich mein Wort. Ich werde bei dir nichts genießen, du erlaubst mir aber, daß ich Bedienung verrichte.

Niemand wird mich erkennen, auch außer dir niemand sehen. Mein Rappe wird mich indes hier erwarten."

So ist es geschehen. Beim Abschiede sagt der Verstorbene: „Nun mußt du auch meinen Besuch erwidern. In acht Tagen wird dich mein Pferd abholen. Doch sorge ja, daß du bei mir ohne Sündenmakel ankommst." Darauf verschwand der Ritter mit seinem Pferde. Der Schloßherr war sehr bestürzt, er fastete, betete, beichtete und gab sich frommen Betrachtungen hin. In acht Tagen war das Pferd da. Er setzte sich auf, doch als sie eine Strecke im Felde waren, schwang sich das Pferd in die Luft, trug ihn sehr weit und ließ sich mit ihm vor einem Kloster nieder. Der Ritter stieg ab, das Pferd verschwand. Der Ritter klingelte an der Pforte. Man machte ihm auf. Hier beichtete er nochmals, ruhte etwas aus, und da er vor die Pforte kam, wartete das Roß schon auf ihn. Er setzte sich auf, und so ging's in der Luft weiter. Das Pferd setzte ihn in einem prachtvollen Garten nieder. Er sah ein schönes Haus, sein Freund kam ihm entgegen und führte ihn in seine Wohnung. Hier gab es keine Speisen, keine Getränke. Ein angenehmer Duft verbreitete sich überall. Eine schöne Musik und herrliche Gesänge ertönten, aber niemand war zu sehen. Darauf sagte der Gastgeber zu seinem Freunde: „Du könntest dich etwas durch Schlaf erquicken." Alsbald schlief dieser ein. Dann weckte ihn der Gastgeber und sagte: „Du kannst nun nach Hause zurückkehren. Ich danke dir für den Besuch."

Das Pferd brachte den Ritter vor sein Schloß. Doch dieses war in ein Kloster verwandelt. Niemand lebte mehr von seiner Familie, und als man die Chroniken nachgeschlagen, waren es gerade 300 Jahre, als er das Schloß verlassen hatte. Er lebte dann nur noch eine kurze Zeit und starb selig.

XX. Wunderbare Strafen.

156. Die Herrenwiese bei Jauernick.

Wenn man von Görlitz nach Jauernick geht, kommt man hinter Cunnerwitz über eine große Wiese, mit Gehölz umhegt, welche die Herrenwiese genannt wird. Um dieselbe

schwebte einst ein langwieriger Rechtsstreit zwischen dem Kloster Marienthal und dem angrenzenden Gutsherrn.

Dieser Herr wollte den Rechtshandel auf ungerechtem Wege beendigen und das schöne Grundstück an sich bringen. Er beredete deshalb seinen Jäger mit Namen Ruprecht, unter dem Versprechen, ihn mit einem Mädchen zu verheiraten, welches dieser liebte, als falscher Zeuge aufzutreten und seine Aussage zu beschwören. Nachdem der Jäger, verblendet von seiner großen Liebe zu dem Mädchen und irre gemacht durch eine ihm von seinem Herrn eingegebene Hinterlist, eingewilligt hatte, ward der Gerichtstag angesetzt, die Richter und Schöppen kamen mit den Zeugen an Ort und Stelle, und Ruprecht sollte den Eid leisten. Er tat dies auch mit gutem Mute. Denn er hatte sich unter seine Füße Erde von den Feldern seines Herrn gebunden und einen Schöpfer, d. h. einen runden Löffel, auf den Hut gesteckt. Freventlich hob er die Finger zum Schwure empor und beteuerte: „So wahr der Schöpfer über mir ist, so wahr stehe ich auf dem Grund und Boden meines Herrn!" — Aber wenn auch die Menschen den Betrug nicht merkten, Gott wußte alles, er strafte ihn. Den meineidigen Menschen verschlang vor den Augen des Gerichtes die Erde.

157. Der Schüttel-Hoffmann zu Pfaffendorf.

Ein Knabe fand an einem Sonntage ein Täschchen mit Geld. Ein Mann sah das, trat an den Jungen heran und sagte: „Gib her, das ist mein Geld, ich habe es verloren." Da hat es ihm der Junge gegeben. Als der nun seiner Mutter erzählte, wie der Mann ihm das Geldtäschchen abgefixelt (abgelistet) hatte, sagte die Frau: „Wort och, mei Sihnla! Wenn es seine is, so is es gutt; wenn es nich seine is, so wird ihn der liebe Gott schon dafür strofen," und sie hat ihm das Geld wieder abverlangt. Der aber hat bloß mit dem Kopfe geschüttelt. Von der Zeit an hat er seinen Kopf nicht mehr stille halten können und wurde nur „der Schüttel-Hoffmann" genannt. Die Leute haben gemeint, er solle doch nicht mehr in die Kirche kommen, auch der Pfarrer hat das wohl gemeint, aber er kam jeden Sonntag, und man sah ihn mit seinem Schüttelkopfe dasitzen.

158. Woher ein Hügel Verlorensberg heißt.

Vor langer langer Zeit hat einmal ein Schäfer auf einem der Hügel zwischen Güttmannsdorf und Ober-Peilau seine Herde gehütet. Als nun die Mittagglocke im nahen Dorfe läutete, nahm er seine alte Ledertasche her, um sein Mittagessen hervorzulangen. Da es aber Fasttag war, hatte die Gutsfrau nur ein Stück Schwarzbrot eingepackt. Da geriet der Schäfer in große Wut; er warf das Brot heftig auf die Erde und schrie: „Da will ich dich doch wenigstens so breit wie Kuchen schlagen" und schlug mit seinem Schäferstocke auf dem Brote herum. Da bebte die Erde, und unter Donner und Blitz versank der Schäfer mit allen Schafen und seinem Hunde in die Erde. Wer Freitags in der Mittagstunde über den Hügel geht, der nun mit Bäumen und Sträuchern bewachsen ist, kann das Blöken der Schafe und Lämmer unter der Erde hören. Weil die Herde dort verloren ging, ist der Berg Verlorensberg genannt worden.

159. Der bestrafte Falscheid zu Neisse.

Vor sehr langer Zeit lebte zu Neisse ein habsüchtiger, gewissenloser Mann. Er borgte sich einmal von einem reichen Fleischer 300 Dukaten. Als dieser sie wieder verlangte, behauptete jener, er habe sie ihm schon zurückgegeben. Aber der Fleischer verklagte den treulosen Schuldner, und das Gericht verlangte von diesem, er müsse seine Aussage beschwören. Er zeigte sich sehr bereitwillig dazu, reichte einen dicken, schweren Stock, den er trug, seinem Gläubiger hin und bat ihn, er möge ihm doch diesen indes halten, damit er die Hände frei habe. Es war aber ein ausgehöhlter Stock, und der Mann hatte in denselben die schuldigen 300 Dukaten getan. Daher meinte er, er könne jetzt der Wahrheit gemäß beschwören, daß er dem Kläger das Geld wiedergegeben habe, und er leistete mit heiterer und ruhiger Miene den feierlichen Eid. Hierauf ließ er sich seinen Stock zurückgeben und verließ fröhlich das Gerichtszimmer zum größten Erstaunen des betrogenen Fleischers. Aber er sollte sich seines ungerechten Gewinnes nicht lange erfreuen. Als er über die Stiege hinabging, glitt er aus und stürzte hinab; der Stock zerbrach, die 300 Dukaten rollten heraus, und sein Betrug kam an den

Tag; er selbst aber brach das Genick und starb so eines jähen Todes. Ein diesen Vorfall darstellendes Bild soll noch vor einiger Zeit in dem Gebäude des Neisser Fürstentumsgerichtes, der ehemaligen bischöflichen Residenz, zu sehen gewesen sein.

160. Das versunkene Schloß bei Ziegenhals.

Bei Ziegenhals befand sich vor einigen Jahren zwischen Niklasdorf und Rennersfeld, in der Nähe des alten Exerzierplatzes, im ehemaligen Eichwalde ein kleiner Hügel, auf dem ein Raub- oder Jagdschloß gestanden haben soll, dessen Bewohner aber wegen großer Sündhaftigkeit — sie gingen nicht in die Kirche, spielten mit Broten Kegel, mordeten und plünderten — von Gott dadurch gestraft wurden, daß sie mitsamt dem Schlosse versanken. Der Hügel war von einem Wallgraben umgeben, den schmutziges Wasser füllte. In der Nähe befanden sich Wasserlachen, die man als Teiche deutete. Große Schätze sollen unter dem Hügel verborgen sein; aber alle Bemühungen, sie zu heben, waren erfolglos. Diese Stätte des Grausens und der Gespenster — von den Bewohnern gefürchtet und gemieden — bildete einen willkommenen Schlupfwinkel für Zigeuner, Wild- und Holzdiebe, Schmuggler und anderes lichtscheue Gesindel. Wenn im Herbst der Wind klagend durch die dürren Blätter rauschte, dann jagte der unheimliche Nachtjäger mit seinen Hunden, deren schauerliches Gekläff man weithin hören konnte. In lauer Sommernacht hingegen tauchten Irrlichter auf, und der Feuermann schüttelte sich, daß die Funken stoben.

Einst sollte der wilde Schloßherr wegen eines Verbrechens des Landes verwiesen werden. Er erbat sich als Gnade, noch einmal säen und ernten zu dürfen. Er säete aber kein Getreide, sondern Eicheln und umging damit das Gebot. So entstand der mächtige, düstere Eichwald im weiten Umkreise des Schlosses. Eines Sonntagnachmittags kamen die Dienstleute aus der Kirche. Ein Mädchen wollte eben ein Lebkuchenherz der Schloßfrau zum Fenster reichen, da geschah etwas Entsetzliches, Unerwartetes: das Schloß fing an zu sinken und sank immer tiefer, bis es vor den Augen der Zuschauer im Sumpfe verschwand. In der Mitternacht geht seitdem die Schloßfrau um und fährt mit einigen schwarzen Gesellen in einem Wagen quer übers Feld, den die Erzählerin dieser

Vorgänge als sechzehnjähriges Mädchen selbst gesehen hat. Des Nachts kamen früher die mitversunkenen Schloßleute vermummt zu einer Totenmesse in die Kirche, die ein fremder Priester las. Ein bedienender Ministrant — der nach einem nächtlichen Krankenbesuche in der Kirche zurückgeblieben war — verriet alles in den wirren Reden seiner Fieberphantasie, ein anderer starb infolge des dabei ausgestandenen Schreckens. Der Papst hat den Bann über die ruhelos umherirrenden Geister ausgesprochen, die seitdem nicht mehr erscheinen, aber noch der Erlösung harren. „Noch zweimal Wald und dreimal Feld muß das Gebiet des Schlosses werden," so hat es die Schloßfrau prophezeit, „und wir sind erlöst."

161. Der versunkene Brotfuhrmann.

Jede Mitternacht ertönt es im „Höllengrunde", einem sumpfigen, engen Tal bei Hohndorf, „Hô há, hô há!" Der verwünschte Fuhrmann treibt mit diesem Rufe seine Pferde an.

Es war Krieg, man weiß nicht recht, ob der Dreißigjährige oder der Siebenjährige. Da fuhr ein Fuhrmann mit einer Ladung Brote dem Heere zu. An einer Stelle ging der Weg so jäh hinab, daß die Pferde den Wagen nicht mehr halten konnten. Der Fuhrmann legte deshalb Brote vor und unter die Räder. Zur Strafe für diese Schändung der lieben Gottesgabe versank er plötzlich mit seinem Gespann in den Boden, und es bildete sich der sumpfige „Höllengrund".

Nach einer Abwandlung der Sage war der Sumpf schon da. Der Fuhrmann geriet hinein, legte Brote unter die Räder, um nicht zu versinken, aber versank. — Doch darüber ist man sich einig, daß es seitdem umgeht, und daß der Fuhrmann jede Nacht mit seinem Wagen vorüberfährt.

162. Das durchschossene Muttergottesbild bei Agnesfeld.

Am Saume des Schornsteinfegerbüschels, das zwischen Agnesfeld und Finkenhübel liegt, hat ein Marienbild seit Jahrhunderten seinen Platz. Einen Schweden verdroß dies Zeichen, das als stummes Bekenntnis seines Glaubens ein Katholik an den Weg gestellt hatte. Er nahm daher seine

Büchse vom Rücken und zielte auf das Bild, aber weder Maria noch das Jesuskindlein, welches sie auf ihrem Arme hält, vermochte er mit seinen Kugeln zu treffen. Darüber erbost, rückte er fluchend dem Bilde Schritt um Schritt näher. Zuletzt, schon ganz nahe stehend, hatte er nur noch eine Kugel in der Tasche. Auch diese lud er und schoß sie gegen das ausersehene Ziel. Die Kugel aber prallte an einem Nagel ab, flog zurück und durchbohrte dem frevelnden Schützen das Herz.

Noch vor wenigen Jahren (vielleicht auch heute noch) sah man zahlreiche Kugellöcher im Rande des Bildes, keins aber in der Darstellung der Muttergottes oder des Jesuskindleins.

163. Der Untergang der „Hunstadt" im Moosebruche bei Reihwiesen.

Bei dem Dorfe Reihwiesen im Altvatergebirge breitet sich die ansehnliche Hochfläche des Moosebruches aus. Man sagt, daß er früher ganz bewachsen gewesen. Zwei Teiche liegen auf dem weiten Torfmoore, dessen Boden unter den Füßen zittert und schwärzliches Wasser bei jedem Tritte hervorquellen läßt. Der große Teich hat die Gestalt eines Dreieckes, der kleinere hingegen ist rund.

An der Stelle des großen Teiches soll einst eine bedeutende Stadt gestanden haben, Hunstadt genannt. In diese kamen auch einst die mährischen Apostel Cyrillus und Methodius, um die Bewohner vom Heidentum zum Christentum zu bekehren. Diese jedoch jagten die heilbringenden Männer unter Hohn und Spott und Qual zu den Toren hinaus. Die Vertriebenen beteten für ihre Feinde, riefen aber auch einen dreimaligen Fluch über das ruchlose Volk der Stadt aus. Sogleich entstand ein furchtbarer Donner, und die Stadt samt ihren sündenbeladenen Einwohnern versank vor ihren Augen, und an der Stelle, wo die Stadt gestanden hatte, bildete sich ein „See".

Dort, wo jetzt der kleine Teich zu sehen ist, soll einst eine Kirche gestanden haben, die zu einem in der Nähe von Hunstadt gelegenen Dorfe gehörte. Noch jetzt wollen bei hellem Sonnenscheine die Umwohner in den beiden Moosebruchteichen Mauern und Turmspitzen sehen. Auch große Fische von

schwarzer Farbe und seltener Gestalt halten sich dort auf, sowie andere Wundertiere, die aus der Ostsee, mit welcher der Moosebruch zusammenhängen soll, dorthin kommen. Man hört in dem größeren der beiden Teiche oft ein schreckliches Getöse und glaubt, daß einmal das Wasser mit ungeheurer Kraft aus dem Becken treten und die Gegend ringsum überfluten werde.

164. Die Steinbilder im Kuhtal am Annaberge.

Vor langer Zeit, als unsere Urahnen noch lebten, trieb ein Mädchen seine Kuh in ein Tal am Fuße des Annaberges, heute das Kuhtal genannt, auf die Weide. Es nahte die Mittagszeit, und das Mädchen schickte sich an, die Kuh zu melken. Doch diese zeigte sich störrisch und achtete auf keinen Zuruf der Hirtin. Da übermannte der Zorn das Mädchen dermaßen, daß es das Tier verwünschte. Da — ein Blitz — ein furchtbarer Donnerschlag — das Mädchen fühlt ihre Glieder erstarren; es will fliehen von dem Orte des Grausens, doch es ist nicht mehr imstande, die Füße zu gebrauchen: sie ist zu Stein erstarrt. Neben ihr steht die Kuh; auch sie ist steinern. Noch heute sind die Steinbilder zu sehen, als ein Wahrzeichen des Zornes Gottes, der seiner nicht spotten läßt. Seit dieser Zeit wird das Tal Kuhtal genannt.

165. Das versunkene Schloß auf dem Grojetzberge bei Lubschau.

Ein reicher Ritter, der die Grojetzburg bewohnte, besaß eine einzige Tochter von seltener Schönheit. Allein wer sich seinem Stande nach um ihre Hand bewerben durfte und ihr in dieser Absicht zu nahen versuchte, wurde von ihr kurz und schnöde abgewiesen. Dieser Umstand und daß das Fräulein niemals in die Kirche nach Lubschau gehen wollte, sondern lieber Stickereien an Rittergürteln und dergleichen vornahm, befremdete die Eltern sehr. Eines Sonntags, als diese wieder in die Kirche gehen und ihre Tochter durchaus mitnehmen wollten, diese indes, allen Vorstellungen zum Trotz, nicht dazu gebracht werden konnte, vielmehr mit allerlei Vorwänden und Ausreden sich zu entschuldigen suchte, da sprach die Mutter, über die Starrsinnigkeit ihrer Tochter höchst entrüstet:

„Nun sehe ich klar, du stehst mit der Hölle im Bunde. Ich fluche dir! Versinke mit dem ganzen Schlosse in den Abgrund, damit ich dich, wenn ich zurückkomme, nicht mehr erblicke!“ Durch den schweren Fluch wie durch einen Blitzstrahl getroffen, stand die Jungfrau wie versteinert da und war nicht imstande den Mund zu öffnen. Durch die nach der Kirche führende hölzerne Säulenhalle gingen die Eltern zu der Sonntagsandacht. Das Fräulein kämpfte mit sich in namenlosem Schmerz und schickte sich an, ihnen zu folgen. Wahrlich, sie hatte mit der Hölle keinen Bund geschlossen; nur der heimlichen Liebe mächtige Bande waren es, die sie an die Burg fesselten. Kaum daß die Eltern in die Kirche eingetreten waren, da entstand unter der Burg ein fürchterliches Toben, in der Luft erhob sich ein schreckliches Sausen, und die Burg war von der Erde verschlungen. Als die Eltern heimkehrten, sahen sie an ihrer Stelle nur eine schaudererregende Vertiefung. Entsetzt siedelten sie nach Lubschau über.

Seit dieser Zeit soll der Geist des unglücklichen Fräuleins, nur um Mitternacht sichtbar, als schlanke weiße Gestalt um den Grojetzberg herumwandeln, und die Regenwolken, wenn sie über dessen Scheitel kommen, teilen sich, als wollten sie seinem Erdboden keine oder doch nur eine dürftige Erquickung gewähren. Das Volk sagt, wenn lange Dürre herrscht, während es ringsum regnet, und sich über dem Grojetz die Regenwolken immer vergeblich sammeln: das Fräulein kommt und geht um den Grojetz herum und vertreibt die Wolken, mit einem weißen Tuche wehend. Das Volk sagt auch: Wenn sich jemand erkühnen möchte, den Grojetz in einer Nacht von 11 Uhr bis der Hahn kräht dreimal auf Knieen zu umrutschen, könnte das verwünschte Fräulein erlöst werden.

XXI. Verschiedene Wunder zwischen Himmel und Erde.

166. Freikugelgießen.

Im Isergebirge geht folgende Sage vom Raubschützen Wunderlich: Im Kemnitzer Revier trieb sich jahrelang ein

gefährlicher Wilderer umher, der in dortiger Gegend unter dem Spitznamen „Der Wunderlich“ noch gegenwärtig viel von sich reden macht.

Einst tat sich Wunderlich mit dem Gläser-Robert und anderen Wilderern zusammen, um Freikugeln zu gießen. Sie begaben sich zu diesem Zwecke nach Polaun in Böhmen unter den Galgen und holten sich von dort einen Totenkopf, denn eines solchen bedurften sie, damit die Kugeln auch richtige Freikugeln würden. Nachdem der Kugelguß vorüber war, wurde der Totenkopf beseitigt. Aber so oft er auch vergraben oder ins Wasser geworfen wurde, stets fand ihn Wunderlich, wenn er seine ärmliche Lagerstätte aufsuchte, auf dieser liegend vor. Im ganzen Hause aber ging es jede Nacht in der zwölften Stunde fürchterlich um. Nicht nur Wunderlich selber, sondern auch alle andern Leute im Hause warf es unter Blitz und Donner aus den Betten.

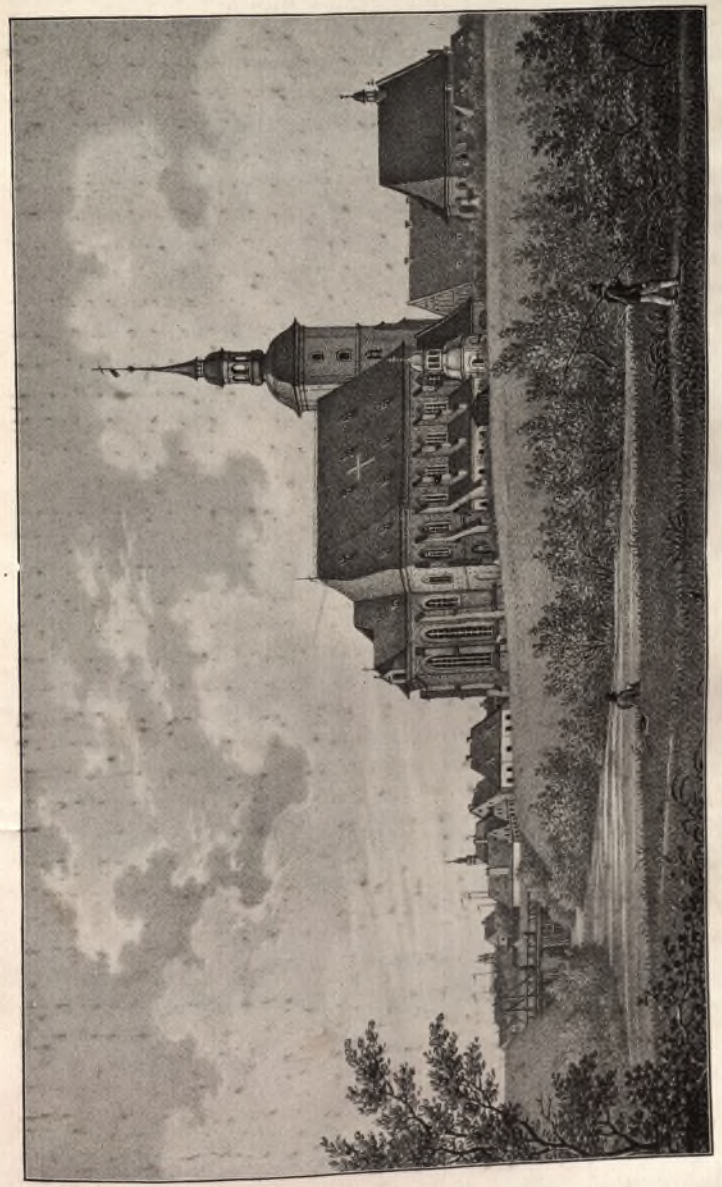
Zwar ist es in diesem Hause (es gehört zu den Iserhäusern) wesentlich stiller geworden, seit ein Totengräber den Schädel fortgetragen und wieder unter dem Polauner Galgen bestattet hat, indessen ist jenes Haus auch heutigentages noch heimgesucht von allerlei unheimlichem Spuk.

167. Die Wallfahrtskirche zu Hochkirch und ihr Marienbild.

Hochkirch, drei Viertelmeilen südöstlich von Glogau, ward in den früheren Jahrhunderten, wo es zum benachbarten Grädiz gehörte, Hohenkirchen offen Berge genannt. Es hat eine Wallfahrtskirche mit 1856 neugebautem Turme und ein wunderbares Marienbild auf dem Hochaltare, zu dem von weit her aus Schlesien und Polen gewallfahrtet wird. Die größten Wallfahrten finden statt am Sonntage Trinitatis, wo auch eine Prozession von der Probstei Seitsch aus dem Guhrauschen ankommt, und dann am Feste Mariä Geburt.

An die Kirche und das darin befindliche Muttergottesbild knüpft sich folgende Sage an:

Als diese vor uralten Zeiten erbaut werden sollte, hatte der Gutsherr eine andere Anhöhe in der Nähe derjenigen, auf der heute die Kirche steht, als Platz dazu bestimmt. Fromme Spenden waren zu ihrer Erbauung reichlich eingegangen, und der Gutsherr lieferte das Bauholz. Er ließ



Die Domkirche zu Glogau vor dem Einsturz des Turmes.

dieses auf die von ihm ausersehene Anhöhe schaffen. Die Geistlichen des Sprengels wünschten sie zwar dort nicht, aber sie fügten sich, als der Gutsherr außer dem Bauholze noch reiche Gaben versprach. Dennoch kam es anders, denn es trat ein seltsames Ereignis ein.

Am andern Morgen nämlich war das Bauholz von der Anhöhe verschwunden. Erst dachte man an einen Raubfrevel, aber man fand das gesamte Holz in bester Vollständigkeit und Ordnung auf einem benachbarten Hügel. Der Gutsherr hielt dies für einen mutwilligen Streich und ließ das Holz auf den früheren Platz zurückschaffen und noch mehr dazubringen. Am andern Morgen war es wieder fort und lag wieder auf jenem anderen Hügel. Das brachte eine große Bewegung in der Gemeinde hervor, und viele gingen zum Gutsherrn und erklärten, das gehe nicht mit richtigen Dingen zu und sei ein Wunder, das etwas zu bedeuten habe. Aber der Gutsherr ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, er wolle doch sehen, meinte er, ob das Holz zum dritten Male seinen Platz verändern werde. Der Herr ließ von seinen Leuten das Holz wieder zurückschaffen. Für die Nacht stellte er zwei Wächter daneben auf. Doch wieder lag es am nächsten Morgen auf dem anderen Berge. Die Wächter hatten nichts bemerkt und sagten aus, ein unwiderstehlicher Schlaf habe sie befallen. Nun stürmten alle auf den Gutsherrn ein, er möge doch gestatten, daß die Kirche dort gebaut werde, wohin schon in dreien Nächten das Bauholz von unsichtbaren Händen geschafft worden sei; es sei sicher Gottes Wille so. Da sagte der Gutsherr: „Nun in Gottes Namen, baut dorthin die Kirche zu seiner Ehre.“ Mit Jubel ward diese Entscheidung aufgenommen, und der Bau ward behende in Angriff genommen, schien es doch allen ein heilig Werk. Die Teilnahme für das neue Gotteshaus wuchs weit über den Kirchsprengel hinaus. Die Kirche war fertig, auch die innere Ausschmückung war fast vollendet. Aber noch fehlte ein würdiges Bild für den Hauptaltar. Da griff wiederum eine wunderbare Macht ein.

In einer Nacht, als alle Einwohner Hochkirchs längst schliefen, rief der Wächter eben die Mitternachtsstunde aus. Zufällig schweifte sein Blick nach der Höhe hinauf, wo die Kirche stand. Wunderbar! Das Innere des Gotteshauses

strahlte in hellem Lichterglanz. Es war keine Feuersbrunst, aber dennoch rief er die Bewohner aus ihrem Schlafe. Staunend scharte sich die ganze Gemeinde zusammen und wie zur ersten Wallfahrt geordnet schritt sie dem neuen Gotteshause entgegen. Schon war die Menge bis zum Fuße der Anhöhe gelangt, da ereignete sich ein zweites Wunder. Herrliche Töne erklangen aus der Kirche, bald schmelzend und bald brausend wie im vollen Chor, Posaunen und Orgelton und Priestergesang dazwischen, über dem ganzen schwebend aber ein Klang wie von Engelsharmonieen. Wer waren die nächtlichen Musiker dort oben? Die Gemeinde sank am Fuße des Hügels auf ihre Kniee und wohnte dem Gottesdienste dort oben in andächtiger Ferne bei. Das war das erste Hochamt, ehe noch das Gotteshaus die kirchliche Weihe erhalten. Plötzlich erlosch Licht und Gesang, stumm und finster lag das Gebäude wieder auf seiner einsamen Höhe. Tief ergriffen aber kehrten die Leute zurück; was sich da oben zugetragen hatte, war ihnen ein unerklärliches Rätsel. Als aber der Morgen anbrach, sendete der Gutsherr den Gemeindevorstand in die Kirche, um den Ursachen des nächtlichen Geschehnisses nachzuspüren. Ganze Scharen von Menschen schlossen sich an, und als die Türe der Kirche geöffnet wurde und die Blicke auf den Hochaltar fielen, da prangte dort ein Bild der Muttergottes in schönster Farbenpracht. Das Staunen löste sich in ein still Gebet auf, das der wunderbaren Macht den heißen Dank der Gemeinde aussprach für die herrliche Gabe.

168. Erbauung der Glogauer Domkirche.

Mit Abbildung.

Herzog Konrad II. von Glogau hatte vielen Zwist mit der Domgeistlichkeit zu Glogau, namentlich wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit. Seine fromme Gemahlin Salome wußte aber oft versöhnend einzugreifen. Um nun den Streitigkeiten ein Ende zu machen, wollte der Herzog den Dom außerhalb der Stadt verlegen und wußte schließlich die Domherren für den Plan zu gewinnen, indem er ihnen vorstellte, das Domstift werde zu seiner Ausbreitung an Raum gewinnen, andere würden sich daneben anbauen, und es werde eine

neue schöne Vorstadt entstehen. Nun lag es aber der Fürstin sehr am Herzen, für den neuen Dom den rechten Platz ausfindig zu machen, und sie beschloß, Gott um ein Zeichen zu bitten, wo er den Dom gebaut wünsche. Der Herzog war damit einverstanden. Da wollte die Herzogin eine Taube fliegen lassen, und wo diese sich zuerst auf ihrem Fluge niederlasse, da solle der Dom gebaut werden. Sie befragte darüber ihren Beichtvater, und auch dieser billigte das Vorhaben. Nach ein paar Tagen weilte die Herzogin im Schloßgarten mit ihrem Beichtvater zusammen, da ging eine ländlich gekleidete Jungfrau an der Gartenpforte vorüber; sie trug einen Handkorb, in dem eine Taube lag, weiß wie Schnee anzuschauen, an ihren Pfötchen gefesselt. Neugierig guckte das Mädchen durch das Gitter. Die Herzogin sah sie und die Taube, und sofort war ihr Entschluß gefaßt. Sie fragte das Bauernmädchen, woher sie die Taube habe und erfuhr, daß sie herrenlos gewesen und von dem Mädchen gefangen worden sei. Wenn die hohe Frau Freude daran habe, möge sie das Tierchen behalten. Die Taube wurde hereingenommen und dem Mädchen ein reiches Geschenk gegeben. Die Fürstin befreite die Taube von ihren Fesseln und bat ihren Beichtvater, sie ins Schloß zu begleiten. „Bald soll sie entfliegen, und so Gott will," sagte sie, „soll es ihr schönster Flug sein." Hier fütterte sie das Tierchen und band ihm ein rotes Bändchen um den Hals. Auf der Galerie des Schloßturmes trug sie die Taube, die keine Miene machte, den Finger der Herzogin zu verlassen, ringsherum. Auch der Kastellan und eine Hofdame waren als Zeugen zugegen. Auf der Galerie von Osten rechts sich wendend begann sie den Rundgang, das Tierchen rührte sich nicht, auch als sie die Süd- und Westseite umschritt. Als sie aber nach Norden kam, ward es unruhig und rauschte davon. Mit begeisterter Aufmerksamkeit folgten ihm die Blicke der Zuschauenden. Die Taube erhob sich hoch in die Luft, wie um sich umzuschauen, dann schoß sie quer über die Oder dahin, wo ein grüner Wiesenteppich sich ausbreitete und einige ärmliche Häuser von Kolonisten standen. Es war ein reizender Ort, ringsum schlang sich der Silbergürtel der Oder, in zwei Armen die Inseln umspülend. Ruinen eines alten Schlosses lagen dort, und auf dem Gemäuer derselben ließ sich die

Taube nieder. Ein schönerer Ort konnte nicht gefunden werden, und die Herzogin brachte die freudige Botschaft sogleich ihrem Gemahl. Der war zuerst betroffen über diese merkwürdig treffende Wahl, stimmte dann aber freudig zu und baute den neuen Dom, den seine Gemahlin Salome mit reichen Gaben ausstattete.

169. Die Pulverkerzen zu Albendorf.

Mit Abbildung.

Zur rechten Seite des Hochaltars in der Wallfahrtskirche zu Albendorf sind fünf ungewöhnlich starke Wachskerzen angebracht, bei deren Anblick sicherlich schon mancher fragte, woher sie stammen mögen. Zur Befriedigung der berechtigten Neugier sei das folgende erzählt:

Das Schloß zu Albendorf besaß in alter Zeit ein Ritter, der weder an Gott glaubte noch sich vor dem Teufel fürchtete, vielmehr über alles spottete, was religiös war oder auch nur an Religion erinnerte. Das gerade Gegenteil von ihm war sein Ehegespons, eine Edelfrau im schönsten Sinne des Wortes. Treu ihrem Gatten, besorgt für ihre Kinder, mild gegen Arme, fromm gegen Gott, erfüllte sie alle ihr obliegenden Pflichten. Dies zu vermögen, was bei der unaufhörlichen Anfeindung durch den Gemahl nicht leicht war, suchte sie häufig Gott auf und war darum eine fleißige Kirchgängerin. Deshalb aber wurde der Ritter der Kirche von Tag zu Tage mehr gram und ging schließlich in seinem Grimme soweit, daß er beschloß, das Gotteshaus in die Luft zu sprengen. Zu diesem Zwecke heuchelte er eine völlige Umkehr von seinen Wegen und schenkte als eigens sich aufgelegte Bußgabe zwölf gewaltig große Wachskerzen. Diese waren in ihrem Innern mit Schießpulver gefüllt und sollten, wenn die Flamme dies erreicht haben würde, das geplante Zerstörungswerk vollbringen. Indessen schützte Gott seine Wohnstätte und machte die Anschläge des Schloßherrn zu schanden. Kaum waren die Kerzen, an dem Feste der Aufnahme Marias in den Himmel, bei Beginn des feierlichen Hochamtes angezündet worden, wie dies der Geschenkgeber bestimmt hatte, da fiel eine von ihnen vom Leuchter herab und zersprang. Hierbei rieselte das Pulver heraus und bedeckte, allen sichtbar, das

weiße Altartuch. Rasch sprangen einige mutige Männer herbei, löschten die übrigen Kerzen aus und verhüteten das drohende Unglück.

Während sich dies in der Kirche ereignete, stand der Ritter auf der Zinne seines Schlosses und wartete mit Sehnsucht auf die Erfüllung seines Racheplans. Minute um Minute verfloß, ohne daß die Feuergarbe emporlohte und des Tempels Trümmer gleich Steingeschossen Unheil anrichteten. Endlich litt die Ungeduld den Harrenden nicht länger auf der Warte. Er ließ anspannen und fuhr mit unheimlicher Schnelligkeit zur Kirche. An der großen Freitreppe stutzten die Pferde, doch heftige Schläge mit der Peitsche trieben sie von Stufe zu Stufe hinauf. In demselben Augenblicke, als deren letzte von den Hufen der Tiere betreten wurde, ereignete sich etwas Grauenhaftes. Der Schloßnagel, der Vorder- und Hinterwagen zusammenhielt, brach. Jener blieb mit den Pferden und dem Kutscher an der erreichten Stelle haften, dieser stürzte mit dem darin sitzenden Frevler zur Tiefe hinab. Der Graf brach das Genick und starb eines jähen Todes.

170. Der eingemauerte Totenkopf zu Alt-Wilmsdorf.

In einer Schenke zu Alt-Wilmsdorf kamen einst zwei Männer in heftigen Streit, weil der eine den andern an die Zurückzahlung eines vor langer Zeit ihm gegebenen Darlehns erinnert hatte. Der Schuldner, ein Wüstling und Flucher, behauptete wider besseres Wissen, er sei schon längst seiner Verpflichtung nachgekommen und werde es sicherlich nicht nochmals tun. Da der Gläubiger jedoch seines Rechtes sich ebenso bewußt war, wie es bei seinem Gegenpart der Fall zu sein schien, so gab ein Wort das andere, bis schließlich das Feuer des Zankes in hellen Flammen aufloderte.

Bald hatte sich ein Kreis von Zuhörern um die Erbosten gebildet. Nachdem dies aber geschehen war, wich erst recht keiner von seiner Behauptung ab; der Mahner blieb vielmehr bei seiner Forderung, der Gemahnte bei seiner Leugnung. Ja, dieser vermaß sich sogar zur Bekräftigung dessen, daß er die Wahrheit sage, mit brüllender Stimme auszurufen: „Der Teufel soll mich holen, wenn . . . .“ Weiter

kam er nicht, denn schon hatte ihn der Teufel in Gestalt eines Drachen gefaßt und fuhr mit ihm zwischen zwei Fenstern durch die Wand hinaus. — Am folgenden Morgen fand man den Leichnam des mitten in seiner Gotteslästerung Bestraften in vier Teilen auf den vier Armen eines Kreuzweges liegen.

Nachdem der Schankwirt das Loch in der Stubenwand eine Zeitlang offen gelassen hatte, weil wegen desselben eine Menge neugieriger Gäste herbeikam, beschloß er es zu vermauern. Doch alle Mühe war vergeblich. Am Abende des Wochentages, an dem das Unglück geschehen war, fielen die Steine und der Kalk wieder aus der Öffnung heraus. Man versuchte das Schließen mit verschiedenem Material, unter verschiedenen Besprechungen und Zauberformeln — umsonst. Schon war der Besitzer des Hauses deshalb der Verzweiflung nahe, als einmal in der Dunkelstunde ein reisender Handwerksbursche um Nachtquartier bat. Gern wurde es ihm gewährt. Während des Plauderns erkundigte sich der Herbergsgast nach der Ursache, weshalb das Loch in der Wand sei. Bald hatte er es erfahren. „Warum füllt Ihr es aber nicht aus?“ fragte er dann. „Oft genug habe ich dies getan,“ antwortete der Wirt, „aber vergeblich.“ „Ja, das habt Ihr nicht recht gemacht,“ sprach der Fremde nach der Erzählung des Herbergsvaters, „in Löcher, die der Teufel gestoßen hat, muß man einen Totenkopf setzen, dann lassen sie sich wieder schließen. Probiert es damit.“ Der Versuch wurde gemacht. Der eingemauerte Totenkopf brach den Zauber. Die Wand blieb von da an unversehrt.

Tausende von Leuten haben, solange das alte Wirtshaus stand, in der Mauer zwischen den Fenstern den Totenkopf gesehen.

171. Die blutige Hand am unterirdischen Gange zu Falkenberg.

Unter der Stadt Falkenberg O.-S. soll ein unterirdischer Gang vom Schlosse bis zur katholischen Kirche führen. Am Eingange in diesen Gang ist an der Wand der Abdruck einer blutigen Hand zu sehen. Er soll von einem Gefangenen herrühren, der von einem Raubritter, einem früheren Bewohner des Schlosses, hier getötet wurde. Die Grausamkeit der Raubgesellen scheute vor keinem Verbrechen zurück, und oft ließen

sie die Gefangenen verhungern. Jene Hand aber konnte trotz aller Bemühungen nicht vertilgt werden. Ja, als man sogar die Steine herausriß und dafür neue einsetzte, erschien die Hand als furchtbares Zeichen von neuem.

Verschiedene Leute, die den Gang durchschreiten wollten, kamen nur eine kleine Strecke weit, dann erlosch ihnen das Licht, sie mußten umkehren und konnten nicht feststellen, wohin der Gang führe.

XXII. Prophezeiungen, besonders von der großen Zukunftsschlacht.

172. Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau.

Wenn auf dem Schlosse zu Muskau ein Sprößling der herrschaftlichen Familie sterben soll, so zeigt sich, wenn der Todeskampf zu Ende geht, im Sterbezimmer eine schöne weiße Taube.

Im Jahre 1662 war Kurt Reinicke von Callenberg Besitzer des Schlosses. Er hatte ein liebliches und gottesfürchtiges Töchterlein, namens Katharina Eleonore. Aber an der Grenze des jungfräulichen Alters starb das hoffnungsvolle Fräulein. Kurz ehe sie starb, richtete sie sich noch einmal im Bette auf und fragte: „Wo bleibt denn die weiße Taube, welche um mein Bett flog?“ Als niemand Antwort zu geben wußte, da legte sie sich hin und entschlief sanft und selig.

173. Der Türkensultan zu Winzig und an den Dreigräben.

Bis zu den „Dreigräben“, jener langgedehnten uralten Grenzbefestigung zwischen Schlesien und der Lausitz, die sich von Nieder-Leschen bei Sprottau durch die Waldungen der Gegend bis in die Bunzlauer Heide hinzieht, sollen vor dem Ende der Welt noch einmal die Türken vordringen. In der Kirche zu Winzig soll das Pferd des Sultans erst noch aus dem Taufbecken seinen Hafer fressen, dann aber wird das Heer bis an den Dreigraben vordringen (in gerader Richtung über Raudten, Polkwitz und Primkenau, übrigens zehn

Meilen), und hier wird sich an einer Kiefer dem Oberhaupte der Feinde eine goldene Haspe zeigen, an welcher der Türkenkaiser sein Roß anbinden, sich niederlegen und nun von einem Weibe erschlagen werden wird; dann erst wird sich sein Heer heimwärts wenden.

174. Der Krieg 1870 vorausgesagt.

Einmal erschien dem Nachtwächter in Erdmannsdorf ein graues Männchen — es war nachts zwischen 11 und 12 Uhr — und verlangte von ihm, er solle zwölfe pfeifen. Der gewissenhafte Wächter weigerte sich, dies zu tun, da die Uhr noch nicht Mitternacht geschlagen habe; das graue Männchen verschwand. Den andern Morgen berichtete der Wächter pflichtschuldigst dem Herrn Pastor, was er gesehen und gehört hatte, und erhielt den Befehl, falls das graue Männchen wieder erscheinen sollte, zu tun, was es verlange. Zur selben Stunde in nächster Nacht erschien wirklich wieder das graue Männchen, und der Wächter tat, wie ihm befohlen ward, und pfiff 12 Uhr. Darauf hieß ihn das graue Männchen nach dem Himmel sehen, und der Wächter gewahrte mit Schrecken statt der Sternlein lauter Kriegsvolk am Himmel, und als er ängstlich zur Erde blickte, schwamm diese in Blut. Das graue Männchen bedeutete darauf den Wächter, daß noch in diesem Jahre — 1870 — ein großer Krieg ausbrechen und viel Blut fließen werde, befahl aber dem Nachtwächter, vorläufig nichts davon zu erzählen, und verschwand.

175. Der Ring im Karpfen und der Untergang der Stadt Liegnitz.

Das Volk sieht nicht gern, daß im Schloßgraben zu Liegnitz gefischt werde, einer alten Sage wegen.

Es soll nämlich vor vielen hundert Jahren ein großer Karpfen darin gefangen worden sein, der in seinem Leibe einen goldenen Ring gehabt, so mit unkenntlichen und seltsamen Charakteren (Schriftzeichen) bezeichnet gewesen. Diesen Ring hat aber der damalige Herzog zu Liegnitz, so in den geheimen Wissenschaften sehr erfahren war, und dem man das Kleinod gebracht, alsbald wieder in den Graben werfen lassen, mit der Prophezeiung, daß, wenn der Ring zum dritten Male in einem Fische gefunden würde, die Stadt untergehen müsse.

Nach der Zeit soll der Ring zum andern Male in einem Karpfen gefunden, aber alsbald wieder in den Schloßgraben versenkt worden sein. Daher ist die Sage und Furcht: Dafern man darin fische und den Ring noch einmal finde, werde die Stadt versinken müssen.

176. Der Fürst vom Morgenlande am Koischwitzer See.

Zwischen Neumarkt und Liegnitz, ungefähr eine Stunde von Wahlstatt entfernt, liegt der Koischwitzer See, der mit dem Kunitzer See in unterirdischer Verbindung stehen soll. Nach der Tartarenschlacht 1241 sollen die Mongolen das abgeschlagene Haupt Heinrichs des Frommen auf einer Stange vor das Schloß Liegnitz gebracht und die Übergabe gefordert haben. Vergebens! Da warfen sie das fürstliche Haupt aus Wut in den Koischwitzer See. Es geht die Sage: es werde dereinst ein mächtiger morgenländischer Fürst mit großer Heeresmacht dahergezogen kommen, sein Streitroß mit güldenem Ringe an einen Baum des dortigen Ufers befestigen — die Rosse seines Heeres werden den See ausschlürfen, und alsdann werde sich das unversehrte Haupt Heinrichs zeigen.

177. Die Siebenschläfer in Zobten und der Weltuntergang.

Im Zobten sind die Siebenschläfer; ihre Rosse am Zügel haltend, den einen Fuß im Bügel, den andern auf der Erde, so stehen sie da, Mann und Roß in tiefstem Schlaf versunken. Erwachen sie einst und sitzen sie auf, dann ist das Ende der Welt herangekommen.

Ähnlich spricht man, der Zobten werde, als Vorspiel zu dieser grausigen Katastrophe, einstens Feuer speien.

178. Die große Linde bei Eisersdorf und die Türkenschlacht bei Glatz.

Die große Linde bei Eisersdorf soll so alt gewesen sein als der heidnische Turm daselbst. Obwohl sie mehrmals verdorrte, ist sie doch immer wieder von neuem gewachsen. Einstmals soll sich die der Zauberei kundige heidnische Jungfrau vom Glatzer Schlosse darauf gesetzt und von der Stadt

Glatz viele zukünftige Dinge geweissagt haben. Unter anderem hat sie gesagt, der Türke werde einst bis Glatz kommen und allda, wenn er durch die steinerne Brücke hinauf bis auf den Ring kommen werde, eine große Niederlage erleiden, weil ihm die Christen aus dem Schlosse entgegenziehen und ihn auf dem Markte erlegen würden. Solches aber werde nicht eher geschehen, als bis eine ganze Schar Kraniche durch die Brotbänke geflogen sein würden. Bis jetzt ist aber diese Prophezeiung noch nicht in Erfüllung gegangen.

179. Das Heer der heiligen Hedwig bei Schönwalde.

Bei Gleiwitz liegt mitten in polnischer Umgebung das deutsche Dorf Schönwalde; daran stößt ein großer Wald. In diesem Walde, erzählt man, schläft die heilige Hedwig mit einem Heere gewappneter Männer. Nach der Schlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz ist sie hierher gekommen und mit ihrem Gefolge von tiefem Schlafe überfallen worden. Wenn man im Walde ist, kann man oft die tiefen Atemzüge der Schlafenden hören.

Wenn einst das Land in großer Not sein wird vor den Heiden, dann wird sie mit ihrem Heere erwachen und die Feinde schlagen. Im Sturmjahre 1848 hat man Zeichen bemerkt, die auf das Erwachen deuteten, man hat Männerstimmen und Waffenklirren gehört und wunderbare Gestalten gesehen.

XXIII. Glocken.

180. Die Säuglocken von Lichtenwalde.

Lichtenwalde im Kreise Habelschwerdt besaß schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine hübsche Pfarrkirche, namentlich aber trug sie auf dem Turme prächtig klingende Glocken. Es war eine Freude, sie zu hören; denn eine solche Harmonie, ein solch weicher, sich ins Herz hinein schmeichelnder Ton rief kaum sonstwo in dem Glatzer Lande zum Gebete und Gottesdienste als in Lichtenwalde. Nun geschah es, daß gegen Ende der zwanziger Jahre nach 1400

dem Orte Gefahr von den Hussiten drohte. Vor allem wollte man die Glocken an sicherer Stelle verbergen. Man kam nach längerer Beratung überein, sie in den Erdboden einzugraben, denn der sei stumm und offenbare nicht die ihm anvertrauten Geheimnisse. Der Beschluß wurde ausgeführt. Als dann Ruhe und Sicherheit wiederkehrten und die Bewohner von den Schrecken und Verlusten, die ihnen der Krieg gebracht hatte, sich erholten, da waren die wenigen, welche die Stelle, wo die Glocken ruhten, wußten, gestorben, und die ehernen Mahner wurden vergessen. Doch sie wollen nicht vergessen sein, sonst würden sie schweigen. So oft die Morgenröte eines Festtages zu glimmen beginnt, da klingt es und tönt es über der Lichtenwalder Feldflur gar wundersam; es ist, als ob ein fernes Domgeläute die Menschen wecken wolle, damit sie recht frühe den Himmel grüßen sollten. Niemand weiß das Geläute zu deuten.

Einst trieb der Gemeindehirt die Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Gänse gewohnheitsmäßig hinaus auf die Trift. Da sonderte sich eins der borstenbedeckten Tiere von den übrigen ab und begann mit seinem Rüssel eifrig zu graben, ließ sich auch nicht von dem Platze verjagen, sondern wühlte immer tiefer in den Erdboden hinein. Als der Hüter nachsah, bemerkte er den oberen Teil einer ziemlich großen Glocke. Sobald es die Zeit erlaubte, trieb er das Vieh ein und meldete seine Entdeckung. Man eilte mit Spaten hinaus und legte bald nicht nur die eine, sondern drei Glocken bloß. Nun erinnerte sich auch mancher Dorfbewohner, daß der Großvater oder die Großmutter von den verborgenen Glocken erzählt, aber keine genaue Angabe darüber gemacht hatte. Im Triumphzuge wurde das wiedergefundene Kirchengut heimgefahren, und nach wenigen Tagen riefen zur großen Freude der Gemeinde und ihrer Nachbarn die Glocken von der Höhe des Turmes ihr Befreiungslied in die Lüfte hinaus. Seitdem hießen sie die Säuglocken von Lichtenwalde.

181. Die Glocke des versunkenen Katharinenklosters bei Deutsch-Wette.

Bei dem freundlichen Dorfe Deutsch-Wette gegen Polnisch-Wette hin erhebt sich der Katternberg. Unten gegen das Dorf hin werden Sandsteine gegraben, über welchen mehrere Fuß

tief Sand und Gerölle liegt; auch oben hat man an einer Stelle eingegraben, um den tiefer liegenden Sandstein zu gewinnen. Die Chaussee zwischen Neisse und Ziegenhals führt über den Berg.

Zwischen dem Steinbruche und der Straße, erzählt eine Sage, stand früher auf der Höhe ein Kloster, der heiligen Katharina geweiht. Ob es ein Nonnen- oder ein Mönchskloster gewesen ist, wird nicht gemeldet. Auf dem Herrenhofe zu Deutsch-Wette hatten die Bewohner einen Hund, dem sie sehr zugetan waren. Als das Tier gestorben war, ließen sie ihm, wie einem Menschen, ein ordentliches Begräbnis veranstalten und insbesondere auch die Glocken des Klosters läuten. Wegen dieser Entweihung des Geläutes verschwand in einem Augenblicke das Kloster, so daß nichts mehr davon zu sehen war. Die Erde hatte sich plötzlich geöffnet und es in ihrem Innern begraben. An der Stelle, wo es gestanden hatte, wurde später von einer Sau die große Glocke desselben ausgewühlt, die jetzt in Altewalde in dem von der Kirche getrennt stehenden niederen Glockenturme hängt. Ebenso wurde die mittlere Glocke des ehemaligen Klostergeläutes im Wehrtümpel der Biele gefunden, und sie tönt jetzt von dem Glockenturme in Polnisch-Wette.

182. Die verschwundene Glocke zu Pawonkau.

Von der großen Glocke zu Pawonkau wird ein eigentümlicher Vorfall erzählt.

Die Glocke wurde, als sie aus der Glockengießerei nach Pawonkau gebracht war, sofort, ohne vorher getauft oder geweiht zu werden, auf den Glockenstuhl hinaufbefördert und ihrem Zwecke übergeben. Mehrere Tage hing sie im Turme und versammelte mit ihrem kräftigen Klange die Gemeinde zum Gottesdienst. Das Volk schüttelte aber höchst unzufrieden mit dem Kopfe und erklärte es als einen Frevel, daß man die Glocke läuten lasse, ohne daß sie getauft sei. Eines Tages war die Glocke vom Turme verschwunden. Niemand wußte, was mit ihr geschehen war und wo sie sich befinden möge. Daß sie nicht gestohlen sein konnte, war jedem klar, und man glaubte endlich mit Grund annehmen zu dürfen, daß sie sich von selbst an einen unbekannten Ort begeben habe, weil man an ihr die übliche Taufe nicht vollzogen habe. Mehrere Wochen waren verflossen, aber die Glocke wurde nicht gefunden, und man hatte sie bereits verloren geglaubt.

Einst hütete der Gemeindehirt von Pawonkau eine Herde Schweine und sang ein frommes Lied dabei. Da bemerkte er, wie ein Burg (Eber), das kräftigste Tier der Herde, das Ende eines Stranges aus der Erde herausgewühlt hatte und ihn vollends herauszuziehen versuchte. Lange zog der Burg an dem Seile und wühlte die ganze Stelle bis zu beträchtlicher Tiefe auf, bis es ihm endlich gelang, den Gegenstand, der an dem Strange befestigt war, bloßzulegen. Es war die vom Kirchturme verschwundene Glocke. In feierlicher Prozession wurde die Glocke abgeholt, nun getauft und zum zweiten Male auf den Glockenstuhl gebracht. Seit dieser Zeit ist es der Glocke nie wieder eingefallen, sich davonzumachen, aber sie verkündet ihre ehemalige Flucht selbst: das Volk wenigstens erzählt mit voller Überzeugung, daß man aus dem Klange der Glocke sehr deutlich die Worte heraushöre: „Wieprz mie wyrot“ („Der Burg hat mich herausgewühlt“). Die Glocke befindet sich noch heute in der Kirche von Pawonkau, und wer sich in den Klang der Glocke die obigen Worte hineindenkt, wird den Glauben des Volkes verstehen.

XXIV. Schätze.

183. Die Schätze des Hausberges und der Perückenmacher Kilian.

Unweit der Stadt Hirschberg, dicht am Zusammenflusse des Bobers und Zackens, erhebt sich ein Hügel, der Hausberg, so genannt nach dem festen Hause, der Burg, die einst auf ihm gestanden hat, und deren Trümmer mit Rasen und Erde überdeckt sind. In der Tiefe der Trümmerstätte liegen mächtige Schätze, von neidischen Erdgeistern bewacht. Alljährlich einmal, in der Christnacht von 12 bis 1 Uhr, steht der Keller offen, und eine Tür führt mitten hinein in den Berg durch einen langen und schmalen Pfad zu den glänzenden Gewölben, wo die Schätze ruhen. Das dauert so lange, als zu Hirschberg in der Pfarrkirche der Gottesdienst währt.

Vor 60 bis 70 Jahren versuchte es einer, den die Chronik der Stadt erwähnt, ein Perückenmacher, dem es kümmerlich ging, dem schon der Schuldturm drohte und der Frau und Kinder hatte, zu den Schätzen zu gelangen. Er nahm seinen Puderbeutel samt Quaste, die er als Verteidigungsmittel zu gebrauchen gewohnt war, fand richtig die Tür und den langen, blutrot erleuchteten Gang und gelangte in den Grottensaal. Dort sah er zwei Haufen von Münzen, einen goldenen und einen silbernen. In der Mitte des Saales saßen am schwarzbehangenen Tische in langen Talaren mit großen Halskragen und ungeheuren Allongeperücken eine Anzahl Gnomen, deren größter drei Fuß hoch war, alle durch irgendeine Mißbildung ausgezeichnet, einen Höcker, riesige Nase oder Maul, Speckohren bis zum Gürtel, einen Bauch, Riesenfäuste oder -füße. Ein Schrei der Verwunderung begrüßte ihn, er sank in die Kniee vor Schreck, fing an sein Leid zu klagen und um eine Gabe zu bitten. Da erlaubte man ihm seinen Puderbeutel mit Goldmünzen zu füllen und entließ ihn ungekränkt. Nun lebte er mit seiner Familie in Saus und Braus und verjubelte in kurzer Zeit den gewonnenen Schatz. Am Ende des Jahres war er wieder so arm wie vorher und entschloß sich, noch einmal in den Berg zu gehen. Aber man empfing ihn ungnädig und bearbeitete ihn unsanft mit den Riesenfäusten, am Ende aber gestattete man ihm doch, den Puderbeutel noch einmal zu füllen, diesmal aber nur mit Silbermünzen, warnte ihn jedoch eindringlich, sich wieder sehen zu lassen. Kaum war er draußen, so gewann der alte Leichtsinn die Oberhand, er vergaß die Lehre, lebte wie früher, ohne an die Zukunft zu denken, und bald war alles vertan. Als er nun in der nächsten Christnacht zum dritten Male den Berg aufsuchte, kam er nicht wieder, man fand seinen Körper zerschellt zwischen den Felsen liegen.

184. Das goldene Lamm in der St. Annakapelle.

Unter der Schwelle der Pforte, durch die man in das Innere der St. Annakapelle gelangt, ruht ein Schatz in Gestalt eines goldenen Lammes. Diesen Schatz zu heben ist nicht leicht, weil das goldene Lamm den Kopf dem Altare zuwendet. Nichtsdestoweniger wäre dieses Wagnis in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts drei erfahrenen

Schatzgräbern, von denen der eine in Giersdorf, der andere in Crommenau, der dritte in Hartenberg wohnhaft war, beinahe geglückt. Sie hatten in mitternächtiger Stunde umsichtig und schweigsam ihr Vorhaben soweit ausgeführt, daß der goldene Schatz leibhaftig und zum Greifen ihren gierigen Blicken sich zeigte. „Aber," so berichtet einer der Beteiligten, „dô prillte (bellte) Bornförstersch Hund und — furt woar a."

185. Die goldene Wurzel in der Agnetendorfer Schneegrube.

Mit Abbildung.

Es muß in alter Zeit im Riesengebirge einen mächtig großen Baum von purem Golde gegeben haben, von dem der Stumpf noch gegenwärtig irgendwo im Felsgeklüft verborgen steht. Von diesem Stumpf gehen goldene Wurzeln aus, die bis in die Greiffensteiner Gegend sich unterirdisch ausbreiten. Vor mehr als achtzig Jahren entdeckte ein Mann aus Agnetendorf eine dieser Wurzeln in der Agnetendorfer Schneegrube; die goldene Wurzel war so dick wie eine Mühlwelle. Der Mann erstattete der Grundherrschaft hierüber Bericht, in der Hoffnung, daß ihm das Ausroden der goldenen Wurzel würde anvertraut werden. Als er jedoch gewahr wurde, daß die Herrschaft sich anschickte, das Ausroden durch andere ausführen zu lassen, hat er den Ort, wo die Wurzel von ihm aufgefunden worden war, behext und vertan, so daß seither niemand sie hat wieder auffinden können.

186. Schatzbietende Jungfrau auf der Abendburg.

Vor etwa dreißig Jahren ging ein Pascher (Schmuggler) aus Böhmen nahe an der Abendburg vorüber. Mit Erstaunen erblickt er dort ein herrliches Schloß, von Mauern und Wassergräben rings umgeben. Aus dem Schlosse kommt ein bildschönes, junges Mädchen, ganz in zartes Grün gekleidet; sie hält in ihrer Rechten eine Reitgerte und winkt dem Pascher, er möge zu ihr herüberkommen. Als er darauf hinweist, daß er über das Wasser nicht könne, schlägt sie mit der Gerte ins Wasser; es bildet sich infolgedessen ein Durchgang, und sie führt ihn nun ins Innere des Schlosses. Über dem Eingangstor prangt in Gold das Leiden Christi.

Sie führt ihn durch drei Zimmer: das erste ist mit Silber, das zweite mit Gold, das dritte mit Diamanten angefüllt. Sie fordert ihn in jedem der drei Zimmer auf, so viel mit sich zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Auf seine Weigerung: „Nein, das tue ich nicht, ich bin selber reich genug," dringt sie in ihn, er möge doch nur möglichst viel mitnehmen und an die Armen verteilen, falls er die Schätze für sich nicht nötig habe; aber er verharrt, trotz dreimal wiederholtem Bitten, bei seiner Weigerung. Da weist das schöne Mädchen ihm zorn- und schmerzerfüllt die Tür, es entsteht ein furchtbares Krachen, und kaum hat er den Fuß über die Schwelle gesetzt, so ist's kohlschwarz um ihn, und an Stelle des Schlosses ragt vor ihm ödes Felsgestein. Der Pascher kam schwer krank nach Hause und zweifelt nun nicht mehr, daß es mit dem bösen Zauberer, der vergeblich um die schöne Tochter des Schloßherrn auf der Abendburg sich beworben, alsdann Schloß und Tochter in seiner Rachsucht verzaubert hatte, seine Richtigkeit habe.

187. Der Turmstein mit seinen Spukgestalten und Schätzen.

Vor etwa 80 Jahren lebte in Agnetendorf ein Mann mit Namen Krause, der rodete Stöcke am sogenannnten Matzenberge oder Matzaberge. Als er eines Tages gegen Abend nach Hause ging, hörte er einen großen Knall, da dachte er: Es muß in der Nähe ein Jäger oder ein Wildschütz sein, der einen Hirsch oder Rehbock schießt — und ging seines Weges beim Turmstein vorbei. Voll Erstaunen sah er den Turmstein offen stehen, er fürchtete sich jedoch hineinzugehen, denn vor dem Eingange erblickte er einen großen Hund und einen alten Greis, und in dem Turmsteine sah er ein wunderschönes Kind am Tische sitzen und mit Goldzapfen spielen. Die inneren Wände blitzten und glitzerten, da lauter Goldzapfen daran hingen. Er eilte in großer Furcht nach Hause und legte sich zu Bett. Da kam zu seinem Bette der alte Greis und bat ihn mitzugehen, aber trotz aller Bitten ging er nicht mit. Am zweiten Abende kam der Alte wieder und drängte den Krause wieder mitzugehen, aber er ging nicht mit. Am dritten Abende kam der Alte wieder und bat ihn inständig, er solle doch mitgehen, es würde ihn nicht gereuen,



Die Agnetendorfer Schneegrube.

er könne sich großen Reichtum holen und das Kind erlösen. Trotz aller Bitten ging er doch wiederum nicht mit, und weinend verließ der Greis das Haus, wobei er wehklagend ausrief: „Hundert Jahre muß das Kind nun wieder warten, bis sein Erlöser kommt!“

188. Die feurige Goldtonne.

In früheren Zeiten sah man des Nachts bisweilen eine feurige Tonne über den Westabhang der Reich-Hennersdorfer Berge nach dem Bober zu gerollt kommen. Diese Tonne war mit Gold gefüllt und verschwand, sobald sie das Wasser des Bobers berührte. Als die Tonne auch wieder einmal angerollt kam, ging gerade ein Mann vorüber, und dieser hörte, ohne irgend jemanden zu sehen, folgende Worte: „Hole dir die Tonne, das Gold gehört dann dir.“ Der Mann aber zögerte, die Tonne aufzuhalten, denn ihn beschlich eine große Furcht. Unterdessen war die Tonne im Wasser des Bobers verschwunden. Als er weiter ging, rief ihm die Stimme nach: „Warum hast du jetzt gezögert? Willst du das Geld haben, so mußt du in tausend Jahren, an demselben Tage und zu derselben Stunde wieder an denselben Ort kommen.“

189. Die Goldlade am Scholzenberge bei Ober-Blasdorf.

Vor langer, langer Zeit lebte in Ober-Blasdorf ein Handelsmann, der öfter in Geschäften nach Alt-Weißbach gehen mußte. Er liebte gar sehr die Bequemlichkeit und dachte stets bei sich: Wenn ich nicht muß, rühr ich weder Hand noch Fuß. An einem schönen Sommerabende kehrte er von einem Geschäftsgange von Alt-Weißbach nach Ober-Blasdorf zurück, und als er in die Nähe des Scholzenberges kam, stand auf einmal eine Lade mit einem Lichte vor ihm, und bei der Lade befand sich ein kleines, graues Männchen. Dieses bat den großen, starken Mann recht freundlich, er möge ihm helfen, die Lade, welche viel Geld enthalte, etwas auf die Seite zu rücken, und es versprach ihm dafür eine sehr reichliche Belohnung. Der Handelsmann aber mochte sich allein nicht so anstrengen; denn er war zu bequem dazu. Deshalb ging er nach Blasdorf, um sich dort noch andere Leute zu Hilfe zu holen. Als er aber mit diesen wieder zu der Stelle

kam, auf der die Lade vorher gestanden hatte, war diese samt dem Männchen verschwunden, und niemand hat sie bis jetzt wiedergesehen. So kam der Handelsmann um die Belohnung, die, wenn er sich nur ein wenig angestrengt hätte, gewiß sehr reichlich ausgefallen wäre. Außerdem mußte er den Blasdorfer Leuten den Weg bezahlen, und er selbst hatte die Wege nach Blasdorf und zurück unnütz zurückgelegt.

190. Der Schatz in einem Keller zu Grüssau.

In einer Nacht kam ein kleiner Zwerg zu einer Frau in Grüssau und sagte kurz: „Komm mit!" Als sie nicht folgte, verschwand er. Aber in der nächsten Nacht kam er wieder und sprach ebenso. Da wurde die Frau bedenklich und ging zum Pfarrer, dem sie den Vorfall erzählte. Der meinte, das könne eine arme Seele sein, und sie solle ihm folgen. In der dritten Nacht erschien der Zwerg wieder, sagte wie früher „Komm mit", und nun folgte sie ihm. Da sie das Ereignis auch ihrem Manne mitgeteilt hatte, ging dieser der Frau und dem Zwerge leise nach. Der Zwerg führte sie in einen Keller und dort an einen Ort, wo viel Geld lag. Er hatte sie aber dringend davor gewarnt, sich umzusehen. Sie aber vergaß die Warnung, als sie das Geld sah, und drehte sich plötzlich um, ob ihr der Mann auch folge, da vernahm sie ein Geräusch, und Zwerg und Gold waren verschwunden.

191. Das Eselsfüllen und seine Mutter auf der Kynsburg.

Mit Abbildung.

Als im Jahre 1476 endlich die böhmischen Hussiten aus der Kynsburg vertrieben wurden, die sie in den hussitischen Unruhen eingenommen hatten, sollen sie einen großen Schatz in den Gemäuern oder an anderer Stelle verborgen haben, der von den nachfolgenden Bewohnern nicht entdeckt werden konnte. Im Dreißigjährigen Kriege, als die Burg bald der einen, bald der andern Abteilung der Heere angehörte, besetzten sie auch die Schweden im Jahre 1633, und ein Obrist derselben soll in einem Pfeiler ein goldenes, andere sagen ein mit Gold gefülltes Eselsfüllen gefunden haben, mit der Inschrift:

„Gold ist mein Futter,
Nicht weit hiervon ist meine Mutter."

Dieser unglückliche Reim hat am meisten zur Zerstörung der Burg beigetragen, da man mit unsäglicher Wut dem noch verhandenen Schatze nachgespürt hat, den man sich weit reicher und prachtvoller dachte, als der bereits angeblich gefundene gewesen sein sollte. Tiefe Löcher sind deshalb in die Mauern gehackt worden, die jetzt wieder verschlossen werden müssen, und die Mauern wurden heftig erschüttert. Noch zeigt man eine Stelle in der Burg, wo das Eselsfüllen gefunden sein soll.

192. Der vermauerte Schatz und Schlüssel in der Pfarrkirche zu Neisse.

In der Pfarrkirche zum heiligen Jakobus zu Neisse ist ein großer Schatz vermauert. Als nämlich der Bischof Jaroslaus vor 500 Jahren in Neisse eine große Kirche erbauen wollte, ließ er in ganz Schlesien zu diesem Baue Geld sammeln und erhielt bald so ungeheure Summen, daß, als die Kirche fertig dastand, gerade noch so viel Geld übrig geblieben war, als der ganze Bau ohne Turm bis dahin gekostet hatte. Da beschloß denn der Bischof, das Geld in der Kirche vermauern zu lassen, und zwar zu dem Zwecke, daß, wenn in Jahrhunderten die Kirche einmal baufällig werden und einstürzen sollte, die dann lebende Gemeinde mit diesem vermauertem Schatze die Kirche ebensogroß und schön wieder aufbauen könne, als sie zuvor gewesen sei.

Zu jenem Bischof Jaroslaus kam damals ein Zauberer und bot ihm einen Kasten an, um das Geld hineinzulegen; den Schlüssel dazu aber zeigte der Wundermann niemandem, weil er selbst ihn — einmauern wollte. Der Schlüssel soll nämlich durch die Kunst des Zauberers so eingerichtet sein, daß er an der Stelle in der Kirche, wo der Schatz verborgen liegt, wieder aus der Mauer herauswächst und gerade zu der Zeit herausfallen soll, wenn die Kirche bis zum Einfallen baufällig sein wird. Da nun niemand weiß, wie lang der Schlüssel ist, wie tief er in der Mauer steckt und wie viel er wohl seit seiner Einmauerung gewachsen sein mag, so kann auch niemand wissen, wie lange das noch dauern

wird, bis der Schatz gehoben werden kann. Damit dies aber nicht vor der Zeit geschehe, so wird jeder, der es wagt, den Schlüssel vorzeitig und gewaltsam herauszunehmen, sofort eines elenden Todes sterben. So hat der Zauberer es verkündet.

Wenn man durch das Hauptportal in die Pfarrkirche eintritt, sich dann rechts hält und am Seiteneingange vorbeigeht, so kommt man zu einer Kapelle, in der rechts in der Ecke an der Hinterwand ein großes Denkmal sich befindet, auf dem ein Bischof liegend, den Kopf auf die Hand gestützt, dargestellt ist. Links über dem Grabmal ist ein Fenster, da guckt auf dem Fenstersims der Griff eines großen eisernen Schlüssels hervor. Das ist er.

193. Mutter und Kind im Karpenstein.

In den verschütteten Burgkellern des Karpensteins lagern heut noch die von den Raubrittern zusammengeschleppten Schätze. Viele hundert Tonnen Gold und große Haufen Edelsteine hat einst ein Weib darin erblickt. Alljährlich öffnet sich der Felsenkeller zu der Zeit, wo der Priester in der Kirche zu Landeck die Christnachtsfeier hält.

Eine arme Witwe benutzte einst diese Stunde und begab sich mit ihrem einjährigen Knaben auf die Burg. Schon von weitem leuchtete ihr ein heller Lichtschein aus dem Berge entgegen, sie trat näher und war von dem vielen Golde fast geblendet. Als sie sich von ihrem Staunen erholt hatte, dachte sie daran, daß die Zeit zur Hebung der Schätze nur kurz sei, setzte rasch ihren Knaben auf den Fußboden und raffte von dem Golde eine Bürde zusammen. Noch kniete sie bei dem Schatze, da erscholl ein unheimliches Dröhnen und Knarren im Berge. Sie sprang erschrocken auf und lief hinaus. Dann erst gedachte sie ihres Knäbleins und wollte zurückeilen. Mit Donnergepolter schloß sich jedoch vor ihren Augen der Eingang, und der Knabe war rettungslos verloren. Die arme Witwe bereute nun, daß sie über dem Golde das Kind vergessen hatte, und war untröstlich. Sie hatte an nichts mehr Freude, schenkte das Gold den armen Leuten und dachte nur daran, an nächsten Weihnachten die Gebeine ihres Knaben aus dem Burgkeller zu holen. Endlich war die Christnacht wieder herangekommen, und die Witwe stand

pünktlich in der Mitternacht vor dem Burgberge. Wieder öffnete sich krachend der Keller, sie trat hinein und schaute sich nach den Überresten ihres Knaben um. Dieser aber saß frisch und munter an derselben Stelle, wo sie ihn gelassen hatte, und spielte mit einem goldenen Apfel, der mit einem Zweige von Smaragd geziert war. Die Mutter ergriff glückstrahlend das Kind und eilte fort, ohne die funkelnden Schätze zu berühren. Den Goldapfel verkaufte sie später und erhielt dafür so viel Geld, daß sie sich damit ein Anwesen kaufen konnte und aller Nahrungssorgen enthoben war.

194. Die Schatzgräber und der Hase auf dem Butterstriezel.

Einige Männer wußten eine gewisse Stelle, wo unter einem großen Steinhaufen ein Schatz verborgen war. Sie verabredeten miteinander Tag und Stunde, wo sie den Schatz heben wollten, und gaben sich das unverbrüchliche Versprechen, während der Arbeit kein Wörtchen zu sprechen, damit ihnen der Schatz nicht verloren gehe. Zur festgesetzten Stunde kamen sie an dem Orte zusammen und machten sich stillschweigend an die Arbeit. Als der Steinhaufen bereits weggeschafft und der Kessel mit dem Schatze schon sichtbar geworden war, fingen sie an, ohne die Lippen zu öffnen, wie auf ein gegebenes Kommando den Kessel in die Höhe zu heben. In demselben Augenblicke kam ein Hase auf einem „Butterstriezel" dahergeritten und fragte: „Habe ich noch weit in die Stadt?" Da sagte einer von den Männern: „Such du uns zu Potschke!" („Laß uns in Ruh!") Im Nu sank der Geldkessel in die Tiefe hinab und war nicht mehr zu sehen.

195. Das Männlein im Pulverturm zu Oppeln.

Zu Oppeln stand vor ungefähr 80 Jahren in der Nähe des Gymnasiums ein Turm, der Pulverturm genannt wurde. Ein besonderes Vergnügen der Gymnasiasten war es, während der Freiviertelstunde sich in der Nähe dieses Mauerwerkes aufzuhalten und es zu beschauen.

Eines Tages weilten auch wieder einige Schüler dort, als ein reicher, geiziger Gymnasiast einem seiner ärmeren Mitschüler die Mütze in den Keller des Pulverturmes warf. Dies geschah zwischen 9 und 10 Uhr während einer Frei-

stunde. Da der Junge nicht ohne Mütze heimkehren wollte, lief er sofort in den Keller, zu dem eine schmale, steile Treppe hinabführte. Als er unten ankam, sah er ein kleines, verhuzeltes Männchen sitzen, das ihn nach seinem Begehr fragte. Mit weinerlicher Stimme antwortete der erschrockene Knabe, daß er seine Mütze holen wolle, die ihm der ungezogene Mitschüler hineingeworfen habe. Das Männlein gab sie ihm und sagte, er solle sich etwas Kehricht hineinscharren; aber er dürfe sich auf dem Rückwege nicht umblicken, sonst sei er ein Kind des Todes. Voll Furcht tat der Schüler, was ihm der Geist befohlen hatte. Als er die Treppe hinaufging, hörte er von unten herauf seine Schulkameraden rufen; er sah sich jedoch nicht um, sondern schritt tapfer geradeaus. Als er wieder in die Klasse kam, hatte eben der Nachmittagsunterricht begonnen, und der Lehrer fragte ihn, wo er so lange gewesen sei. Da erzählte er die Sachlage, ohne jedoch die weiteren Erkundigungsversuche jenes zu befriedigen. Seine Mütze hatte der Knabe, da er nicht das Kehricht darin sehen lassen wollte, in einen Winkel geworfen. Nach Schulschluß nahm er sie wieder auf und ging nach Hause. Als ihn auf dem Heimwege die Mitschüler fragten, was er denn in der Mütze habe, erzählte er ihnen sein Abenteuer und wollte den Kehricht ausschütten. Wie er jedoch die Mütze öffnete, sah er verschiedene Blättchen aus Gold darin.

Am nächsten Tage wollte sich das jener reiche Schüler zu nutze machen. Er nahm seine eigene Mütze, warf sie in den Turmkeller hinab und eilte hinunter. Doch sollte er nie mehr das Licht der Sonne wiedersehen. Als er nicht zurückkehrte, meldeten es seine Kameraden den Pensionsgebern des Verschwundenen. Diese gingen mit Fackeln in das Gewölbe hinab und sahen unten das Männchen und drei Haufen Goldes. Der Geist zeigte auf die einzelnen Haufen und sagte beim ersten: „Der ist für die Kirche", beim zweiten: „Der für die Armen", und beim letzten: „Der ist für den dritten Stamm der Bonaventuraschen Familie von jetzt ab. Wenn dieser erschienen sein wird, so wird auch der Schatz ans Tageslicht kommen." Die Leute gingen hin und erzählten alles dem Pfarrer. Der veranstaltete eine Prozession und fand alles ebenso, wie es die andern gefunden hatten. Nur verbot jetzt das Männchen den Leuten, noch einmal wieder zu kommen.

Auch sagte es, sie sollten nicht weiter nach dem verschwundenen Jungen forschen; er werde doch niemals mehr wiederkehren.

196. Die Ente unter dem alten Schlosse zu Tost.

An der Nordseite des kleinen Städtchens Tost in Oberschlesien liegt auf einer Anhöhe eine alte Burgruine. Rechts vom Portal befindet sich in der Erde eine Öffnung, in die man bequem eintreten kann. Diese Öffnung, der Eingang zu einem unterirdischen Gange, ist so groß, daß ein Mann in ihr aufrecht zu stehen imstande ist. Der unterirdische Gang zieht sich fast eine halbe Meile weit und diente dem ehemaligen Besitzer der Burg, einem Raubritter, sowie dessen Knechten als Zufluchtsort in der Gefahr und als sicherer Versteck für die geraubten Waren.

In neuerer Zeit hat den unterirdischen Gang wohl noch niemand betreten, obwohl in diesem sich ein herrenloser Schatz befindet. Es soll sich nämlich in jenem Gange, gerade in seiner Mitte, ein unterirdischer See befinden, auf dem eine Ente auf goldenen Eiern sitzt. Wer den Schatz, die goldenen Enteneier, holen will, der muß, ehe er den Gang beschreitet, drei Messen lesen lassen, und ist er an dem See angelangt, so muß er diesen dreimal der Länge nach durchschwimmen und dann sofort an das Herausnehmen der Eier gehen.

XXV. Bergwerks- und Walensagen.

197. Der vom Messer getroffene Welsche in Agnetendorf.

Vor hundert Jahren gehörte das Haus Nr. 107 in Agnetendorf einem Manne, namens Sommer, bei dem sich alljährlich, stets um dieselbe Zeit, ein schwarz und unheimlich aussehender, fast wie ein Geistlicher gekleideter Fremdling einstellte und Nachtquartier verlangte. Der Fremde gab sich für einen „Welschen aus Italien" aus und suchte den Sommer zu bereden, ihn zu begleiten, er wolle ihm mancherlei Schätze im Riesengebirge weisen. Allein Sommer fürchtete sich vor ihm und ging nicht mit. Das eine Jahr blieb der Welsche aus, anstatt seiner aber erhob sich, wie Sommer beim

Futtermachen gewahrte, das von einem Winde emporgewirbelte Heu in Form einer menschlichen Gestalt. Da schleuderte Sommer sein langes scharfes Messer in den Wirbel, worauf die Gestalt, zugleich aber auch das Messer verschwanden.

Drei Tage später tritt der Welsche, der jedoch etwas hinkt, wieder in Sommers Haus und redet ihm gütlich zu: er habe ihn ja nun schon öfters besucht, er möge doch nun auch einmal mit in seine, des Welschen, Heimat kommen, um zu sehen, wo und wie er wohne, und wie alles bei ihm eingerichtet sei. Da erwidert Sommer: „Ja, ich will mit dir gehen, aber sehr weit kann ich nicht; ich bin schon zu alt." Hierauf breitet der Welsche seinen Mantel aus, auf dem die beiden Platz nehmen. Der Mantel trägt sie alsbald durch die Lüfte bis zu einer großen, wunderschönen Stadt, zu einem prächtigen, sechsstöckigen Hause, dem Hause des Welschen. In fürstlich eingerichteten Räumen wird hier dem Sommer ein leckeres Mahl vorgesetzt, und er erblickt voller Verwunderung neben seinem Teller das Messer, das er in den Heuwirbel geschleudert hatte. Auf Sommers Ausruf: „Wie kommt mein Messer hierher?" erwidert der Welsche in freundlich-ernstem Tone: „Ich habe dir Gutes erweisen und dir die Schätze in deinem Gebirge zeigen wollen. Anstatt mir zu folgen, hast du mich am Beine verletzt. Das tue künftig nicht wieder." Trotz seines gütigen Wesens flößte aber der Welsche dem Sommer Furcht ein, und er verlangte dringend heim. Da breitete der Welsche abermals seinen Mantel aus, sie flogen durch die Lüfte bis zum Sommerschen Häuschen zurück. Beim Abschiede sagte der Fremdling: „Wenn du etwas finden willst im Gebirge, so denke an mich und rufe mich," dann flog er auf seinem Zaubermantel wieder davon. Auf die Dauer würde Sommer der verlockenden Versuchung wohl kaum widerstanden haben, hätten die Ermahnungen seiner Frau nicht zuletzt doch die Oberhand behalten.

198. Die Verwünschung des Bergbaues im Jürgengraben bei Johannisbad.

Südlich von Johannisbad im Jürgengraben sieht man mehrere tiefe verfallene Berglöcher, umgeben von hohen Halden als Spuren einstiger bergmännischer Tätigkeit.

Als hier noch der Bergbau blühte und die Bergleute sich ein hübsches Stück Geld verdienten, kam einmal eine ärmlich gekleidete alte Frau an den Ort. Abgesehen von einigem „ausgeklingelten" Mohn (s. Anmerk.) trug sie nichts mit sich. Inständig bat sie die Leute um eine milde Gabe, womöglich um ein Paar alte Schuhe für ihre wegwunden Füße. Doch hart wurde sie abgewiesen: „Wir haben nichts übrig!" Mühsam hinkte die Alte weiter. Voll Zorn und Wehe stieß sie die Verwünschung aus: „Weil ihr so herzlos seid, sollt ihr, sollen auch eure Kinder soviel Jahre, als ich Mohnkörner in der Schürze trage, kein brauchbar Erz mehr finden!" Wirklich förderten die Leute von der Stunde ab nur noch taubes Gestein zutage und mußten so ihre Arbeit einstellen. Sie zogen darauf mit Wallenstein in den Schwedenkrieg und gingen wer weiß wo zugrunde. Wenn man nur wüßte, ob die Jahre bald um sind!

199. Der goldene Esel zu Reichenstein.

Als die Stadt Reichenstein noch nicht bestand, waren doch schon an den Bergen einzelne Hütten von Bergleuten erbaut, die gekommen waren, um im Innern der Berge nach Erzen zu graben. Sie hatten Stollen und Schächte angelegt, aber die Ausbeute war gering. Da hieß es eines Tages, man habe einen goldenen Esel in den Stollen vorbeihuschen sehen. Die Aufregung war groß, und man beschloß, Jagd auf ihn zu machen. Die Bergleute gingen von allen Mundlöchern zu gleicher Zeit vor, und man trieb ihn richtig in die Enge. Einer faßte ihn am Ohre, aber er riß sich los, ließ das Ohr in den Händen des Angreifers und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Das Ohr hat jedoch ausgereicht, um die Stadt Reichenstein davon zu erbauen.

200. Der goldene Reiter im Goldenen Stollen bei Reinerz.

Wilhelm von Studnitz wollte einmal den „Goldenen Stollen" an der Hohen Mense besuchen und hatte einen Bauer gefunden, der ihn in die Höhle führen sollte. Es kam nicht dazu; denn das Wasser hatte den Eingang voll Geröll geschwemmt. Dafür erzählte ihm der Bauer allerlei von

den langen und tiefen Gängen, den Leitern, den Gewölben und dem flimmernden Goldgestein, aus dem Wände und Decke beständen, und fuhr dann fort:

„Und doch, lieber Herr, kann Er es mir glauben, daß das alles nur Kleinigkeit ist gegen den goldenen Reiter auf dem großen goldenen Pferde, der hierher gebannt ist. Sieht Er den Trichter hier im Erdboden?“ — er zeigte auf eine Vertiefung nahe dem Eingange, die wohl ein verfallener Schacht sein mochte — „der wird immer größer. In dem steckt er, eitel golden, von der Hutfeder bis zu den Eisenstollen seines Pferdes hinab, und groß — da sind wir nur Däumlinge dagegen. Ja, wer nur mehr gelernt hätte, als seinen Bissen Brot essen! Aber so sinkt der goldige Mann alle Jahre tiefer und tiefer, und das Erlösen wird immer schwerer!“

201. Versiegen des Silberbergwerkes in Beuthen O.-S.

Im 14. Jahrhundert versiegte plötzlich das silberreiche Bergwerk zu Beuthen. Die Ursache davon war folgende. Da die Beuthener von ihren reichen Silbergruben der Geistlichkeit keinen Zehnten geben wollten und den Pfarrer und Kaplan ersäuften, haben sich in den Gruben die Schleusen der unterirdischen Gewässer geöffnet, und fruchtlos blieb alles Streben sie zu überwältigen. Erst wenn die Geschlechter der Teilnehmer an dem Morde völlig erlöschen, sollen die Silbergruben wieder zum Vorschein kommen.

XXVI. Sagen mit geschichtlichem Hintergrunde.

202. Die Gründung des Klosters Trebnitz.

Herzog Heinrich I., auch der Bärtige genannt, der Gemahl der heiligen Hedwig, jagte einst in dem Tale, wo jetzt Kloster und Stadt Trebnitz liegt. Fern vom Gefolge geriet er mit seinem Pferde in einen Sumpf und sah keine Möglichkeit sich zu retten. Da betete er inbrünstig zu Gott und gelobte, wenn er gerettet würde, hier ein Kloster zu bauen.

Der Herr sandte ihm einen Engel in Köhlertracht, der ihm einen Baumast zureichte und auf diese Weise heraushalf. Der Herzog hielt sein Gelübde und begann im Jahre 1203 das Kloster samt der Kirche zu bauen. Der Altar der Kirche ward gerade über der Stelle errichtet, wo einst der Herzog in Todesnot geschwebt hatte. Man hat die Quelle brunnenartig gefaßt und dann überwölbt, so daß man hinabsteigen kann. Dem klaren Wasser wird heilende Kraft zugeschrieben, und Tausende von Wallfahrern nützen es zum Trinken und Waschen. Das Kloster ward zu einem adligen Jungfrauenkloster geweiht und mit Zisterzienserinnen aus Bamberg besetzt, wo der heiligen Hedwig Bruder Egbert Bischof war. Der Herzog stattete es reich mit Schenkungen aus, hatte ihm aber noch keinen Namen gegeben. Da fragte er einst die Nonnen, ob sie noch etwas bedürften. „Trzeba nie“ (es ist nichts nötig) wurde ihm geantwortet. Da sagte er: „Nun soll das Kloster Trzeba nie (d. i. Trebnitz) heißen.

203. Herzog Konrad und das Steinauer Bier.

Herzog Konrad zu Steinau, auch Herzog Köberlein genannt seines Buckels wegen, war ein frommer Mann, zugleich Domherr und Domprobst zu Breslau. Er liebte aber einen guten Trunk Bier mehr als alles andere. Zur selben Zeit stand das Steinauer Gebräu in großem Ruf weit umher, und Herzog Konrad hielt viel darauf. Es geschah aber, daß er auf Verwenden seines Bruders, des Herzogs Heinrich III. zu Glogau, zum Erzbischof in Salzburg gewählt wurde und sich dahin auf die Reise begab. Als er bis Wien gekommen war, ward ihm kundgetan, daß das mitgenommene Bier zur Neige gehe. Zu seinem Schrecken erfuhr er noch, daß in Salzburg überhaupt kein Bier gebraut werde und nur Wein zu haben sei. Da war ihm das ganze Erzbistum verleidet, und er kehrte flugs um, daß er nur schnell nach Steinau und zu seinem guten Biere käme. Sein Bruder Heinrich aber war anderer Meinung und mit solcher Bierliebhaberei nicht einverstanden. Er ließ ihn vielmehr aufheben und als einen wahnwitzigen Menschen zu Glogau in einen Turm des alten Schlosses gefangen setzen, allwo er nach Jahresfrist 1304, da man ihm sein Lieblingsgetränk entzog, vor Gram gestorben ist.

204. Wie Landeshut 1345 wiedererobert wurde.

Als Herzog Bolko II. von Schweidnitz und Jauer im Jahre 1345 mit König Johann von Böhmen Krieg führte, war ihm die Stadt Landeshut verloren gegangen. Darüber ärgerte er sich sehr und wollte sie auf jeden Fall wiedergewinnen. Aber die Böhmen hielten strenge Wacht und die Stadt war fest. Da verfiel man auf eine List. Der Herzog ließ einige große Heuwagen ausrüsten, in deren Innerem sich erprobte Kriegsleute bargen. Diese mußten wie von ungefähr mit geringem Geleit vor der Stadt vorüberfahren. Der Herzog aber versteckte sich mit seinen Mannen in der Nähe. Die Böhmen ließen sich richtig in die Falle locken, bemächtigten sich der Wagen und zogen sie im Triumph zur Stadt. Als aber das Tor geöffnet war, sprangen schon die Herzoglichen aus dem Heu hervor, schlugen die bestürzten Feinde in die Flucht und waren Herren des Tores. Wie ein Sturmwind brauste der Herzog mit seiner Schar heran, und so kam die Stadt wieder in seine Hände.

205. Gotsche Schoff und der Vogel Greif.

Mit Abbildung.

Als unter Herzog Bolko friedliche Hirten in den Tälern um die heutigen Städte Friedeberg und Greiffenberg wohnten, hauste der Vogel Greif im Walde auf einem gewaltigen Baume, der Maleiche, wo er sein Nest hatte. Er war so groß, daß er 20 Ellen von Flügelspitze zu Flügelspitze maß und Tiere bis zur Größe eines Ochsen davontrug, ja sogar an Menschen sich wagte. Meilenweit verbreitete er Schrecken unter der Bevölkerung und Hungersnot trat ein, weil niemand wagte sein Heim zu verlassen. Der Herzog bot große Summen für seine Erlegung, aber die Ritter konnten nichts gegen den Greifen ausrichten oder verloren gar ihr Leben. Da entschloß sich endlich der Landesfürst seine eigene Tochter dem Sieger zu versprechen, um den Mut seiner Ritterschaft zu beflügeln. Nun wohnte in der Nähe des Kahlenberges und der Neuburg ein junger Schäfer, Gotsche Schoff, der hatte einst die Herzogstochter auf Burg Lähnhaus gesehen und glaubte, sie erwerben zu können. Er beobachtete den Vogel und merkte, daß er früh wegflog und gegen Sonnenuntergang

zurückkehrte. Mit einer langen Stange und einem Beile machte er sich auf den Weg, nahm Brot auf einige Tage mit und entdeckte endlich nach längerem Umherstreifen die Maleiche, auf der der Greif sein Nest hatte. Er hörte das Geschrei der hungrigen jungen Greifen, als der große Vogel gegen Sonnenuntergang auf dem Gipfel der Eiche sich niederließ. Die Nacht brachte er unter dem Baume zu und wartete, bis der Greif am Morgen weggeflogen war. Dann sammelte er dürres Reisig zu einem großen Bündel, steckte dieses an die Stange, entzündete es und konnte nun das Nest erreichen und in Brand stecken. Die jungen Greifen fanden in den mächtigen Gluten ihren Tod, aber ihr Todesschrei hatte den alten Greif herbeigelockt. Mit seinen Flügeln suchte er den Brand zu ersticken, aber versengt stürzte er zu Boden. Gotsche sprang heran und indem er den wütenden Schnabelhieben des riesigen Tieres gewandt auswich, gelang es ihm, dem Ungeheuer mit seinem Beile mehrere tödliche Hiebe beizubringen, bis es entseelt unter dem Baume lag. Das erlegte Tier wird dann von starken Ochsen zu Tal geschleift unter großem Zusammenlauf des Volkes, auch die drei Köpfe der verbrannten Jungen werden mitgenommen. In der Neuburg hielt gerade der Herzog Hof, Gotsche Schoff tritt vor ihn und meldet den Erfolg seines Abenteuers. Mit Wohlgefallen ruht des Herzogs Auge auf dem schmucken Schäfer, auch seiner Tochter Agneta gefällt er nicht übel. Aber die Ritter murren, daß ein Unadliger des Herzogs Tochter erhalten soll, der Herzog solle ihn mit Geld abfinden. Aber dieser fühlte sich durch sein Wort gebunden und fand den Ausweg, daß er Gotsche Schoff zum Ritter schlug und ihm die Neuburg zu eigen gab, die von nun an Greiffenstein genannt wurde. Damit er aber Land genug sein eigen nenne, um ein würdiger Eidam des Landesfürsten zu sein, befahl ihm dieser, er solle am nächsten Morgen noch einmal mit seiner Schafherde ausziehen, und alles Land solle ihm gehören, das er von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang umtreiben werde. So erwarb sich Gotsche Schoff ein weites Gebiet am Fuße des Riesengebirges. Dann aber übte er sich in allen ritterlichen Waffentaten, zog in die weite Welt und gewann im Dienste des Kaisers großen Ruhm und den Grafenrang. Agneta hatte unterdes mit Sehnsucht auf ihn gewartet. Nach

zwei Jahren wurde eben ihr Geburtstag mit einem glänzenden Turniere auf Burg Lähnhaus gefeiert. Da erschien ein fremder Ritter in schwarzem Harnisch, ohne weitere Abzeichen als drei Greifenköpfe im Schilde, der kämpfte alle andern Ritter nieder. Als er sich schließlich zu erkennen gab, war die Freude Agnetas und ihres Vaters über alle Maßen groß. Die Hochzeit wurde aufs prächtigste gefeiert, und Gotsche Schoff wurde der Gründer des berühmten schlesischen Geschlechts, des der Schaffgotsche. Sein Vater aber wollte zeitlebens ein Schäfer bleiben, ihm baute der große Sohn eine große Schäferei dem Maiberge gegenüber.

206. Die Erbauung der Jakobskirche in Görlitz.

Es war zu Anfange des 15. Jahrhunderts, als ein reicher Görlitzer Bürger wegen eines begangenen groben Verbrechens hingerichtet werden sollte. Um nun bei Gott Vergebung seiner Sünden zu erlangen und seine Seele zu retten, bestimmte er einen großen Teil seines Vermögens zur Erbauung einer Kirche auf der Stelle, wo sein Geist den Leib verlassen würde. Aber auf dem Richtplatze, weil dieser Ort entweiht war, hätte ein Gotteshaus nicht errichtet werden dürfen. Er verordnete daher, man solle, sobald er enthauptet sein würde, den Rumpf mit einem Stück Rasen bedecken, zwei Personen sollten ihn unter dem Arme fassen und soweit fortführen, bis er zusammensänke. Dies geschah. Er ward vor dem Frauentore auf dem dortigen freien Platze enthauptet und lief ohne Kopf noch bis dahin, wo jetzt die Jakobskirche steht, die aus dem dazu bestimmten Legate erbaut ward. Das übrige Vermögen vermachte seine Witwe dann zu der Errichtung des Hospitals. Ein in der Sakristei der Kirche aufbewahrter Stein ist aus dem Rasenstücke, welches zur Stillung des Blutes gedient hatte, entstanden, indem dieses nach und nach erhärtete und versteinerte. Auf einem alten Altartuche ist der von zwei Personen geführte Hingerichtete mit dem Rasen auf dem geköpften Rumpfe in kunstvoller Weberei dargestellt, und an die Familie des Stifters erinnert ein steinernes Standbild der Witwe mit ihren beiden Kindern auf dem Arme.

207. Die Ziskatrommel.

Johann Ziska, der Hussitenführer, ist von jeher durch fanatische Grausamkeit seiner Kriegführung berüchtigt gewesen. Man hielt ihn mehr für einen bösen Dämon als für ein Wesen von Fleisch und Blut. Als diese Geißel der Völker 1424 starb, atmete alles auf, wie von einem Alp befreit. Da verbreitete sich ein seltsames Märchen. Ziska habe vor seinem Tode befohlen, daß man seinen Leichnam den Tieren des Feldes zum Fraß hinwerfen sollte, die Haut aber solle man vorher abziehen und über eine Trommel spannen. Und wenn seine Kriegsknechte in die Schlacht zögen, solle die Trommel geschlagen werden, die Feinde aber würden fliehen, wenn sie den Ton hörten.

Der Befehl wurde ausgeführt und wunderbar! wie eine wahre Löwenstimme dröhnte das Fell. Markerschütternd wandte es die Feinde zur Flucht, und die Hussiten folgten mit demselben Todesmute, wie wenn ihr alter Führer zu ihnen spräche. Das hat Prokop mehrfach erprobt. Als er aber 1429 Glatz belagerte, ist die Trommel bei einem Ausfalle durch Verrat in der Glatzer Hände gekommen und von ihnen aufbewahrt worden, bis Friedrich der Große sie nach Berlin bringen ließ. Sie ist aber nicht mehr aufzufinden.

208. Die Räuber auf der Schellenburg.

Die Tochter eines reichen Kaufmanns in Jägerndorf feiert Hochzeit und reist gegen Abend mit ihrem jungen Manne nach Troppau ab. Der Weg führt an der Schellenburg vorbei. Die Hochzeitsgesellschaft, die nach der Abreise des Brautpaares noch beisammen bleibt, spricht über die Abgereisten. Da äußert einer die Meinung, es sei doch nicht ganz ungefährlich an der Schellenburg vorüberzufahren; denn seit einiger Zeit, so heiße es, hielten sich wieder Räuber in den Burgtrümmern auf. Ein bedienendes Mädchen hört dies Gespräch und spricht, sie würde sich nicht fürchten, und wenn jemand verlangte, daß sie das Erlenbäumchen, das oben auf dem Burgwalle stehe, hole, so würde sie es ohne Besinnen tun. Die Gesellschaft staunt, lacht dann und erklärt diese Rede für Prahlerei. Nun erklärt das Mädchen sich erst recht entschlossen, noch in dieser Stunde das Erlen-

bäumchen zu holen, um ihren Mut zu beweisen. Sie macht sich auf und gelangt auf wohlbekannten Wegen bei frischgefallenem Schnee an die Schellenburg. Zu ihrem Erstaunen schimmert Licht durch eins der verfallenen Fenster. Sie schleicht heran und sieht einen Räuber am Feuer, dann ein altes Weib, das einer andern am Boden liegenden Person mit nassen Tüchern den Kopf kühlt. Bei näherem Zusehen erkennt sie die Braut im Brautschleier, todbleich und offenbar ohnmächtig am Boden liegend. Nun weiß sie, daß das Brautpaar überfallen worden ist. Ehe sie aber den Ort verläßt, erklettert sie den Wall und reißt das Erlenbäumchen aus der Erde. Dabei lösen sich Steine, Ziegeln und Erde und stürzen mit großem Gepolter in die Tiefe. Sofort springen die Räuber heraus, sie kann sich gerade noch schnell hinter einen Strauch verstecken. Aber ihr Suchen in der Dunkelheit ist vergebens. Es müssen Fackeln herbeigebracht werden. Diesen Augenblick benützt sie, um so schnell sie kann zu fliehen und die Einsiedelei auf dem nahen Burgberge zu erreichen. Eben betet der alte Einsiedler die Metten, da stürzt sie herein und fleht ihn an, sie zu retten. Er verbirgt sie hinter das Altarbild, jenes noch heute vorhandene Bild mit den sieben die Brust der Gottesmutter durchbohrenden Schwertern. Dann betet er ruhig weiter. Bald aber klopfen die Räuber an, die Fußspuren im weichen Schnee haben sie hierher geführt. Sie fluchen, sie bedrohen den Einsiedler mit dem Tode, wenn er nicht die Flüchtige ausliefere. Er verweist sie nur darauf, selbst nachzusuchen. Das tun sie wohl gründlich, aber das Mädchen entdecken sie nicht. Als sie wieder fort sind, mahnt sie der Einsiedler zur weiteren Flucht. Er gibt ihr Schuhe, viereckig aus Ruten geflochten, die nicht erkennen lassen, in welcher Richtung jemand gegangen ist. So kommt sie bis zur Brücke über die Oppa. Da sieht sie auf der Brücke einen Räuber stehen, vor ihr ist sein Schimmel an einen Baum gebunden. Ein anderer Räuber steht jenseits der Brücke. Kurz entschlossen bindet sie den Schimmel los, schwingt sich auf ihn und reitet durch den Fluß. Aber sofort merkt der Räuber, was sie vorhat, er ruft: „Schimmerle steh!“ Und sie: „Schimmerle geh!“ Und so folgt immer Ruf um Ruf. Der Schimmel aber trägt sie wohlbehalten durchs Stadttor vor das Hochzeitshaus.



Burgruine Greiffenstein. Phot. L. Riepel, Friedeberg a. Qu.

Dort springt sie atemlos herunter und erzählt mit schlagenden Pulsen, was sie erlebt hat. Die Polizeimacht der Stadt wird sofort aufgeboten, die Burg noch in dieser Nacht umstellt und ein Teil der Räuber gefangen.

Nach ein paar Jahren tanzt dasselbe Mädchen einmal im Schießhause am Fuße des Burgberges. Dem Manne, der sie eben geholt hat, klafft im Eifer des Tanzes der Rock ein wenig, und da sieht sie zu ihrem Entsetzen ein Messer blinken. Sie entreißt sich seinen Armen und flieht. Denn sie hatte den Räuber erkannt, der einst auf der Oppabrücke gestanden hatte.

209. Tapfere Weiber.

Als die Hussiten im Jahre 1426 Landeshut belagerten, waren bei der kühnen Verteidigung fast alle Bürger verwundet worden. Die Feinde frohlockten schon, daß die Mauern bald leer sein würden. Aber sie dachten nicht an die Weiber. Diese besetzten die Lücken und leisteten den Anstürmern solche brave Gegenwehr, daß die Hussiten aus Wut das Schloß am Burgberge in Brand steckten und fluchend abzogen.

Auch im Dreißigjährigen Kriege waren es Weiber, die eine Stadt vor dem Feinde retteten. Im Jahre 1626 wurde Gleiwitz von den dänischen Truppen unter Mansfeld belagert. Daß alle Versuche, die Stadt durch Sturm oder List zu nehmen, scheiterten, daran hatten die Frauen ihren vollen Anteil. In der Pfarrkirche zu Gleiwitz befindet sich ein Gemälde, das stellt dar, wie die Gleiwitzer Weiber in Ermangelung von Pulver mit gekochtem Hirsebrei den Feind bewerfen und vertreiben. Der Sage nach sollen es die Schweden gewesen sein, die vor der Stadt lagen und die schon die männliche Besatzung ziemlich aufgerieben hatten. Schon war die Aufforderung zur Übergabe erfolgt und der Sturm stand bevor, da kochten Frauen und Mädchen in allen Häusern Hirsebrei, und als die Schweden anrückten, flog ihnen der heiße Brei nur so an die Köpfe. Die Feinde hatten genug, und Weiberlist hatte die Stadt gerettet.

210. Wallenstein und Magister Vechner zu Goldberg.

Wallenstein hat in seiner Jugend nebst anderen böhmischen Edelleuten die Lateinschule in Goldberg besucht, als Daniel Vechnerus als Rektor und sein Bruder Georgius an der berühmten Schule im Amte waren. Auf seinen Kriegszügen ist Wallenstein später nun auch wieder einmal nach Goldberg gekommen. Der Ruf seines Namens setzte die Einwohner in den größten Schrecken, sie fürchteten für ihren geleisteten Widerstand das äußerste. In der Tat verfuhren seine Soldaten mit den Einwohnern sehr hart. Wallenstein aber erinnerte sich seiner Jugend, die er in diesen Mauern zugebracht hatte, und erkundigte sich, ob wohl von den Präzeptoren, unter denen er ehemals am Gymnasium studiert, noch einige lebten. Man sagte ihm, daß nur noch Georgius Vechnerus am Leben sei. Den ließ er zu sich rufen und unterdessen sein Haus mit einer Wache versehen. Der alte Vechner sah den Boten des Generals als einen Vorboten des Todes an, wußte er doch genau, wie scharf er oft mit dem jungen Wallenstein wegen seiner ungeberdigen Natur hatte umgehen müssen. Er nahm also von den Seinigen Abschied auf immer und ging in Gottes Namen zu dem Allgewaltigen. Dieser erschreckte ihn sogleich mit der Anrede: „Wisset Ihr wohl, wie Ihr mit mir als Eurem einstmals gewesenen Diszipul umgegangen seid?“ Vechner gestand zu, daß sein Regiment ein scharfes gewesen sei, bat aber den General, wo er etwa im Eifer zu viel möchte getan haben, solches gnädig zu übersehen. Da tröstete ihn Wallenstein und sagte: „Mein lieber Vechner, Ihr habt nicht zu viel getan. Meine damalige harte Natur bedurfte einer harten Erziehung. Ich sehe, Ihr seid voller Furcht, Ihr dürft Euch aber keines Übeln versehen, Ihr habt es gut gemeint und es ist gut geraten. Von meinen Soldaten soll Euch kein Leid widerfahren.“ Er ließ die Wache vor Vechners Wohnung zu seinem beständigen Schutze und gab ihm zum Abschiede einen Beutel mit 200 Reichstalern. Seelenvergnügt ging Vechner nach Hause, und die Seinigen atmeten auf, als sie den schon Totgeglaubten wohlbehalten zurückkehren sahen.

211. Georg Wilhelm von Schweinichen im Trinkduelle.

Die Herren von Schweinichen sind jederzeit trinkfeste Herren gewesen, keiner aber so, wie Georg Wilhelm von Schweinitz, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts zu Herrn-Motschelnitz, seinem mütterlichen Erbgute, sich aufhielt. Man zeigt über dem Stallgebäude daselbst noch jetzt ein Schnitzwerk zum Andenken an seine Trunkfertigkeit: eine sechsspännige Equipage im Hintergrunde, ein elegant gekleideter Herr, der eilig zum Hoftor hinausgeht, ein anderer gewaltig großer Mann mit einem Pferdeeimer. Diese Figuren haben nach der Sage folgende Bedeutung. Georg Wilhelm von Schweinitz saß einst mit vielen Gästen zu Tisch. Nach vierstündigem tüchtigen Zechen soll einer der Anwesenden, ein Pole, sich prahlerisch vermessen haben, jeden Deutschen unter den Tisch zu trinken. Schweinichen setzte 1000 Dukaten gegen dessen Equipage und trank ihm 20 Flaschen Ungarwein vor, der Pole tat es ihm mit vielem Gleichmut nach. Da ließ der Hausherr einen Pferdeeimer holen, füllte ihn bis zum Rande mit altem Rheinwein und goß ihn ohne Pause bis auf den letzten Tropfen in den Magen hinunter. Ja noch mehr, er erhob sich völlig nüchtern, näherte sich mit festem Schritte seinem Gegner und bot ihm mit zierlichen Worten den aufs neue gefüllten Eimer an. Da erbleichte dieser, bekreuzte sich und entfernte sich ohne Abschied aus dem Schlosse und dem Hofe. Lächelnd aber folgte ihm der Sieger, den Eimer im Arme, bis zum Tore, die schöne, mit sechs Schimmeln bespannte Equipage war sein wohlverdienter Kampfpreis.

212. Des alten Fritzen Leutseligkeit.

Der alte Fritze ist einmal in Schlesien über Land geritten. Da sieht er einen Ackersmann, der beim Frühstück am Grabenrande sitzt und aus seinem Hute ißt. Der König hält vor ihm an und fragt, was er da in seinem Hute habe. „Ist das Brot?“ „Höher nuff!“ spricht der Mann. „Nun, etwa Kuchen?“ „Ja freilich Kucha! Meine Ale hot gebacka und do hoa ich Kucha.“ Nach einer kleinen Pause fragt der König, wofür er ihn wohl halte. „Nu, du werscht wull a obgedankter

Suldoate sein." „Höher nuff!" spricht der König. „Aa, best de goar a Untruffzier? Aber sellst de ernt a Uffzier sein?" „Höher nuff!" antwortet der alte Fritze. Und nun ist der Bauersmann immer höher gegangen, und jedesmal war die Antwort „Höher nuff!" Da fing er an zu glauben, der andre wolle seinen Spaß mit ihm machen, und scherzweise sagte er: „So beste verleichte goar der Keenig salber?" „Der bin ich," sagte der Reiter und ritt davon. Der Bauer aber blickte ihm verdutzt nach, und allmählich ging ihm ein Licht auf, daß er wirklich mit dem „alen Fritzen" geredet habe.

213. Friedrich der Große und Abt Stusche.

Der alte Fritze ist in Schlesien oft in großer Gefahr gewesen, aber immer hat sich ein Ausweg gefunden. Dabei ist die Treue der Schlesier oft in glänzender Weise hervorgetreten. Am glänzendsten wohl in der Geschichte des Abtes Tobias Stusche im Kloster Camenz. Friedrich hatte sich einmal zu weit ins Land hineingewagt und merkte plötzlich, daß rings herum Österreicher lagen. Vor ihm lag das Kloster Camenz, es war der einzige Ort, wo er Zuflucht finden konnte. Als der Abt erfuhr, wer sich seinem Schutze anvertraute, ließ er das Mettenglöcklein läuten und versammelte zu ungewohnter Stunde die Brüder zum Chorgebet. Auch der König erhielt das klösterliche Habit und das Brevier und nahm in einem Chorstuhle Platz. Plötzlich ertönen rauhe Stimmen, Kroaten und Panduren hatten bemerkt, daß der König ins Kloster geritten war. Nun suchten sie ihn in allen Räumen und drangen zuletzt auch in die Kirche. Als sie aber den ganzen Raum erleuchtet sahen und den Gesang der Mönche hörten, bekreuzten sie sich und zogen sich scheu zurück. Draußen machten sie sich lärmend davon, es war ihnen augenscheinlich ein unerklärliches Rätsel, wo der König geblieben war. Friedrich aber hat es dem Abte Tobias nie vergessen, daß er ihn so klug zu retten wußte, und jedesmal, wenn er nach Schlesien kam, hat er ihn aufgesucht und hat später dafür gesorgt, daß er Abt von Leubus wurde. Noch erinnert eine Tafel über einem Chorstuhle in der Camenzer Kirche an das Ereignis und hat bis heute die Sage im Volke lebendig erhalten.

214. Zweikampf am Schneckenberge bei Oppeln.

Vor Zeiten lebten zu Oppeln zwei Brüder. Einer von ihnen ging nach Frankreich, der andre blieb in Deutschland. Beide traten unter die Soldaten und als Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach, machten beide Schlacht auf Schlacht mit. Die Franzosen waren bis Oppeln vorgedrungen, die Deutschen rückten ihnen entgegen. Die Vorposten trafen sich in der Nähe des Schneckenberges (ein kleiner Hügel in der Nähe der Oder an der Straße von Oppeln nach Königlich Sacrau, der Name rührt von dem künstlich angelegten schneckenartigen Wege her, der zum Gipfel des Hügels führt). Ein Deutscher erstieg den Hügel, um Ausschau zu halten. Da sah er einen Franzosen auf sich zukommen. Beide zogen den Degen, und es entspann sich ein hitziger Zweikampf, in dem sie sich gegenseitig tödlich verwundeten. Im Angesicht des Todes versöhnten sie sich, als sie sich aber näher betrachteten, erkannten sie, daß sie die zwei Brüder waren, die sich vor langen Jahren getrennt hatten. Da umarmten sie sich und starben. Zum Andenken an das Ereignis soll der dort stehende Bildstock errichtet worden sein.

XXVII. Ortssagen.

215. Der Kutschenstein am Falkenstein bei Fischbach.

Der Kutschenstein bei Fischbach soll seinen Namen folgender Begebenheit verdanken. Die Burgfrau vom Falkenstein befand sich einst mit ihren beiden Töchtern auf dem Bolzenstein. Es wurde die Taufe des neugeborenen Söhnleins der Bolzensteiner Herrschaft gefeiert, und Frau von Falkenstein war Pate. Auch aus der ganzen Umgegend war die Ritterschaft erschienen. Denn in den benachbarten Gauen hatten sich die Hussiten lange nicht sehen lassen, und man fühlte sich vollkommen sicher. Bis zum dritten Tage blieben die Gäste in fröhlichster Stimmung beisammen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf da die Nachricht ein, daß Hussitenschwärme in der Gegend gesehen worden seien. Alles rüstete

eiligst zum Aufbruch, auch die Burgfrau vom Falkenstein und ihre Töchter. Zwei Ritter fanden sich bereit die Frauen zu begleiten, auch kamen sie ungefährdet bis ins Falkensteiner Gebiet, und da der Mond aufgegangen war, sogar bis an den Fuß des Burgfelsens. Hier aber zeigten sich plötzlich die Hussiten. Die Ritter forderten den Kutscher auf zu fahren, was er könne, sie würden die Feinde unterdessen aufhalten. Der Kutscher ließ mit Aufbietung aller Kräfte die Pferde den steilen Berg hinanrasen. Aber das Waldesdunkel und die Angst verwirrten ihn, er verfehlte den rechten Weg, geriet an die rechtsseitige steile Felsenwand, und Rosse, Wagen und Menschen stürzten hinab in den schauerlichen Abgrund, wo sie zerschmettert liegen blieben. Seitdem heißt jene Felsenklippe der Kutschenstein.

216. Der Hungerturm zu Liegnitz.

Auf dem alten Schlosse zu Liegnitz an der Ecke des ersten Hofes nach außen steht ein hoher und starker Turm, früher der Peters-, nachmals aber der Hungerturm genannt. Da hinein hatte früher ein Herzog von Liegnitz einen Mann als Gefangenen gesetzt und die Aufsicht und Beköstigung einem adeligen Pagen anvertraut. Bald darauf aber stellte es sich heraus, daß der Gefangene unschuldig gewesen war, und der Herzog befahl, ihn aus dem Gefängnis freizugeben. Als man aber hinunterstieg, fand man, daß der Arme vor Hunger und Ekel gestorben war; denn der Page hatte aus Mutwillen und Bosheit das Brot, das er ihm täglich reichen sollte, ausgehöhlt und mit Unrat gefüllt. Da ergrimmte der Herzog sehr und ließ den jungen Bösewicht in dasselbe Gefängnis werfen und die Pforte verschließen, so daß er gleichfalls verhungern mußte. Noch lange hat das Volk seinen irrenden Geist im Turme klagen und spuken hören.

217. Der Schweidnitzer Ratsmann und die Dohle.

Es lebte vor Zeiten ein Ratsherr zu Schweidnitz, der mehr das Gold liebte als Gott und eine Dohle abgerichtet hatte, durch eine ausgebrochene Glasscheibe des vergitterten Fensters in die seinem Hause gerade gegenüber liegende Ratskämmerei einzufliegen und ihm ein Stück Geld daraus zu holen. Das geschah jeden Abend, und sie brachte ihm eine

der goldenen oder silbernen Münzen, die gerade von der Stadt Einkünften auf dem Tisch lagen, mit ihrem Schnabel getragen. Die andern Ratsbedienten gewahrten endlich die Verminderung des Schatzes, beschlossen dem Diebe aufzulauern und fanden bald, daß die Dohle nach Sonnenuntergang geflogen kam und ein Goldstück wegpickte. Sie zeichneten darauf einige Stücke und legten sie hin, die von der Dohle nach und nach gleichfalls abgeholt wurden. Nun saß der ganze Rat zusammen, man trug die Sache vor und wurde dahin schlüssig, falls man den Dieb herausbringen würde, so sollte er oben auf den Kranz des hohen Rathausturmes gesetzt und verurteilt werden, entweder oben zu verhungern oder bis auf den Erdboden herabzusteigen. Unterdessen wurde in des verdächtigen Ratsherrn Wohnung geschickt und nicht nur der fliegende Bote, sondern auch die gezeichneten Goldstücke gefunden. Der Missetäter bekannte sein Verbrechen, unterwarf sich willig dem Spruch, den man, mit Rücksicht auf sein hohes Alter, lindern wollte. Das gab er aber nicht zu, sondern stieg vor aller Augen mit Angst und Zittern auf den Kranz des Turmes. Beim Absteigen unterwärts kam er bald auf ein steinern Geländer, konnte weder vor noch hinter sich und mußte stehen bleiben. Zehn Tage und Nächte stand der alte, arme Greis da zur Schau, daß es einen erbarmte, ohne Speis und Trank, bis er endlich vor großem Hunger sein eigen Fleisch von den Händen und Armen abnagte und reu- und bußfertig durch solchen grausamen Tod sein Leben endigte.

Statt des Leichnams wurde in der Folge sein steinernes Bild nebst dem der Dohle auf jenes Turmgeländer gesetzt, 1642 wehte es ein Sturmwind herunter, aber der Kopf davon soll noch auf dem Rathaus vorhanden sein.

218. Der steinerne Kopf am Dome zu Breslau.

Mit Abbildung.

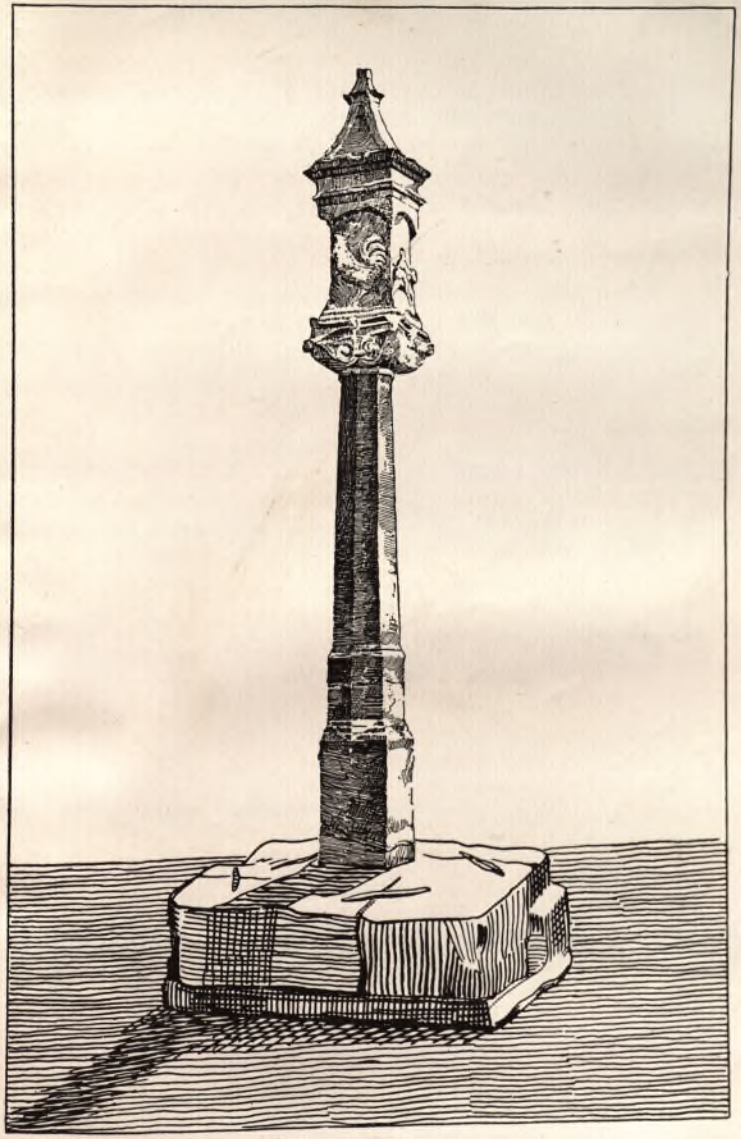
An der Mittagsseite des südlichen Domturmes zu Breslau sieht man an einem seitwärts abgeblendeten Giebel eine fensterähnliche Nische, aus der ein steinerner Kopf hervorragt. Eine Breslauer Sage bringt diesen Kopf mit der Geschichte von der Armesünderglocke in Verbindung und erzählt, der Rat habe, weil der Guß so vortrefflich gelungen war, dem Meister die Todesstrafe erlassen. Aber dieser habe sich

seine Tat so zu Herzen genommen, daß er seinen Mitbürgern nicht mehr unter die Augen treten wollte. Deshalb bewarb er sich um die gerade offene Stelle eines Turmwächters auf dem Dome. Eines Tages entstand Feuer auf der Dominsel, das rasch und unaufhaltsam um sich griff, auch die Domtürme wurden ergriffen, es brannte schon das innere Gebälk. Der Turmwächter hatte, sobald er die Gefahr erkannte, seinen Kopf durch die Luke gesteckt und laut um Hilfe gerufen. Aber jeder hatte mit sich selbst zu tun, und so schrie er tauben Ohren. Von der übermäßigen Anstrengung schwoll ihm Kopf und Hals an, und als sich ihm die Flammen näherten, konnte er nicht mehr fliehen. Der Kopf blieb in der Öffnung stecken und von den Flammen langsam verzehrt, brüllend vor Schmerz, daß man sein Schreien bis in die Stadt hinüber hörte, fand er seinen Tod. Zum Andenken an das Gottesgericht soll der steinerne Kopf dort eingemauert sein.

219. Die Hahnenkrähe bei Breslau.

Mit Abbildung.

Im Westen Breslaus, unmittelbar bevor die Berliner Chaussee den Damm der Posener Eisenbahn durchbricht, steht die sogenannte Hahnenkrähe. Auf meterhohem Sockel steht eine achtseitige, drei bis vier Meter hohe Sandsteinpyramide mit tabernakelförmigem Aufbau. Die vier Seiten dieses Säulenkopfes tragen Reliefdarstellungen, einen Reiter, den Heiland am Kreuz, ein lateinisches W, einen Hahn. Es scheint ein altes Grenzzeichen zu sein. Die Sage hat die Darstellungen folgendermaßen gedeutet. Ein Stellmachergesell, der aus Lissa (Deutsch Lissa) gebürtig war, arbeitete einst in Breslau. In Lissa hatte er seine Braut, die er aber noch nicht heiraten konnte, weil er zu arm war. Er schnürte deshalb sein Bündel, nahm seiner Braut das Treuwort ab und zog auf die Wanderschaft nach Polen und Rußland. Dort geriet er in Gefangenschaft, wurde nach Sibirien geschleppt und mußte 20 lange Jahre in den Bergwerken arbeiten. Als die 20 Jahre um waren, zerbrach der Fingerring, den ihm seine Braut mit der Zusage geschenkt hatte, daß, solange der Ring halten werde, er sicher auf ihre Treue rechnen könne. In der Verzweiflung verschwor sich der arme Gesell, dem Teufel



Die Hahnenkrähe bei Breslau.

seine Seele zu übergeben, wenn er nur einmal sein Mädchen sehen könnte. Der böse Geist erschien und zeigte ihm, wie seine Geliebte am nächsten Morgen mit einem andern Hochzeit halten werde, weil sie ihn längst tot glaubte. Da schloß der Gesell einen Pakt mit dem Bösen und verschrieb ihm seine Seele unter der Bedingung, daß er ihn in der Zeit von Mitternacht, bis der Hahn zum erstenmal krähe, aus Sibirien nach der Heimat trage. Das geschah. Der Teufel nahm ihn auf seine Schulter und trug ihn im Fluge davon. Als die beiden schon bis hinter Breslau gekommen waren — das Ziel der Luftfahrt war nicht Breslau, sondern Lissa — da krähte der Hahn, und der Bund mit dem Bösen war hinfällig, da das Ziel der Reise noch nicht ganz erreicht war. Ergrimmt warf der Teufel seine Last zur Erde und entwich. Der Gesell aber raffte sich auf und lief eilends nach seinem Heimatsorte, wo sich das Brautpaar schon im Gotteshause befand, um sich trauen zu lassen. Nicht an seinem Äußeren — denn er war alt geworden —, sondern an seinem Fingerring erkannte ihn die Braut. Sie verließ sofort ihren zweiten Bräutigam und fiel weinend ihrem alten Geliebten um den Hals. Das Paar wurde nun vom Geistlichen vereint. Der Gesell aber wurde Meister und ein braver Hausvater. Zum Andenken errichtete er an der Stelle, wo der Hahnenruf ihn aus den Klauen des Teufels erlöst hatte, die Säule.

220. Der Bär und die Jungfrau mit dem Fisch auf dem Zobten.

Wenn man vom Städtchen Zobten nach dem Gipfel des Berges hinansteigt, kommt man in halber Höhe an einem uralten Steingebilde vorbei, das allgemein als Bär und Jungfrau mit dem Fisch gedeutet wird. Das soll ein Denkmal sein und an folgende Begebenheit erinnern.

Vor langen Zeiten stand oben auf dem Zobtenberge ein großes Schloß, das von einer reichen Gräfin bewohnt war. Sie hatte einen abgerichteten Bären, der gern Fische fraß. Von Zeit zu Zeit mußte das Dienstmädchen den Berg hinabsteigen und solche besorgen. Eines Tages war sie wieder aus-

gegangen, um das Lieblingsgericht für Meister Petz einzukaufen. Dieser aber war ihr stillschweigend nachgefolgt und begegnete ihr, als sie schon mit gefülltem Korbe zurückkehrte. Der Bär kam dicht heran und ging schnobernd hinter ihr drein. Da nahm das Mädchen einen Fisch, hielt ihn dem Bären vor, um ihn gleich wieder in den Korb zurückzutun. Das Tier ward über die Neckerei so ergrimmt, daß es auf das Mädchen eindrang, ihr den Kopf abbiß, die Fische im Korbe auffraß und dann in den Wald flüchtete. Als die Gräfin hiervon Kunde erhielt, ließ sie an der Stelle, wo dies geschehen war, eine kopflose Mädchenfigur mit einem Körbchen am Arme aus Stein meißeln, zu deren Füßen der Bär und des Mädchens Kopf zu sehen sind.

221. Die dreiste Magd hat viel gewagt.

Am Marktplatze zu Brieg befand sich am Beginn des 19. Jahrhunderts ein Haus, über dessen Haustür ein Gemälde war, das eine Magd auf einem Schimmel sitzend darstellt, die vom Galgen nach der Stadt flieht, darunter die obigen Worte als Unterschrift. Die Veranlassung zu diesem Bilde gab folgender Vorfall. Im Anfange des 17. Jahrhunderts war dies Haus eine Weinschenke. Eines Abends unterhielt sich eine größere Anzahl von Gästen über allerlei Spuk und Gespenster. Die Magd des Hauses aber erklärte, sie fürchte sich nicht vor solchen Dingen. Da gab ihr der Scharfrichter den Schlüssel zum Galgen, sie solle seine dort von ihm vergessenen Handschuhe holen, sonst sei sie eine Prahlerin. Sie machte sich sofort auf den Weg und erreichte den Galgen um Mitternacht. Sie fand zu ihrer Überraschung die Tür des Galgens schon geöffnet. Aber gleichwohl schritt sie hinein und fand des Scharfrichters Handschuhe. Dabei entdeckte sie mancherlei Gegenstände, die auf die Anwesenheit einer Räuberbande schließen ließen, aber sie sah keinen Menschen. Beim Hinaustreten fand sie einen reich beladenen Schimmel, der vorher nicht dagewesen war. Rasch schwang sie sich auf seinen Rücken und trabte, so schnell sie konnte, dem Stadttore zu. Aber nur einige hundert Schritte weit war sie gekommen, als sie sich verfolgt fühlte. Todesangst

ergriff sie, denn der Verfolger war dicht hinter ihr. Dennoch gelang es ihr, das Tor zu erreichen. — Einige Tage darauf — es war gerade Sonntag und alle Leute in der Kirche — traten zwei vornehm gekleidete Herren in die Schenke, wo das Mädchen allein war. Sie verlangten Wein. Von einer dunklen Ahnung ergriffen, daß dies die Räuber seien, stieg sie in den Keller hinab. Plötzlich hörte sie Fußtritte hinter sich, „halt, Kanaille" rief eine Stimme. Rasch blies sie das Licht aus und wußte in dem ihr wohlbekannten Keller den Ausgang zu finden, ehe die beiden Verfolger sich zurechtfanden. Sie warf die Tür zu, verrammelte sie und erstattete sogleich Anzeige bei der Obrigkeit. Die Räuber wurden festgenommen und genötigt ihre Mitschuldigen anzugeben. Die ganze Bande wurde hingerichtet.

222. Der doppelschwänzige Löwe im Glatzer Stadtwappen.

Warum der Löwe im Glatzer Stadtwappen zwei Schwänze hat, das erklärt die Sage auf folgende Weise. König Ottokar II. von Böhmen wollte der Stadt Glatz in besonderer Huld und eingedenk der oft bewiesenen Stärke der Stadt ein eignes Wappen verleihen. Der Hofmaler ward beauftragt einen Löwen zu malen. Als aber das neue Wappen in Glatz ankam und seiner Hülle entledigt ward, da standen die Väter der Stadt, einer über des andern Schultern sehend, lange und schauten, aber eine rechte Freude wollte nicht kommen. Wo war denn der Schwanz des Löwen? Ein solcher schwanzloser Löwe, wie er da gemalt war, konnte doch keine Ehre für die Stadt sein. Aber bald stellte es sich heraus, daß diese Verunstaltung gar nicht in des Königs Willen gelegen hatte, der Schwanz war nur während des Transportes bei mangelhafter Verpackung abgerieben. Nach kurzer Beratung beschlossen Bürgermeister und Schöffen nebst dem gebührenden Danke dem Könige die neue Bitte vorzutragen, daß der Schwanz neu gemalt werde. Der König fand das gerechtfertigt und fügte noch in überschwenglicher Güte den Befehl hinzu, daß für den einen verlorenen Schwanz der Glatzer Löwe nun zum Ersatz zwei Schwänze erhalten sollte. Und also geschah es.

225. Der Wind und der Teufel zu Wartha.

Der Wind und der Teufel gingen einmal spazieren, und sie kamen vor die Warthaer Kirche. Da kitzelte den Teufel sein Fürwitz, und er ging hinein. Der Wind aber, der furchtsamer war, blieb vor der Tür und wollte warten. In der Kirche jedoch stand schon der Erzengel Michael mit dem feurigen Schwert. Der erwischte den Teufel, noch ehe er sich's versah, nahm ihn unter seine Füße und ließ ihn nicht mehr von dannen. Seit jener Zeit bläst um die Warthaer Kirche tagein und tagaus der Wind, denn er wartet noch immerdar. Wer aber den Teufel sehen will, wie er unter den Füßen des Erzengels sich krümmt, der findet das Bild am ersten linken Pfeiler.



Quellen, literarische Nachweise und Anmerkungen.

Gl. V. = Glatzer Vierteljahrschrift, Mitteil. = Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Prov.-Bl. = Schlesische Provinzialblätter, Z. f. V. = Zeitschrift für Volkskunde.

1. H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 104.
2. Handschriftlich von A. Eichner aus Striegau.
3. Haupt, Sagenbuch der Lausitz I. 1862 S. 255. Vgl. Hagen an der Bahre Siegfrieds.
4. Mündlich aus Groß-Nädlitz. Sage vom Tränenkrüglein.
5. Mündlich aus Bernsdorf.
6. A. Kastner, Gymnasialprogr., Neisse 1845 S. 21. Vgl. Goethes Gedicht „Der Totentanz".
7. Mündlich aus Langenau bei Katscher.
8. Klose, Sagen der Grafschaft Glatz 1888 S. 11 f.
9. Vers. S. 3. Die historische Tatsache ist in ihren erschütternden Einzelheiten dargestellt in Gl. V. VI. S. 191–194.
10. Wahner in Oberschles. Heimat II. 1906. S. 108.
11. Vers. S. 109.
12. Cogho, Volkssagen des RG. 1903. S. 33.
13. Handschriftlich von Frau M. von Wallhoffen.
14. Hohaus in Gl. V. II 1882/83 S. 266 u. Klose S. 115.
15. Bruno König in „Oberschlesien" II. 1903/4. S. 115 f.
16. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. I. 1862 S. 152 f.
17. Cogho, Volkssagen. 1903. S. 39.
18. H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 244.
19. Hohaus in Gl. V. III. 1883/84. S. 185.
20. Vers. S. 271 und Klose, Sagen der Grafschaft. 1888. S. 71.
21. Nach der mundartl. Erzähl. von Marie Hillmann aus Brzesowie Kreis Glatz.
22. Wahner in Oberschles. Heimat II. 1906. S. 111.
23. Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 31. S. 8.
24. Büsching, Sagen u. Geschichten aus dem Schlesiertale. 1824. S. 27 f. Vergl. Chamissos Gedicht „Die Männer im Zobtenberg".
25. Hohaus in Gl. V. III. 1883/84. S. 83 und Klose 1888. S. 116 f.
26. Mündlich aus Patschkau.
27. Hohaus in Gl. V. III. 1883/84. S. 264 f. 267 und Klose 1888. S. 77 f. 82.
28. Hohaus in Gl. V. V. 1885/86. S. 86 f. und Klose 1888. S. 102 f. 105 f. 104.
29. Schade, Sagen des Braunauer Ländchens 1903. S. 49.
30. Philo, Schlesien. 1884. S. 27.
31. Stäsche in Mitteil. Heft 3. 1896. S. 41.
32. Klose, Sagen der Grafschaft. 1888. S. 75.
33. Grabinski, Die Sagen, der Aberglaube und abergläub. Sitten in

Schlesien. 1886. S. 24 f. und nach mündl. Erzählung aus Langenau bei Katscher.
34. Hohaus in Gl. V. X. 1890/91. S. 94.
35. Peter, Volkstümliches aus Oesterr.-Schlesien II. 1867. S. 26 f.
36. Derf. S. 35.
37. Derf. S. 21.
38. Derf. S. 22.
39. Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut. 1893. S. 45 f.
40. Rudolf Drescher in Prov.-Blätter. 1862. S. 570 f.
41. Mündlich aus Patschkau. Das Volk spricht und schreibt den Namen der Fenixmännchen verschieden, so auch Fenichsmännchen, Phönismännchen, Fêns-, Fênis-, Fäns-, Fänismännchen, Venusmännchen oder -weibchen.
42. Erzählung von Frau Ruprecht in Woitz bei Ottmachau.
43. Wahner mundartl. in Mitteil. Heft 9. 1903. S. 23 f.
44. Handschriftlich von Seminarist Franz Peikert aus Hohndorf.
45. Mündlich aus Langenau bei Katscher.
46. Hohaus in Gl. V. III. 1883/84. S. 270 f. und Klose. 1888. S. 66.
47. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 7.
48. Derf. S. 5 f.
49. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. I. 1862. S. 71.
50. Derf. S. 41 f.
51. Cogho, Volkssagen des RG. 1903. S. 35 f.
52. Laura Weinhold in Z. f. V. VII. 1897. S. 444.
53. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 20.
54. Grohmann, Sagenbuch von Böhmen und Mähren. 1863. S. 44 f.
55. Weinhold in Z. f. V. V. 1895. S. 124. Der Name Wasserlisse für Wassernixe ist nur schlesisch.
56. Laura Weinhold in Z. f. V. VII. 1897. S. 443 f.
57. Mundartl. von August Knötel in Prov.-Bl. 1873. S. 77.
58. Olbrich in Breslauer Germanist. Abhandl. Heft 12. 1896. S. 122 f.
59. Handschriftl. von Seminarist Joseph Nowak aus Deutsch-Rasselwitz.
60. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 112 f.
61. Handschriftl. von Seminarist Paul Spallek aus Klein-Strehlitz.
62. Wahner in Mitteil. Heft 10. 1903. S. 22 f.
63. Handschriftl. von Seminarist Joh. Stogniew aus Czissowa.
64. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. I. 1862. S. 77.
65. Immergrüner Märchenwald in Prov.-Bl. 1862. S. 117 f.
66. Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85 S. 174 f. und Klose 1888. S. 106.
67. Handschriftl. von A. Kastner nach mündl. Volkserzählung.
68. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 35.
69. Mitteil. in Prov.-Bl. 1821 (Bd. 73). S. 406 f. und nach Lompas Handschrift. 1846. S. 3.
70. Nach Burgklechner, Ausführliche Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Tyrol. 1642. Prov.-Bl. 1874. S. 75. Die Rübezahlsgestalt, wie sie den aus der Ferne kommenden Besuchern des Riesengebirges von Führern und in literarischer Dutzendware ausgemalt wird, ist nicht bodenständig. Vgl. die Bemerk. über Praetorius im Vorwort S. VI. Den alten echten Rübezahl entdeckt zu haben, ist das Verdienst Coghos, des besten Kenners der Sagenwelt des RG.

und seines Freundes Regell, dessen Aufsatz in Mitt. d. Schl. Ges. f. Volksk. Bd. XV. S. 165 f. den Gegenstand besonders klärt. Als abgeschlossen kann aber die Frage erst angesehen werden, wenn wir einmal ein Rübezahlsagenbuch haben werden, das nicht nur die echten, sondern auch die unechten Sagen im einzelnen nachweist. Die Sagen Nr. 70–74 sind alte echte Rübezahlssagen.
71. Aus einem lateinisch geschriebenen Buche Magica, Seu mirabilium Historiarum De Spectris etc. Eisleben 1597. Prov.-Bl. 1872. S. 415.
72. Nach dem Walenbüchlein des Hans Man von Regenspurg vom Jahre 1615.
73. Nach Naso, Phoenix redivivus 1667. S. 318 f.
74. Nach Praetorius, Satyrus etymol. 12.
75. A. Kastner, Neisser Gymnasialprogramm. 1845. S. 11 f.
76. Mündlich aus Langenau bei Katscher. Rzehulka, der Berggeist im oberschles. Volksglauben, in der Sonntagsbeilage der Schles. Volksztg. v. 12. Januar 1908. Drechsler in Mitteil. Heft 13. 1905. S. 75. Wrubel, Bergmännische Sagen 1882. S. 53.
77. Rzehulka a. a. O.
78. Wrubel a. a. O. 1882. S. 53 f.
79. Drechsler a. a. O. S. 74.
80. Drechsler abenda S. 79.
81. A. Bartsch in Mitteil. Heft 8. 1901. S. 48.
82. Drechsler a. a. O. S. 77.
83. Cogho, Volkssagen des RG. 1903. S. 12 f.
84. Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut 1893. S. 34.
85. Rudolf Drescher im Globus X. 1866. S. 240.
86. Erzählung von Frau Ruprecht in Woitz. Die Töchter des Nachtjägers stehen vereinzelt, zweifellos eine Uebertragung von den Töchtern des Wassermanns, die in zahlreichen Sagen vorkommen.
87. Weinhold in Z. f. V. III. 1893. S. 97.
88. Peter, Volkstümliches aus Österr.-Schlesien II. 1867. S. 49 f.
89. Derf. S. 50.
90. Laura Weinhold in Z. f. V. VII. 1897. S. 101 f.
91. Knauthe in Z. „Am Urquell" II. 1891. S. 66.
92. Erzählung von Mutter Heimann in Patschkau.
93. Handschriftl. von Seminarist Joseph Malcher aus Rokitsch.
94. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. I. 1862. S. 182.
95. Philo, Schlesien 1884. S. 18 f.
96. Handschriftl. von Lehrer Soa in Görlitz Kreis Oels.
97. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. I. 1862. S. 96 f.
98. Derf. S. 90 f.
99. Baumann in Prov.-Bl. 1871. S. 183.
100. Nach R. Riedel in Prov.-Bl. 1873. S. 179.
101. Gräße, Sagenbuch des Preuß. Staates 1871. S. 305.
102. Handschriftl. von Seminarist Paul Rother aus Langendorf.
103. Philo, Schlesien 1884. S. 40 f.
104. Rudolf Drescher im Globus X. 1866. S. 242.
105. Klose, Sagen der Grafschaft. 1888. S. 108 f.
106. Rudolf Drescher im Globus X. 1866. S. 243 f.
107. Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85. S. 170 f.

108. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 40.
109. Philo, Schlesien 1884. S. 37 f.
110. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 42.
111. Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 81 f.
112. Büsching, Volkssagen, Märchen und Legenden. 1820. S. 177. Haupt, Sagenbuch der Lausitz I. 1862. S. 92.
113. Haupt a. a. O. I. 1862. S. 102.
114. Haupt a. a. O. I. 1862. S. 100 f.
115. Haupt a. a. O. I. 1862. S. 91. Zeitschr. „Schlesien" IV. Jahrg. S. 114.
116. Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut. 1893. S. 43 f.
117. Philo, Schlesien 1884. S. 39 f.
118. Handschriftl. von A. Kastner in Neisse, nach der Erzählung des Pfarrers Rauch in Rosenthal.
119. Handschriftl. von A. Eichner aus Striegau.
120. Handschriftl. von dems.
121. R. Riedel in Prov.-Bl. 1873. S. 28. Die „Blaue Marie" ist das Haus Ecke Breite Straße und Neumarkt in Breslau.
122. Mündlich aus Woitz bei Ottmachau und Patschkau.
123. Mündlich von der alten Gottwaldten in Patschkau.
124. Proschko, Geschichte und Sage aus Schlesien. 1879. S. 121. 157.
125. A. Eichner in Mitteil. Heft 3. 1896. S. 26.
126. Nach der mundartl. Erzählung von Marie Hillmann in Brzesowie.
127. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 24.
128. Erzählung eines Gleiwitzer Gymnasiasten aus Preschlebie Kreis Gleiwitz.
129. Mündlich aus Breslau.
130. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. I. 1862. S. 184.
131. Adalbert Pohl aus Wurzelsdorf im Jahrbuch für das Jeschken- und Isergebirge V. 1895. S. 47 f.
132. Handschriftl. von Lehrer Gustav Krause in Schwerta, Kreis Lauban.
133. Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut. 1893. S. 10 f.
134. Handschriftl. von A. Eichner aus Striegau.
135. Mündlich vom alten Gottwaldt in Patschkau.
136. J. Riedel in Zeitschrift „Oberschlesien" I. 1902/3. S. 776 f.
137. Olbrich in Mitteil. Heft 12. 1904. S. 64 f.
138. Handschriftl. von Franz Streit aus Breitenfurt in Österr.-Schlesien.
139. Peter in Prov.-Bl. 1868. S. 204 f.
140. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 62.
141. Ders. II. 1867. S. 68. Aus Zuckmantel berichtet.
142. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. I. 1862. S. 200. „Auf das Flußwasser tragen" heißt: die Gegenstände zu einem fließenden Gewässer tragen und hineinwerfen, damit der an ihnen haftende Zauber unschädlich werde.
143. Haupt a. a. O. II. 1863. S. 82.
144. Sonntag in Prov.-Bl. 1870. S. 512.
145. Lompa, Handschrift 1846. S. 38. Die Bannung von Tieren durch christliche Heilige ist uralt und hat ihr Vorbild schon im Altertum.
146. Handschriftl. von Lehrer Paul Kutzer in Ziegenhals.
147. Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85. S. 76 u. Klose, Sagen der Grafschaft. 1888. S. 112.
148. Hohaus ebenda S. 268 f. und Klose ebenda S. 61.

149. Handschriftl. von Seminarist Otto Radek aus Oberglogau.
150. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 63 f.
151. K. Baster in Prov.-Bl. 1871. S. 29 f. Die hier geschilderte Sitte ist im polnischen Oberschlesien allgemein. Das Bild der Muttergottes oder irgend eines Heiligen wird bei kirchlichen Prozessionen von Jungfrauen getragen, die mancherorts von den jungen Männern gewählt werden. Es gilt als hohe Ehre zu den Tragjungfrauen zu gehören.
152. Klose, Sagen der Grafschaft. 1888. S. 19. Die Siebenschläferlegende ist altchristlichen Ursprungs, der Zauberschlaf ist noch älter und hat seine Vorbilder im Talmud, in Griechenland, ja selbst in Indien.
153. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 92 f.
154. Drechsler in Mitteil. Bd. XI. 1909. S. 95.
155. Lompa, Handschrift 1846. S. 179 f. Von einem polnischen Fleischer in Rosenberg.
156. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. I. 1862. S. 260.
157. Handschriftl. von Friedrich Vogt. Nach der Erzählung des Bauers Drescher in Pfaffendorf.
158. Laura Weinhold in Z. f. V. VII. 1897. S. 103.
159. A. Kastner, Neisser Gymnasialprogramm. 1845. S. 22. Diese Erzählung wird schon zu Cäsars Zeit durch den Grammatiker Konon berichtet; auch im Talmud findet sie sich.
160. Paul Kutzer in Zeitschrift „Oberschlesien" VIII. 1909. S. 512 f.
161. Handschriftlich von Seminarist Franz Peikert aus Hohndorf.
162. Hohaus in Gl. V. VI. 1886/87. S. 174 und Klose 1888. S. 22 f.
163. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 91 f.
164. Handschriftl. von Herrn v. Woikowsky-Biedau in Oberglogau übersandt.
165. Lompa, Handschrift 1846. S. 34 f.
166. Cogho, Volkssagen des Riesengebirges 1903. S. 17 f.
167. Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau 1861. S. 41 f.
168. Ders. S. 12 f.
169. Hohaus in Gl. V. VI. 1886/87. S. 270 f. u. Klose 1888. S. 100.
170. Hohaus ebenda. IV. 1884/85. S. 80 f. und Klose 1888. S. 75 f.
171. Erzählung eines Oppelner Sextaners, durch Prof. Wilpert.
172. Gräße, Sagenbuch des Preuß. Staates. 1871. S. 368.
173. Th. Oelsner in Prov.-Bl. 1862. S. 651.
174. H. K. in Prov.-Bl 1870. S. 83. Aus Warmbrunn.
175. H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 202.
176. Dr. Matzner in Prov.-Bl. 1869. S. 466. Aus der Wahlstatter Gegend.
177. R. Riedel in Prov.-Bl. 1873. S. 26.
178. Gräße, Sagenbuch des Preuß. Staates. 1871. S. 198.
179 A. Knötel in Prov.-Bl. 1873. S. 185.
180. Hohaus in Gl. V. III. 1883/84. S. 172 f. u. Klose 1888. S. 60.
181. A. Kastner, Neisser Gymnasialprogramm 1845. S. 19 f.
182. Grabinski, die Sagen, der Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlesien. 1886. S. 21 f.
183. Prov.-Bl. 1809 (49 Bd.) S. 97 f. Auch H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 242 u. a.
184. Cogho, Volkssagen des RG. 1903. S. 52.
185. Ders. S. 47.
186. Ders. S. 62.

187. Derſ. S. 61.
188. Patſchovsky, Sagen des Kreiſes Landeshut. 1893. S. 40.
189. Derſ. S. 38.
190. Erzählung eines Oppelner Sextaners, durch Prof. Wilpert.
191. Büſching, Sagen und Geſchichten aus dem Schleſiertale 1824. S. 23 f.
192 Herring in Prov.-Bl. 1866. S. 242 f.
193. Kloſe, Sagen der Grafſchaft Glatz 1888 S. 41.
194. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 77. Aus Weidenau.
195. Wahner in Oberſchleſ. Heimat II. 1906. S. 106 f. Der alte Turm, jetzt erneuert, ſteht heute noch.
196. Grabinski a. a. O. (182) 1886. S. 19.
197. Cogho, Volksſagen aus dem RG. 1903. S. 74 f.
198. Oberlehrer Bayer in Johannisbad i. Wanderer im RG. 1899. S. 144. Ausgeklingelter Mohn ſind die Mohnkörner, die man durch „Ausklingeln" d. h. Ausſchütteln der Mohnhäupter gewonnen hat.
199. Von Bürgermeiſter Tſchöcke in Reichenſtein mitgeteilt.
200. W. v. Studnitz im Schleſiſchen Taſchenbuche (Herausgeg. v. W. L. Schmidt), Hirſchberg 1826. S. 339.
201. Lompa, Handſchrift 1846. S. 38.
202. Gräſſe, Sagenbuch des Preuß. Staates 1871. II. S. 195. Bedeutend gekürzt.
203. H. Goedſche, Sagenſchatz 1840. S. 134 f.
204. O. Goedſche, Sagen des Rieſengebirges 1884. S. 95 f.
205. Derſ. S. 9 f. Kurz zuſammengefaßt. Gotſche II. Schoff ſtarb 1420
206. Haupt, Sagenbuch der Lauſitz II. 1863. S. 75.
207. Gl. V. VI. S. 265 f.
208. Volkserzählung aus Katſcher.
209. Kloſe, Sagen des Rieſengebirges 1887. S. 96 (Landeshut) und Schleſiſcher Muſenalmanach für 1883 (herausgeg. v. Th. Brand) S. 47 f. (Gleiwitz).
210. Nach Wahrendorff, Lignitziſche Merkwürdigkeiten. 1724. S. 399 f.
211. Gräſſe, Sagenbuch des Preuß. Staates 1871. II. S. 257.
212. Erzählung von Mutter Heimann in Patſchkau.
213. Wie ſich die Geſchichte zu dieſer allgemein bekannten Sage verhält, darüber Grünhagen, Aus dem Sagenkreiſe Friedrichs des Großen S. 24.
214. Erzählung eines Oppelner Quartaners, durch Prof. Wilpert in Oppeln.
215. Gräſſe, Sagenbuch des Preuß. Staat. 1871 II. S. 281. Der Ort hieß Gotſchenſtein, weil er einſt den Grafen Schaffgotſch gehörte und als Grenzpunkt ihres Gebietes galt. Die Sage entſtand aus dem nichtverſtandenen Namen.
216. H Goedſche, Sagenbuch 1840. S. 195.
217. Grimm, deutſche Sagen Nr. 390. Nach Lucae, Denkwürdigk. 1689. S. 920 f. Auch Naſo, Phoenix rediv. 1667 S. 91 kennt die Sage.
218. Gräſſe, Sagenbuch 1871 II. S. 167. Aus H. Goedſche, Sagenſchatz, 1840.
219. Nach Hippes Aufſatz in Mitteil. Heft 11 S. 115 (H. Goedſches Sagengeſtalt).
220. Philo, Schleſien 1884 S. 64. Aus Protſchkenhayn.
221. Handſchriftl. von S. Pohludka.
222. Gl. V. VIII S. 189.
223. Nach Georg Poppe im „Gemittlichen Schläſinger" 1914 S. 88.

Regiſter der Ortsnamen.

D.=Dorf, St.=Stadt.

Die Zahlen beziehen ſich auf die Nummern der Sagen.

Abendburg, Felſen im Iſergebirge 72, 186.
Adersbach, D. im Braunauiſchen 116.
Agnesfeld, D. Kr. Glatz 162.
Agnetendorf, D. Kr. Hirſchberg 185, 187, 197.
Albendorf, D. Kr. Neurode 105, 169
Älternſtein, Öldernſtein in der Mora bei Wigſtein 60.
Altewalde, D. Kr. Neiſſe 181.
Alt-Striegau, D. Kr. Striegau 119.
Altwater 75.
Alt-Wilmsdorf, D. Kr. Glatz 170.
Annaberg im Kr. Groß-Strehlitz 164.
Annakapelle im Rieſengebirge 184.
Arnoldsdorf, D. Kr. Neiſſe 138.
Bamberg 202.
Barzdorf, D. im Braunauiſchen 29.
Bennisch, St. Bzh. Freudenthal in Öſterr.-Schleſien 140.
Berlin 207.
Bernsdorf, D. Kr. Münſterberg 5.
Beuthen O/S 76, 145, 201.
Biſchofskoppe bei Zuckmantel 110.
Blasdorf ſ. Ober-Blasdorf.
„Blaue Marie" in Breslau 121.
Bober 188.
Boberröhrsdorf, D. Kr. Hirſchberg 99.
Bolzenſtein Kreis Schönau 215.
„Brand" bei Landeshut 132.
Braunau 29.
Breslau 121, 129, 137, 218, 219.
Brieg 221.
Brotbänke in Glatz 178.
Brunnberg im Rieſengebirge 74.
Brzeſowie, D. Kr. Glatz 126.
Buchau, D. Kr. Neurode 106.
Bunzlau 2.
Burgberg bei Jägerndorf 208.
Camenz, D. Kr. Frankenſtein 213.
Czissowa, D. Kr. Koſel 63.
Deutſch-Leippe, D. Kr. Grottkau 92.
Deutſch-Liſſa, Marktfl. bei Breslau 219.
Deutſch-Raſſelwitz, D. Kr. Neuſtadt 59.
Deutſch-Wette, D. Kr. Neiſſe 181.
Diehſa, D. Kr. Rothenburg 49.
Dobrau, D. Kr. Neuſtadt 61.
Dom zu Breslau 218.
Dreigräben 173.
Dresden 130.
Dürrhartha D. Kr. Frankenſtein 57.
Dürrkamitz, D. Kr. Neiſſe 136.
Ebersdorf, D. Kr. Habelſchwerdt 148.
„Eichwald" bei Ziegenhals 160.
Einſiedel, D. Bzh. Freudenthal in Öſterr.-Schleſien 109.
Eisersdorf, D. Kr. Glatz 178.
Ellguth, D. Kr. Grottkau 43.
Erdmannsdorf, D. Kr. Hirſchberg 174.
„Erlen", die bei Oberglogau 149.
Eulengebirge 25, 85.
Falkenberg O/S 171.
Falkenberg, D. Kr. Neurode 25.
Falkenſtein, Falkenberge bei Fiſchbach 215.
Fenichsmannlaberg zwiſchen Koſchpendorf und Kammig 43.
Fenixmändelberg bei Schwammelwitz 41.
Fichtenthal, Kolonie Kr. Bunzlau 114.
Fiſchbach, D. Kr. Hirſchberg 215.
Florianiberg bei Habelſchwerdt 46.
Frankenberg, D. Kr. Frankenſtein 56.
Freiwaldau, St. u. Bzh. in Öſterr.-Schleſien 153.
Freudenthal, St. in Öſterr.-Schleſien 110.

Galgenberg bei Jauernig 108.
Gipsgruben bei Katscher 45.
Gläsen, Klein-Gläsen, D. Kr. Leobschütz 59.
Glatz 8, 9, 27, 103, 152, 178, 207, 222.
Glausche, D. Kr. Namslau 69.
Glausnitz, D. Kr. Hirschberg 18.
Gleiwitz 11, 209.
Glogau 168, 203.
Glumpenau, D. Kr. Grottkau 86.
Gnadenkirche in Landeshut 132.
Godullahütte, Hammerwerk Kr. Beuthen 81.
Goldberg 210.
Goldene Stollen an der hohen Mense 200.
Gompersdorf, D. Kr. Habelschwerdt 67.
Görlitz 16, 97, 112, 143, 206.
Görlitzer Heide 50.
Görtelsdorf, D. Kr. Landeshut 39, 116.
Grafenort, D. Kr. Habelschwerdt 34.
Greiffenstein, D. u. Burg Kr. Löwenberg 185, 205.
Grojetzberg bei Lubschau Kr. Lublinitz 165.
Groß-Iser, Iserhäuser, D. Kr. Löwenberg 131, 166.
Groß-Nädlitz, D. bei Breslau 4.
Groß-Neundorf, D. Kr. Neisse 6.
Groß-Särchen, D. Kr. Hoyerswerda 130.
Große Teich im Riesengebirge 73.
Grüssau, D. Kr. Landeshut 190.
Gurau D. an der Oder 87.
Gurschdorf, D. bei Friedeberg in Österr.-Schlesien 48, 88.
Hahnenkräbe bei Breslau 219.
Harte-Hartha, Dürrhartha, D. Kr. Frankenstein 57.
Hausberg bei Hirschberg 183.
Hausdorf, D. bei Neurode 14.
Heidegersdorf, D. Kr. Bunzlau 114.
Hellberge bei Freystadt 115.
Hermsdorf städtisch, D. Kr. Landeshut 84.
Herrenwiese bei Jauernick 156.
Herrgottstein bei Sagan 115.
Herrleinberg bei Langenbielau 40.
Herrnmotschelnitz, D. Kr. Wohlau 211.
Heuscheuer 28, 66.
Hirschberg 183.
Hochkirch, D. Kr. Glogau 167.
Hohndorf, D. Kr. Leobschütz 44, 161.
Höllenfelsen am Kynast 83.
Höllengrund, Tal bei Hohndorf 161.
Höllengrund am Schloßberg Schnallenstein 118.
Höllensteg am Schloßberg Schnallenstein 118.
Hundeloch in Görlitz 16.
Hungerturm zu Liegnitz 216.
Jägerndorf, St. u. Bzh. in Österr.-Schlesien 208.
Jakobskirche zu Görlitz 206.
Jauernig, St. in Österr.-Schlesien 68, 108.
Jauernick, D. Kr. Görlitz 156.
Jauersberg bei Reichenstein 26.
Johannesberg, Schloß bei Jauernig in Österr.-Schlesien 108.
Johannisbad, St. und Badeort in Böhmen 198.
Jungfernsee bei Kottwitz 58.
Jürgengraben bei Johannisbad in Böhmen 198.
Kahle Berg bei Gompersdorf 67.
Kamenz, St. in der Sächsischen Lausitz 130.
Kamnig, D. Kr. Grottkau 43.
Karpenstein, Burgruine bei Landeck 193.
Katscher, St. Kr. Leobschütz 45.
Katternberg bei Deutsch-Wette 181.
Kemnitzer Revier im Isergebirge 166.
Kiesewald, D. Kr. Hirschberg 12.
Klauchenlehne bei Reichenau 52.
Klein-Bielau, D. Kr. Schweidnitz 121.
Klein-Biesnitz, D. Kr. Görlitz 112.
Klein-Strehlitz, D. Kr. Neustadt 61.
Klein-Tscherbeney, D. in Böhmen, durch die Grenze getrennt von Tscherbeney Kr. Glatz 21.
Klingewalde, D. Kr. Görlitz 64.
Kobelsberg bei Gurschdorf in Österr.-Schlesien 48.
Köhlerberg bei Freudenthal 110.

Koischwitzer See im Kr. Liegnitz 176.
Königswalde, D. Kr. Neurode 147.
Koschpendorf, D. Kr. Grottkau 43.
Kostenthal, D. Kr. Cosel 22.
Kottwitz, D. Kr. Breslau 58.
Kressenbrücke im Nesselgrunder Forst 27.
Kreuzburg 137.
Kreuzendorf, D. Kr. Leobschütz 109.
Kritschen, D. Kr. Oels 31.
Kuhtal am Annaberge 164.
Kunitzer See im Kr. Liegnitz 176.
Kutschenstein bei Fischbach 215.
Kynast im Riesengebirge 83.
Kynsburg, Kr. Schweidnitz 24, 191.
Landeck, St. Kr. Habelschwerdt 193.
Landeshut 132, 204, 209.
Landskrone bei Görlitz 112.
Langenbielau, D. Kr. Reichenbach 40.
Langendorf, D. Kr. Neisse 102.
Lauban 3.
Lauterbach, D. Kr. Reichenbach 91.
Leubus, Kloster Kr. Wohlau 213.
Leuthmannsdorf, D. Kr. Landeshut 39.
Lichtenwalde D. Kr. Habelschwerdt 180.
Liebau, St. Kr. Landeshut 133.
Liegnitz 175, 176, 179, 216.
Löwenberg 131.
Lubetzko, D. Kr. Lublinitz 151.
Lubschau, D. Kr. Lublinitz 165.
Marklissa, St. Kr. Lauban 115.
Matzenberg (Matzaberg) im Riesengebirge 187.
Melgoschke bei Woitz 86.
Mittelwalde, St. Kr. Habelschwerdt 118.
Moosebruchteich im Altvatergebirge 153, 163.
Muskau, St. Kr. Rothenburg 172.
Neisse 137, 159, 192.
Nesselgrunder Forst, Kr. Glatz und Habelschwerdt 27.
Neudorf, D. Kr. Reichenbach 55.
Neugericht, D. Kr. Waldenburg 144.
Neurode 85.
Niederwalde, D. bei Jauernig in Österr.-Schlesien 37.
Nikolaikirchhof zu Görlitz 143.
Nowag, D. Kr. Neisse 95.
Ober-Blasdorf, D. Kr. Landeshut 189.
Oberglogau 149.
Oelberg bei Steinseiffersdorf 117.
Oels 96.
Oppeln 195, 214.
Ostsee 153, 163.
Otternstein im Eulengebirge 14.
Passendorf, D. Kr. Neurode 66.
Patschkau, St. Kr. Neisse 122, 135, 194 (Potschke).
Pawonkau, D. Kr. Lublinitz 182.
Petersdorf, D. Kr. Hirschberg 12.
Peterskirche zu Görlitz 112.
Peterstein im Altvatergebirge 124.
Pfaffendorf, D. Kr. Landeshut 84, 157.
Pietrochau, Vorwerk Kr. Lublinitz 151.
Poditau, D. Kr. Glatz 104.
Polaun, D. Bzh. Gablonz in Böhmen 131, 166.
Polnisch-Wette, D. Kr. Neisse 181.
Pulverturm zu Oppeln 195.
Puschmühle bei Dürrkamitz 136.
Reichenau, D. Kr. Frankenstein 52, 135.
Reichenstein, St. Kr. Frankenstein 199.
Reichenstein, Ruine bei Jauernig Österr.-Schlesien 15.
Reich-Hennersdorfer Berge, Kr. Landeshut 188.
Reichthal, D. Kr. Namslau 69.
Reihwiesen, D. im Altvatergebirge 163.
Ringelkoppe im Heuscheuergebirge 29.
Rochlitz, D. in Böhmen Bzh. Starkenbach 12.
Rokitsch, D. Kr. Cosel 93.
Rosenthal, D. Kr. Habelschwerdt 118.
Rosenthal, D. bei Zuckmantel in Österr.-Schlesien 138.
Rote Berg bei Glatz 152.
Rothwaltersdorf, D. Kr. Neurode 25.
Rudelsdorf, D. Kr. Nimptsch 91.
Ruppersdorf, D. Kr. Strehlen 101.
Saalberg, D. Kr. Hirschberg 17.

Sagan 115.
Salzburg 203.
Schaue bei Woitz 86.
Scheitniger Straße zu Breslau 129.
Schellenburg, Ruine bei Jägerndorf 208.
Schlachtberg bei Sulau 1.
Schlaney, D. Kr. Glatz 21.
Schlaupitz, D. Kr. Reichenbach 90.
Schlause, D. Kr. Münsterberg 13.
Schlegel, D. Kr. Neurode 105.
Schlottendorf, D. Kr. Frankenstein 26.
Schmograu, D. Kr. Namslau 69.
Schnallenstein, Burgruine Kr. Habelschwerdt 118.
Schneckenberg bei Oppeln 214.
Schneegrube, Agnetendorfer 185.
Schneekoppe (Riesenberg) 70, 73.
Scholzenberg bei Ober-Blasdorf 189.
Schönwalde, D. Kr. Gleiwitz 179.
Schornsteinfegerbüschel zwischen Agnesfeld u. Finkenhübel 162.
Schwammelwitz, D. Kr. Neisse 41, 42.
Schwarzwasser, D. bei Friedeberg in Österr.-Schlesien 47.
Schwedeldorf, D. Kr. Glatz 123.
Schweidnitz 65, 217.
Siebenhuben, D. Bzh. Freiwaldau in Österr.-Schlesien 88.
Spillalutschenstein in der Hutung bei Niederwalde 37.
Steinau 203.
Steinseiffersdorf, D. Kr. Reichenbach 117.
Stenker, D. Kr. Görlitz 113.
Sulau, St. Kr. Militsch 1.
Teufelsbrücke bei der Ruine Schnallenstein 118.
Teufelsgärtchen im Riesengebirge 74.
Teufelsgraben bei Ruppersdorf 101.
Teufelsstein bei Klein-Biesnitz 112.
Teufelsstein bei Görtelsdorf 116.
Teufelsstein bei Sagan 115.
Teufelssteine bei der Ruine Schnallenstein 118.
Teufelsstein bei Stenker 113.
Teufelsstein im Tscherbeneyer Tal 107.
Teufelsstuhl auf der Landskrone 112.
Tormersdorf, D. Kr. Rothenburg 94.
Tost, St. Kr. Tost-Gleiwitz 62, 196.
„Tote Mann" im Nesselgrunder Forst 27.
Trebnitz 137, 202.
Troppau 208.
Tscherbeney, D. Kr. Glatz 107.
Turmstein im Riesengebirge 187.
Ueberschar bei Verlorenwasser 20.
Utschendorf, D. Kr. Glatz 32.
Verlorensberg, Hügel bei Reichenbach 158.
Verlorenwasser, D. Kr. Habelschwerdt 20.
Vogelberg im Nesselgrunder Forst 27.
Wartha, Marktfl. Kr. Frankenstein 223.
Wehrau, D. Kr. Bunzlau 98.
Wehrtümpel in der Biele bei Deutsch-Wette 181.
Weidenau, St. Bzh. Freiwaldau in Österr.-Schlesien 68, 127.
Wettstein bei Marklissa 115.
Wien 35, 203.
Wigstadtl, St. Bzh. Troppau in Österr.-Schlesien 53, 60.
Wigstein, Burg, Bzh. Troppau in Österr.-Schlesien 60.
Wiesenbande im Riesengebirge 23.
Wildschütz, D. Bzh. Freiwaldau in Österr.-Schlesien 88.
Wiltsch, D. Kr. Frankenstein 19.
Winzig, St. Kr. Wohlau 173.
Wittichenau, St. Kr. Hoyerswerda 142.
Woitz, D. Kr. Grottkau 86, 122.
Woitzdorf, D. Bzh. Freiwaldau in Österr.-Schlesien 150.
Wüstewaltersdorf, D. Kr. Waldenburg 144.
Zabrze 10.
Zangenberg bei Marklissa 115.
Zechberg bei Tormersdorf 94.
Zeiskenschloß, Ruine bei Bad Salzbrunn 111.
Ziegenhals, St. Kr. Neisse 160.
Zoblitz, D. Kr. Rothenburg 50.
Zobtenberg 40, 177, 220.
Zobtengegend 90.
Zülzer Wasser bei Klein-Strehlitz 61.
Zwergsteine bei Görtelsdorf 39.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen

Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde begründet v. Friedrich Vogt, herausgegeben v. Theodor Siebs

Kühnau: Schlesische Sagen

I. Teil: **Spuk und Gespenstersagen.** [XXXVIII u. 618 S.] Geh. M. 8.—, geb. M. 9.—

II. Teil: **Elben-, Dämonen- und Teufelsagen.** [XXXII u. 745 S.] Geh. M. 10.—, geb. M. 11.—

III. Teil: **Zauber-, Wunder- und Schatzsagen.** Mit einer Abbildung. [XLVIII u. 680 S.] Geh. M. 12.—, geb. M. 13.—

IV. Teil: **Sachregister zum Gesamtwerk** mit Literatur-, Orts- und Personenverzeichnis. [VI u. 224 S.] Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Vogt: Die schlesischen Weihnachtsspiele

Mit Buchschmuck von M. Wislicenus sowie vier Gruppenbildern der Batzdorfer Weihnachtsspiele. [XVI u. 500 S.] Geh. M. 5.20, geb. M. 6.—

Drechsler: Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien

I. Teil: Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. [XIV u. 340 S.] Geh. M. 5.20, geb. M. 6.—

II. Teil: Mit Buchschmuck von Ellen Siebs. [XII u. 348 S.] Geh. M. 5.20, geb. M. 6.—

Ermäßigter Preis bei Bestellung der ganzen Reihe Kühnau-Vogt-Drechsler (7 Bände) in Originalband = M. 50.— (Einzelpreis M. 57.—)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

PREZYDIUM
Archiwum Akt Nowych
Archiwum Akt Nowych
WYDZIAŁ KULTURALNY

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Naturgeschichtliche Volksmärchen. Von Prof. Dr. Oskar Dähnhardt. 4. Auflage. Mit Bildern von O. Schwindrazheim. 2 Bände. Geb. je M. 2.40.

„... Dähnhardt hat die Sagen- und Märchenwelt aller Länder durchwandert und so viel des Schätzbaren mit heimgeschleppt, daß sich die deutschen Kleinen, auch die Großen noch, daran selig lesen können. Wer mit feineren Ohren hinhorcht, dem wird das einem jeden Volke Eigentümliche bei dessen Naturverstehen nicht entgehen. Das ist nicht der geringste Reiz an dieser einzigartigen Sammlung."
(Literar. Beilage zur Augsburger Postzeitung.)

Schwänke aus aller Welt. Von Prof. Dr. Oskar Dähnhardt. Für jung und alt herausgegeben. Mit 52 Abbildungen nach Zeichnungen von Alois Kolb. Geb. M. 3.—

„Lustige Geschichten wie die von Till Eulenspiegel und den Schildbürgern, in denen der Volkshumor zum Ausdruck kommt, haben von jeher alt und jung Freude gemacht; auch die Schwänke aus aller Welt, von denen die meisten noch ziemlich unbekannt zu sein scheinen, werden sicher für alle, die Sinn für Schalkhaftigkeit, Pfiffigkeit und Lebensweisheit des Volkes haben, eine Quelle des Vergnügens sein. Besonders der Jugend, welche so gerne lacht, bieten sie einen ebenso gesunden wie vergnüglichen Unterhaltungsstoff." (Preußische Jahrbücher).

Psychologie der Volksdichtung. Von Dr. Otto Böckel. 2. Auflage. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—

„... Dieses Buch bietet in seinem eigentlichen Texte eine großartig umfassende Abhandlung über das Wesen des Volksliedes, in seinen überaus zahlreichen Anmerkungen eine Biographie zum Thema und somit einen Wegweiser für jeden, der die empfangenen Anregungen zu gediegeneren Kenntnissen aufbauen will."
(Tägliche Rundschau.)

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt. Von Dr. Otto Böckel. 2. Auflage. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

„Das Büchlein ist ein erster glücklicher Versuch zur Sichtung und Verarbeitung des reichen Schatzes unserer Volkssage. Von kräftigem nationalen Empfinden getragen, ist es für Freunde unseres Volkstums eine empfehlenswerte Lektüre.
(Akademische Blätter.)

Unsere Pflanzen, ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Dr. Franz Söhns. 4. Auflage. Mit Buchschmuck von J. B. Cissarz. Geb. M. 3.—.

„... Wir möchten das Buch jedem Lehrer der Naturkunde in die Hand geben; denn mit seiner Hilfe hört der Botanikunterricht auf, ein nüchterner, lebloser zu sein; jede Pflanze gewinnt für den Schüler Bedeutung und Leben, sobald er erfährt, wie ihr Name entstanden, was für Sagen, Anekdoten und abergläubische Vorstellungen sich daran knüpfen."
(Schweiz. Archiv für Volkskunde.)

Arbeit und Rhythmus. Von Prof. Dr. Karl Bücher. 4. Auflage. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.

„... Die übrige Gemeinde allgemein Gebildeter, welche sich für die Gesamtheit des selbständigen und weitgreifenden Ueberblicks über den vielverschlungenen Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus aufrichtig freuen darf, wird dem bewährten Forscher auch dafür besonders dankbar sein, daß er ihr einen wertvollen Beitrag zu einer Lehre geliefert hat, welche die edelsten Genüsse in unserem armen Menschenleben vermittelt, nämlich zur Lehre von der denkenden Beobachtung nicht nur welterschütternder Ereignisse, sondern auch alltäglicher, auf Schritt und Tritt uns begegnender Geschehnisse."
(G. v. Mayr in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.)

Druck von Julius Booch, Inh. Landgraf & Stolle, Werdau i. Sa.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
1091 S
001-001091-00-0